

Helmut Walser Smith

Die Geschichte des Schlachters

**Mord und Antisemitismus
in einer deutschen Kleinstadt**

Wallstein

Im März 1900 wird in der ländlichen Kleinstadt Konitz am östlichen Rand des Deutschen Reiches die zerstückelte und ausgeblutete Leiche des 18jährigen Ernst Winter entdeckt. Die Bevölkerung ist schockiert. Bald konzentrieren sich die Verdächtigungen auf den jüdischen Schlachter, und Ritualmordvorwürfe werden laut. Die Stadt explodiert in antisemitischer Wut, so daß die Lokalbehörden das Militär zu Hilfe rufen, um die öffentliche Ordnung wiederherzustellen.

Helmut Walser Smith rollt anhand von bisher unbekanntem Dokumenten den Mordfall noch einmal auf. Er zeigt, wie ein Ensemble unterschiedlichster Vorurteile – über Juden, soziale Klassen, Sexualität und das Denken von Verbrechern – die Ermittlungen lenkte und möglicherweise Polizei und Stadtbewohner blind machte für die Identität des wirklichen Mörders unter ihnen.

In der interdisziplinären Tradition der großen mikrohistorischen Studien – wie Carlo Ginzburgs »Der Käse und die Würmer« und Natalie Zemon Davis' »Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre« – legt er das antisemitische Potential des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Deutschland bloß und antizipiert Entwicklungen, die zum Holocaust führten.

»Sozial- und Kulturgeschichte in ihrer Bestform.«

Peter Gay



Der Autor

Helmut Walser Smith, geb. 1962, ist Associate Professor für neuere Geschichte an der Vanderbilt University in Nashville, Tennessee.

Veröffentlichungen

»German Nationalism and Religious Conflict: Culture, Ideology, Politics, 1870-1914« (Princeton 1995); »Protestants, Catholics and Jews in Germany, 1800-1914«, (Oxford 2001, Hg.); »Exclusionary Violence: Antisemitic Riots in Modern German History«, Ann Arbor 2002 (Hg. zusammen mit Werner Bergmann und Christhard Hoffmann); »The Holocaust and other Genocides« (Nashville, 2002, Hg.).

Helmut Walser Smith

Die Geschichte des Schlachters

*Mord und Antisemitismus
in einer deutschen Kleinstadt*

*Aus dem Amerikanischen
von Udo Rennert*



WALLSTEIN VERLAG

Für Meike

Inhalt

Vorspiel	7
Mord und Vergeltung	17
Die Geschichte des Schlachters und andere Erzählungen	56
Geschichte und Vorbilder	100
Beschuldigungen	155
Die Inszenierung eines Ritualmords	190
Der Mörder	215
Nachspiel	238

Anhang

Anmerkungen	251
Bibliographie	289
Verzeichnis der Abbildungen	297
Danksagung	298

Vorspiel

Der grösste Teil der historischen und natürlichen
Erscheinungen ist nicht einfach oder nicht
in der Weise einfach, wie wir es gern hätten.

Primo Levi

Kurz gesagt, der Leitstern unserer Forschung ist
ein einziges Wort: verstehen.

Marc Bloch

Am Sonntagabend, dem 11. März 1900, ereignete sich in Konitz, einer Kleinstadt in Westpreussen, das heute zu Polen gehört, ein Mord. Zunächst hatte niemand die Tat bemerkt. Doch dann wurde der 18jährige Gymnasiast Ernst Winter vermisst. Zwei Tage später wurden Körperteile des Ermordeten entdeckt. Sie waren mit einer Säge abgetrennt, mit einem Messer aufgeschlitzt und anschliessend in Packpapier verschnürt und an verschiedenen Orten in der Stadt deponiert worden, hier der obere Torso, da der linke Arm, dort der Kopf. Die näheren Umstände des Mordes versetzten die Stadt in Unruhe, ebenso aber auch der anschwellende Lärm judenfeindlicher Beschuldigungen. Ein unüberhörbarer Chor von Stimmen klagte die Konitzer Juden an, sie hätten diesen Mord begangen.

Die Juden haben einen Christen geschlachtet Nicht weit
vom Tempel Moses
In 'nen Sack genäht, in See gebracht
Für sie was Tadelloses.¹

Die Anschuldigungen, die von Nachbarn gegen Nachbarn erhoben wurden, drehten sich um eine elaborierte Darstellung, die Geschichte des Schlachters, die auf eine alte Verleumdung zurück-

VORSPIEL

ging: den Ritualmordvorwurf gegenüber Juden. Nach dieser Legende, die erstmalig im Mittelalter dokumentiert ist, schlachteten die Juden jedes Jahr vor dem Pessachfest Christenkinder auf rituelle Weise, um mit ihrem Blut Mazzen (ungesäuertes Brot) zu backen. Die Juden hätten den Ritualmord von langer Hand geplant, hiess es auch in Konitz; die Juden bräuchten Christenblut, wurde gebetsmühlenhaft wiederholt. Viele Jahre später erinnerte sich der expressionistische Schriftsteller Ernst Toller noch an den Nachhall, den diese Ereignisse in seinem Heimatort bei Schneidemühl, etwa 80 Kilometer von Konitz entfernt, hatten. Auf die Frage, warum die anderen Kinder Juden auf der Strasse hinterherschreien, antwortet ihm sein Freund Stanislaw in Samotschin in Posen: «Die Juden haben in Konitz einen Christenjungen geschlachtet und das Blut in die Mazzen gebacken.»²

Der Ritualmordvorwurf führte bald zu Gewalttaten, zunächst sporadisch und dann mit zunehmender Intensität, deren Höhepunkt schliesslich in mehrere grössere judenfeindliche Ausschreitungen mündete. Für die Juden in Konitz war ihre friedliche Heimatstadt plötzlich zu einem gefährlichen Ort geworden. Es herrschte ein «Kriegszustands bei dem «sie sich kaum noch aus ihren Wohnungen heraustrau[t]en».³ Auch die örtlichen Behörden waren beunruhigt. Aus Furcht, der Unruhen nicht Herr werden zu können, riefen sie preussisches Militär zu Hilfe, um die Ordnung wiederherzustellen und die Juden zu schützen. Die jüdische Bevölkerung zählte etwas mehr als dreihundert Männer, Frauen und Kinder in einer Stadt mit zehntausend Einwohnern. Als man Soldaten mit der Eisenbahn nach Konitz brachte, wurden diese von den sonst so untertänigen westpreussischen Bürgern mit Steinen beworfen und als «jüdische Schutztruppe» beschimpft. «Wären die Soldaten nicht gekommen», erinnerte sich ein jüdischer Bürger, «hätte man uns des Nachts aus den Betten geholt.»⁴

Wie wir heute wissen, waren die antisemitischen Ausschreitungen in Konitz 1900 die Vorboten einer Katastrophe, die vierzig Jahre später völlig andere Ausmasse annehmen sollte, bei der das nationalsozialistische Deutschland, weit davon entfernt, die

VORSPIEL



Juden zu schützen, nun ihre Vernichtung betrieb und beinahe auch vollendete. In Konitz riefen Demonstranten: «Schlagt die Juden tot!», und vierzig Jahre später tat eine deutsche Regierung, unterstützt von einem Aufgebot williger Vollstrecker und ganz normaler Männer, genau dies. Als ein erster Höhepunkt wurde der staatlich angeordnete landesweite Pogrom am 9. November 1938 inszeniert, in dessen Verlauf Schaufenster jüdischer Geschäfte eingeschlagen, Synagogen in Brand gesteckt und Juden misshandelt oder umgebracht wurden. Dann folgten ‚Aktionen‘ von ‚Einsatzgruppen‘ und Polizeikommandos, die während des Krieges mit nie gekannter Brutalität die jüdische Bevölkerung in den Städten und Dörfern Osteuropas systematisch töteten. Und schliesslich, fast am Ende, wurden die Juden mit zunehmend effizienteren industriellen Methoden umgebracht, welche die Vernichtungslager – Kulmhof (Chemno), Belzec, Sobibor, Treblinka, Majdanek und Auschwitz – zu regelrechten Todesfabriken machten.

VORSPIEL

Für die Deutschen an der Schwelle zum 20. Jahrhundert war Auschwitz jedoch buchstäblich unvorstellbar. Hätte damals jemand gesagt, innerhalb der kommenden Jahrzehnte würde Deutschland zwei Weltkriege beginnen und versuchen, ein ganzes Volk zu vernichten, so wäre er auf Unglauben und Entrüstung gestossen. Ihre Gegenwart war ebenso wie die unsrige widersprüchlich, und ihr standen verschiedene Wege offen – sie war ebenso geprägt durch die Möglichkeiten einer hoffnungsvollen Entwicklung wie durch unheilvolle Vorzeichen. Wie Peter Gay mit Blick auf Juden und Deutsche schrieb, schien die Zukunft «[...] alles andere als eine potentielle Schreckenskammer».⁵

Um 1900 hatten die Deutschen bereits den strengen, autoritären Regierungsstil Otto von Bismarcks hinter sich gelassen, auch wenn sie den eisernen Kanzler der 1890 von Bord gegangen und 1898 auf seinem Landgut verschieden war, immer noch verehrten. Sein Rückzug aus der Politik ebnete den Weg für die ehrgeizigere und unberechenbarere Regierung Kaiser Wilhelms II., den Bismarck einmal mit einem Heliumballon verglichen hatte, den man ständig festhalten müsse. Flankiert von seiner adligen Entourage stellte der junge Kaiser mit seinem Regierungsstil zunehmend die Reichskanzler in den Schatten, die auf Bismarck folgten. In der Wilhelminischen Ära, wie die Periode ab 1890 mit der Zeit genannt wurde, stand der Kaiser an der Spitze eines «monarchischen Konstitutionalismus», der Immanuel Kants berühmter Charakterisierung der preussischen Politik eine moderne Form gab: «Räsonnirt so viel ihr wollt und worüber ihr wollt; nur gehorcht!»⁶ Der Monarch kontrollierte das Heer und die Aussenpolitik und sorgte für Recht und Ordnung im Land. Der Reichskanzler war allein dem Kaiser verantwortlich und nicht dem Reichstag. Andererseits hatte diese aus allgemeinen Wahlen nach dem Männerwahlrecht hervorgegangene Volksvertretung das Budgetrecht, so dass der Kanzler nicht nach Belieben schalten und walten konnte, sondern sich mit dem Reichstag arrangieren musste. Auch wenn Deutschland zu jener Zeit nicht das Musterbild einer

VORSPIEL

Demokratie war, so gewährleistete die Institution des Reichstags doch immerhin eine demokratische Entwicklung und kam, wie die Historikerin Margaret Lavinia Anderson überzeugend dargelegt hat, auf diesem Gebiet gut voran.⁷ Die katholische Zentrums- partei hatte die meisten Abgeordneten im Reichstag und wachte besonders darüber, dass die Verfassung eingehalten wurde, während die populärste Partei, die Sozialdemokraten, vor allem für Reformen einschliesslich des Frauenwahlrechts eintrat.

Die Folgen dieser wenngleich vorsichtigen Demokratisierung waren mit Händen zu greifen. Um 1900 schien die Macht der ostelbischen Junker und der selbstherrlichen Fabrikbesitzer im Schwinden begriffen, und autoritäre Reaktionen auf politische Pattsituationen wie das Verbot von Parteien und die Drohung, das allgemeine Wahlrecht aufzuheben, waren nicht länger selbstverständliche Optionen. Stattdessen bekräftigte das neue und moderne bürgerliche Gesetzbuch die Rechte der Bürger einschliesslich der Juden, und Einrichtungen wie Wahlkabinen und Umschläge für die Stimmzettel gewährleisteten geheime Wahlen. Auch in anderen Bereichen schien Deutschland keine schlimme Zukunft bevorzustehen. Um die Jahrhundertwende waren viele Deutsche in einer Vielzahl von Vereinen aktiv: Reformbewegungen, Wohlfahrtsgesellschaften, Vaterländische und Sportvereine. Häufig lärmend, zuweilen chauvinistisch, zum Teil exklusiv, zeugten diese Organisationen nichtsdestoweniger von einer vitalen öffentlichen Sphäre. Auch der allgemeine Bildungsstand der Bevölkerung gab Anlass zu Optimismus. 1900 zählten die Deutschen zu den Völkern mit der besten Schulbildung der Welt mit Alphabetisierungsquoten auf dem Niveau der heutigen Vereinigten Staaten. Deutschlands Grund- und weiterführende Schulen wurden allgemein bewundert – und zugleich wegen ihrer Disziplin gefürchtet –, und seine Hochschulen zogen Studenten aus ganz Europa an, samt Russland, und aus den Vereinigten Staaten. Der Afroamerikaner W.E.B. Du Bois beispielsweise begrüsst die deutschen Universitäten als eine Erholung von den rassistischen Beschränkungen seiner nordamerikanischen Heimat.

VORSPIEL

Schliesslich machten sich deutsche Wissenschaftler und Forscher einen Namen mit grossen Entdeckungen, für die sie in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts mit mehr Nobelpreisen ausgezeichnet wurden als die Wissenschaftler der meisten übrigen Länder zusammengenommen.⁸

«Das Geschehene ist ein Vorspiel», sagt Antonio zu Sebastian in Shakespeares *Der Sturm*: die späteren Akte waren erst noch zu schreiben, und niemand konnte wissen, welchen Gang die Ereignisse nehmen würden.

Wie manche Historiker mit Recht hervorgehoben haben, spürten sensible Zeitgenossen schon damals ein drohendes Unheil. Bewunderer Henrik Ibsens, wie etwa Eugen Heinrich Schmitt, sprachen vom «dämonischen Charakter unserer Zeit», und Zeitkritiker wie Friedrich Nietzsche sahen im Antisemitismus etwas, das tief in das Gewebe eines wie immer gearteten Deutschtums eingedrungen war.

Das Problem des Antisemitismus, seiner Ursprünge und seiner Fortdauer beschäftigte auch das Denken von Intellektuellen wie Aby Warburg, dem brillanten Kunsthistoriker und Spross einer wohlhabenden Hamburger Bankiersfamilie. Von den Ereignissen jener Zeit war es vor allem der angebliche Ritualmord in Konitz, der sein Interesse geweckt und ihn zu Reflexionen über die bedrückende Lage der Juden in einer aufgeklärten Gesellschaft angeregt hatte, die in unregelmässigen Abständen von atavistischen Paroxysmen heimgesucht wurde.⁹

Warburg formulierte das Problem des Antisemitismus in einer Weise, die auch für uns von Bedeutung ist. Wie verstehen wir Vorurteile, Hass und Gewalt im Kontext moderner Gesellschaften wie unserer eigenen, unter Menschen, die in vieler Hinsicht sind wie wir selbst. Wie verstehen wir diese Ereignisse unter Menschen, die nicht in finsternen Zeiten lebten, sondern in einer Epoche, in der die öffentliche Meinung einer unverhohlenen Äusserung von Hass entgegenstand?

Das ist nicht die einzige oder auch nur die am meisten verbreitete Sichtweise auf das Problem. In seinem Buch *Hitlers willige Vollstrecker*, das zahlreiche Leser erreichte, beschrieb Daniel J.

VORSPIEL

Goldhagen Deutsche, die im «Dritten Reich' lebten, als Menschen, die «eine[r] völlig andere[n] Kultur» angehörten, und ihre Erforschung als Entdeckung von «bislang Unbekanntem».¹⁰ Der Antisemitismus im «Dritten Reich' war nach Goldhagens Auffassung im «Zweiten Reich' verankert, in einer Gesellschaft, die von einem «eliminatorischen Antisemitismus' durchdrungen war. Man verweist mit Recht darauf, dass der Antisemitismus in Frankreich während der Dreyfus-Affäre und danach viel ausgeprägter gewesen zu sein schien als in Deutschland; dass in Russland blutige Judenpogrome an der Tagesordnung waren und dass demgegenüber im Deutschland der Jahrhundertwende der politische Antisemitismus bereits abgeebbt war und andere Formen der Judenfeindlichkeit zunehmend auf die Auswüchse des gesellschaftlichen Snobismus und der ideologischen Randzonen beschränkt waren. Der Erste Weltkrieg und die Weimarer Republik änderten zweifellos die Lage, doch letztlich kam Hitler vom Rand und nicht aus der Mitte, und es waren die Ideen dieser Randzone, des radikalen nationalistischen Milieus, aus denen die kommende Katastrophe ihre ideologische Dynamik bezog.

Die Ereignisse in Konitz ermöglichen es uns, eine einzelne Episode exemplarisch zu verfolgen: Sie sagen uns weder, was alle Christen in Deutschland über die Juden dachten, noch erklären sie, ob Deutschland sich bereits in einer Einbahnstrasse zur Judenvernichtung befand. Doch die Konzentration auf den Fall Konitz zeigt etwas, das sowohl Goldhagen als auch seine Kritiker übersehen haben, und dieses Etwas möchte ich als «Prozess' bezeichnen.

Der Prozess lässt einen latenten Antisemitismus manifest werden. Er transformiert private Fehden und Streitigkeiten zwischen Nachbarn in blutige Verfolgungen. Je nach dem vorherrschenden Kontext treffen die geflüsterten Gerüchte und das Austragen privater Zwistigkeiten auf taube Ohren, oder sie entfesseln eine mörderische Dynamik. Das Vorhandensein von Antisemitismus, Nationalismus oder Rassismus hat einen Einfluss auf den Ausgang der Geschichte, doch dieser lässt sich durch einfache Erhebung

VORSPIEL

von – antisemitischen oder anderen – Einstellungen nicht zureichend verstehen. Wenn wir dagegen den Prozess verfolgen, sehen wir, wie historische Kräfte zusammenfliessen: wie lokale Feindschaften zu mächtigen Symbolen werden, in denen grössere Antagonismen widerhallen; wie gehässiger Tratsch und Stammtischgeschichten zu einem öffentlichen Schauspiel erhoben werden und wie diese Geschichten sich in ein bereits bestehendes Muster politischer und religiöser Überzeugungen fügen. Wir können ferner sehen, wie die Anschuldigungen Machtbeziehungen verändern und politische Programme unterstützen und wie Menschen, die von der sich entfaltenden Dynamik mitgerissen werden, schliesslich an die objektive Wahrheit ihrer eigenen Lügen glauben.

Die Unruhen in Konitz, der schwerste Ausbruch antisemitischer Gewalt im wilhelminischen Deutschland, ermöglichen uns einen Blick auf den historischen Prozess während seiner Entfaltung.¹¹ Indem wir unseren Blick auf die Muster eines Antisemitismus auf lokaler Ebene schulen, können wir in den Worten Shulamit Volkovs «die einzigartige Umwelt» nachbilden, in der der Antisemitismus gedieh.¹² Mit Ausnahme von Wissenschaftlern, die den Antisemitismus in grossstädtischen Zentren untersucht haben, haben die Historiker bisher detailreiche Untersuchungen in kleinem Massstab gescheut.¹³ Stattdessen hat sich die umfangreiche und inzwischen anspruchsvolle Forschung über deutschen Antisemitismus in der Regel auf die Ideen prominenter Antisemiten, den Antisemitismus einer bestimmten Gruppe oder Institution oder auf antisemitische Politik konzentriert.¹⁴ Doch so wichtig solche Untersuchungen sind, sie zeigen uns nicht, auf welche Weise der Antisemitismus unter den vielfältigsten Einflüssen zu einem festen Bestandteil des Alltagslebens geworden ist. Auf der lokalen Ebene können wir diese Dinge mit grösserer Präzision erkennen, als es in einer grösseren Untersuchung meistens möglich ist.¹⁵ Und wir können in den Worten der polnisch-amerikanischen Schriftstellerin Eva Hoffmann an der Wahrheit

VORSPIEL

und der Vergangenheit «das Durchwachsene, Durchbrochene und Facettenreiche» genauer erkennen.¹⁶

Mehr als sechs Jahrzehnte nach den Ereignissen in Konitz wurde ich in einer deutschen Kleinstadt geboren und erlebte meine Kindheit und Jugend in einer Kleinstadt in den Vereinigten Staaten – beides Orte von etwa derselben Grösse wie Konitz. Ich glaubte in etwa zu verstehen, wie es kommen konnte, dass innerhalb bestimmter Grenzen gute Männer und Frauen erbot und rachsüchtig wurden und sich gegen ihre Nachbarn wandten. Doch obwohl ich mich eingehend mit der langen Geschichte des deutschen Antisemitismus beschäftigt hatte, traf mich das Ausmass an Vorurteilen, von denen die christliche Gemeinde in Konitz durchdrungen war, unvorbereitet. Dank der bemerkenswert reichhaltigen überlieferten Quellen zu dem unaufgeklärten Mordfall war ich in der Lage, die Fülle an Gerüchten und boshaften Verleumdungen in dieser Stadt zu rekonstruieren. Die Unterlagen des Staatsanwalts zusammen mit Berichten des Landrats und die Protokolle der Meineidsprozesse gegen einzelne Personen wurden gleichsam zu alten Röntgenbildern, die zusammengesetzt ein vollkommeneres Bild ergaben, als es selbst die Einwohner der Stadt zu sehen bekommen hatten. Wir können den Druck rekonstruieren, den die Ermittlungen in einem Mordfall und die damit einhergehenden antisemitischen Ausschreitungen auf eine deutsche Kleinstadt ausübten. Wir können sehen, wie Geschichten erfunden wurden, wer sie aufbrachte und aus welchen Gründen. Schliesslich können wir die Gewalt, ein Ritual in sich selbst, untersuchen.

Danach können wir damit beginnen, den Antisemitismus in seiner Wirkungsweise zu verfolgen. Manchmal bleibt der Antisemitismus abstrakt, wie wir wissen. In der Vergangenheit wie in der Gegenwart sprechen Menschen allgemein von ‚den Juden‘. In Konitz dagegen wurde der Antisemitismus schmerzhaft konkret, da die Menschen hier Juden verleumdeten, die sie persönlich kannten. Auf eine völlig neue Art und Weise können wir buchstäblich die Stimmen hören, die Beschuldigungen verfolgen und die Beziehungen der Nachbarn untereinander rekonstruierten. Es

VORSPIEL

entsteht ein Muster, und ein Prozess wird erkennbar: eine kleinstädtische christliche Gemeinde definiert sich neu, Bindungen werden zerstört und Nachbarn zu Fremden gemacht.

Schliesslich erlauben uns die Dokumente, die im Rahmen der *Geschichte des Schlachters* vorgelegt werden, den Mordfall noch einmal aufzurollen und zu verdeutlichen, wie ein Ensemble unterschiedlichster Vorurteile – über Juden, soziale Klassen, Sexualität und das Denken von Verbrechern – die Ermittlungen beeinträchtigte und möglicherweise sowohl die Polizei als auch die Stadtbewohner blind machte für die Identität und die näheren Lebensumstände des wirklichen Mörders unter ihnen.

Mord und Vergeltung

Eine Bevölkerung mit einem Hang zur Brutalität.¹

Baron Karl von Horn, Präsident des Regierungsbezirks
Marienwerder, über die Einwohner von Konitz

Wir werden in den zivilisiertesten Sprachen verfolgt.

Bernard Malamud, *Der Fixer*

I

Es war ein kalter Dienstagnachmittag in der zweiten Märzwoche, die Birken beiderseits der Flatowallee waren noch kahl nach einem langen Winter, das Gras war noch gefroren und braun, ohne Saft und Kraft.² Johannes Winter und sein Freund Lange, ein Bäcker, gingen zum Ufer des Mönchsees hinüber, an dessen Rand das Eis bereits geschmolzen war. In dem knietiefen eiskalten Wasser erblickten sie einen Gegenstand, der mit starkem Packpapier umwickelt und sorgfältig verschnürt war. Mit einem Stock zog Lange das Paket zu sich heran, und die beiden Männer lösten die Verschnürung und rissen die Verpackung auf.

«Mein Gott, das ist ja mein Sohn», rief Johannes Winter aus.³ Es war jedoch nur der obere Teil eines Torsos – nackt und bleich und unterhalb des Brustkorbs abgetrennt. Während die beiden Männer ihn an Land trugen, floss aus dem Torso eine übelkeiterregende Mischung aus Wasser und Blut.⁴

Die Nachricht von der Entdeckung verbreitete sich wie ein Lauffeuer in den Strassen und Lokalen von Konitz, einer verschlafenen westpreussischen Stadt, deren Einwohner ein solch grausiges Ereignis bis jetzt nur aus Romanen und Zeitungsmeldungen kannten. Voller Sensationslust strömten die Menschen am Ufer des Sees zusammen und sahen gebannt zu, wie Lange

MORD UND VERGELTUNG



Ernst Winter

und Johannes Winter im Wasser nach weiteren Leichenteilen suchten. Sie brauchten nicht lange zu warten. Schon nach kurzer Zeit stiessen die beiden Männer auf ein weiteres Paket. Es war die untere Hälfte des Torsos – bis auf ein restliches Ende Darm ausgeweidet, ansonsten jedoch vollständig samt Gesäss und Penis.

Jeder Irrtum sei ausgeschlossen, beharrte Johannes Winter. Sein Sohn – seit Sonntag, dem 11. März, vermisst –, war ein grossgewachsener, kräftiger Achtzehnjähriger, der gern schwamm, Sport trieb, tanzte und Fahrrad fuhr.⁵ Die Polizei, die Feuerwehr und mehrere Jäger mit Hunden durchkämmten auf der Suche nach Spuren und weiteren Körperteilen⁶ den Stadtwald.⁷ Sie zogen Erkundigungen ein und nahmen Hausdurchsuchungen vor. Aber erst am Donnerstag, dem 15. März, wurde ein weiterer Körperteil gefunden. In den frühen Morgenstunden, als ein blasser Vollmond am Horizont leuchtete, stiess ein vierzehnjähriger

MORD UND VERGELTUNG



*Konitzer Bürger an der Spüle des Mönchsees
nach der Entdeckung von Ernst Winters Rumpf*

Junge auf den rechten Arm hinter der kleinen Tür seitlich vom Haupteingang des protestantischen Friedhofs. Der Arm lag auf einer dünnen Decke von Schnee, der in der Nacht gefallen war, und zu ihm führten Fussabdrücke – kleine Schritte dicht hintereinander.⁸Wiederum fünf Tage später – fast eine Woche nach der Entdeckung des oberen Torsos – fand ein anderer einen linken Oberschenkel, ebenfalls im Mönchsee.⁹

«Die gefundenen vier Körpertheile passten genau zusammen und erwiesen sich als von einem und demselben menschlichen Körper herrührend», heisst es im Bericht vom Ersten Oberstaatsanwalt Settegast.¹⁰ Ein Vergleich der letzten Mahlzeit des Opfers (Suppe, Schweinefleisch, Kartoffeln und Essiggurken) mit den halbverdauten Essensresten im Verdauungskanal bewies schlüssig, dass der Vater recht gehabt hatte. Die Körperteile waren die seines Sohnes Ernst Winter.¹¹

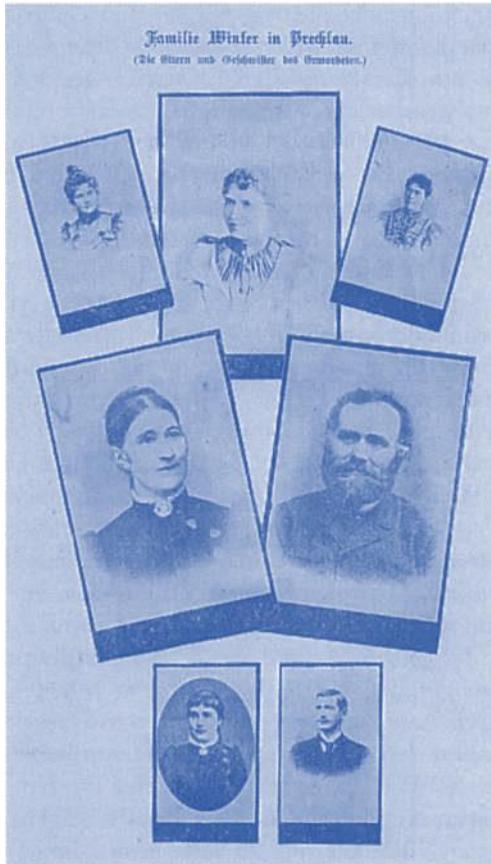
MORD UND VERGELTUNG

Über Ernst Winter ist nicht viel bekannt. Geboren 1881 in Prechlau, einem Dorf etwa 20 Kilometer nordwestlich von Kowitz, wuchs er als einziger Sohn einer protestantischen Familie zusammen mit vier Schwestern auf. Seine Mutter, deren Namen an keiner Stelle in den städtischen Dokumenten auftaucht, war eine grossgewachsene Frau mit hohen, vorstehenden Wangenknochen, durchdringenden, weit offenen Augen, straff gekämmten, in der Mitte gescheitelten schwarzen Haaren. Mehr wissen wir dagegen über seinen Vater, der auf dem Bau arbeitete.¹² Zum Zeitpunkt des Mordes 63 Jahre alt, war er untersetzt und kräftig für sein Alter und trug einen Vollbart, der sein rundes Gesicht einrahmte. Er war ein einfacher Mann, der seinen eisenbereiften Pferdewagen den Annehmlichkeiten der Eisenbahn vorzog.¹³

Unter normalen Umständen wäre Ernst Winter damals im wilhelminischen Deutschland in die Fussstapfen seines Vaters getreten und hätte ein Handwerk erlernt. Doch im Alter von zwölf Jahren wurde er von seinen Eltern auf das städtische Gymnasium geschickt. Dieses öffnete dem Jungen eine neue, bürgerliche Welt und bot ihm die Chance, im Zentrum der Stadt in einer Pension zu wohnen, etwa 24 Kilometer von seinen nächsten Angehörigen entfernt.¹⁴ Von da an wissen wir nur das, was seine Freunde und Lehrer von ihm berichteten: dass Ernst Winter ein geselliger und hübscher Junge von durchschnittlicher Intelligenz war. Er trieb viel Sport und war mit seinen jungen Jahren bereits ein Frauenheld, der sich gern schick anzog und in den Strassen auf und ab spazierte, vom Wilhelmsplatz zur Danziger Strasse, dann um die Ecke zum Marktplatz und wieder zurück. Dort wurde er auch zuletzt gesehen, in einem dunkelblauen Jackett mit Samtkragen und einem dunkelblauen Seidenbinder, darüber ein Lammfellmantel und ein blauseidenes Halstuch. Ausserdem trug er eine schwarze Filzmütze mit goldenen Knöpfen am Rand und hatte eine silberne Taschenuhr bei sich.

Die Polizei konnte nicht sagen, wann Ernst Winter zum letzten Mal auf diese Uhr gesehen haben mochte. Sie nahm an, dass er irgendwann zwischen dem späten Nachmittag und dem frühen

MORD UND VERGELTUNG



Die Familie von Ernst Winter

Abend ermordet wurde. Die Indizien waren jedoch widersprüchlich. Die im Verdauungskanal vorgefundenen Essensreste deuteten auf einen Tod am frühen Nachmittag, auf jeden Fall nicht später als vier Uhr, während Zeugen behaupteten, Ernst Winter noch zu einem späteren Zeitpunkt an diesem Tag gesehen zu haben.¹⁵ Anna Streuz, eine Ladenbesitzerin, sah ihn gegen halb fünf Uhr mit einem jungen Mann Spazierengehen; Hedwig Spohr be-

MORD UND VERGELTUNG

obachtete ihn eine Stunde später am Ende der Schlochauer Strasse, und Klara Spiegalski, die Winter aus der Tanzschule kannte, gab an, ihn zweimal gesehen zu haben, einmal um halb fünf Uhr auf der Danziger Strasse und noch einmal eine gute Stunde später auf der Strasse, die zum Schützenhaus führte. Schliesslich behaupteten auch zwei Männer, der Zahnarzt Max Meibauer und der Lehrer Albert Hofrichter, Winter noch um halb sieben Uhr auf der Danziger Strasse erkannt zu haben.

Die Autopsie versprach mehr Licht in die Sache zu bringen. Obwohl von Winter noch der Kopf und der linke Arm, das rechte Bein sowie der linke Unterschenkel mit Fuss fehlten, hatten zwei Ärzte der Stadt, beide forensisch unerfahren, bereits mit der Untersuchung des Leichnams begonnen. Kreisarzt Dr. Müller und der Allgemeinmediziner Dr. Bleske gelangten zu dem Schluss: «Bei dem fast vollständigen Fehlen von Blut [...] ist anzunehmen, dass der Tod durch Verblutung eingetreten ist und zwar aus durchschnittenen Halsgefässen.»¹⁶ Eine anschliessend vorgenommene Autopsie stimmte mit diesem Befund weitgehend überein, doch wurden hierbei zudem Petechien festgestellt, punktförmige Kapillarblutungen auf dem Lungengewebe, die die Möglichkeit offenliessen, dass das Opfer durch Ersticken umgekommen war.¹⁷ Auch die Art und Weise, wie der Körper zerlegt worden war, schien bemerkenswert: Die Wirbelsäule war säuberlich am ersten Lendenwirbel durchtrennt worden, und die Schnitte schienen durchweg präzise geführt worden zu sein. Selbst die Muskeln in den Gliedmassen sowie an Kopf und Hals waren anscheinend sauber durchtrennt worden. Spermaspuren wurden bei dieser Untersuchung nicht entdeckt.¹⁸

Weitere Hinweise wurden vorläufig jedoch nicht gefunden, und die lokalen Ermittler waren ebenso verwirrt wie die gaffende Menge am Mönchsee. Die Polizei konnte den Zeitpunkt des Todes nicht eindeutig bestimmen. Sie konnte keine schlüssigen Angaben darüber machen, auf welche Weise der Mord verübt worden war. Es gab keine offensichtlichen Verdächtigen und keine erkennbaren Motive für den Mord.

Ausserdem fehlten noch wichtige Körperteile, und durch die zahlreichen Zuschauer, die sich am See eingefunden hatten, war der mutmassliche Schauplatz des Verbrechens – das Ufer des Mönchsees – von Anfang an so zertrampelt worden, dass keine Spuren mehr zu finden waren. «Über der That schwebt noch vollständiges Dunkel», klagte ein Ermittlungsbeamter.¹⁹

Zwei lange Wochen waren mittlerweile vergangen, ohne dass sich neue Anhaltspunkte ergeben hätten. Die Tage blieben kurz und klirrend kalt, während sich auf dem See noch eine dünne Eisddecke hielt. Da sich keine Aufklärung des Falls abzeichnete, wurde die Bevölkerung unruhig, und die anfängliche Verwirrung wich einer Atmosphäre der Verdächtigungen. Wie Landrat Gottlieb von Zedlitz-Neukirch schrieb, war «nahezu die gesammte Bevölkerung der Stadt Konitz und Umgebung durchdrungen, Winter sei einem jüdischen Ritualmord zum Opfer gefallen».²⁰ In einem Brief an den preussischen Innenminister zählte Zedlitz kurz die wichtigsten ‚Tatsachen‘ auf, welche die Einwohner von Konitz zu dieser Überzeugung bewogen hatten: die Leichenteile, die man gefunden hatte, wirkten blutleer; der Mord hatte sich wenige Wochen vor Ostern ereignet; glaubwürdige Zeugen hatten anscheinend am Abend des Mordes gegen halb acht Uhr in der Nähe der Synagoge einen lauten Schrei gehört; und noch andere behaupteten, eine Stunde später sei aus derselben Gegend ein übelriechender Brandgeruch gekommen.²¹ Diese trügerischen ‚Tatsachen‘ belebten die Fantasie der Einwohner der Stadt und machten Konitz zum Kummer des Barons von Zedlitz anfällig für «eine grosse, täglich sich vermehrende Anzahl aller möglichen Gerüchte theilweise albernster Art».²²

Konitz wurde alsbald der Schauplatz nächtlicher Demonstrationen, zunächst vor allem von Jugendlichen, welche die Abendschule besuchten. Die Abendschule endete kurz nach Einbruch der Dämmerung, und anschliessend zogen die Schüler in grosser Zahl durch die Strassen, stiessen Schmähungen und Drohungen gegen die Juden aus, warfen die Fensterscheiben jüdischer Häuser ein und riefen «hep, hep», sobald sie eines Juden ansichtig

MORD UND VERGELTUNG

wurden.²³ Ende März war die Lage bereits so beunruhigend geworden, dass Georg Deditius, der Bürgermeister von Konitz, eine öffentliche Warnung ergehen liess: «Es ist nicht zu billigen, dass sich eine grosse Anzahl Leute [durch den Mord] zu einer Beunruhigung der jüdischen Einwohner und derer Kultusbeamten verleiten lassen.»²⁴

Inzwischen waren die Einwohner von Konitz nicht mehr allein, da Zeitungen von ausserhalb begannen, Zwietracht in der Bevölkerung zu säen, indem sie täglich neue Sensationsberichte druckten. Seit dem 27. März brachte die antisemitische *Staatsbürgerzeitung* aus Berlin eine Reihe grossaufgemachter Artikel, in denen behauptet wurde, der Mord in Konitz sei ein von den Juden der Stadt verübter Ritualmord gewesen. Die Zeitung berichtete auch über zahlreiche vage Beobachtungen und verdächtige Umstände: dass ein Friseur namens Döhring zwei seltsame Männer auf der Danziger Strasse gesehen habe; dass Maschke, einem Gärtner, zwei finstere Gestalten in der Nähe des Mönchsees aufgefallen seien; dass der jüdische Kantor Heymann plötzlich und ohne ersichtlichen Grund die Stadt zu einer Reise verlassen und ein jüdischer Schlachter namens Adolph Lewy zwei Tage vor dem Mord seine Säge geschärft habe.²⁵

Während die Osterfeiertage näher rückten, schwoll der Lärm aus Gerüchten und Denunziationen immer lauter und mächtiger an. Am Gründonnerstag, dem 12. April, begann ein Fotograf am Ort, Max Heyn, eine Fotografie des Mordopfers zu verkaufen und unter der Bevölkerung zu verteilen. Immer mehr Leute meinten sich zu erinnern, Ernst Winter meistens in Gesellschaft von Juden gesehen zu haben.²⁶ Der Lärm steigerte sich zu einem lauten Geschrei, als am Ostersonntag, dem 15. April, zwei Kinder unversehens auf den Kopf von Ernst Winter stiessen. An den Schulterblättern abgetrennt, lag der Kopf zugedeckt in einem Graben am Rand eines von Erlen gesäumten Ackers. Der Graben lag unmittelbar hinter dem Gelände des Schützenvereins in Richtung Wilhelmshöhe, in der Nähe der Grundstücksgrenze des Hofes Dunkershagen, nicht weit entfernt vom Stadtwald.²⁷

MORD UND VERGELTUNG



Die Entdeckung von Ernst Winters Kopf hinter dem Schützenhaus

Erstaunlicherweise war die Kopfhaut noch unversehrt, auch wenn sich die Haut auf dem Gesicht schon zu schälen begonnen hatte, da Käfer und andere Insekten sich daran zu schaffen gemacht hatten. Die Polizei konnte nicht feststellen, seit wann der Kopf in dem Graben gelegen hatte. Während des vergangenen Monats waren die Temperaturen in Konitz kaum über den Gefrierpunkt gestiegen, und deshalb war es zumindest denkbar, dass der Kopf gleich nach dem Mord hierher gebracht worden war. Vielleicht hatte der Mörder ihn aber auch in Eis konserviert. Es gab noch weitere Spuren: An dem Fleisch auf den Wangenknochen und am Scheitel klebten die Reste einer Zeitung, eine Ausgabe der liberalen *Täglichen Rundschau* aus Berlin vom 29. April 1896.²⁸ Unweit des Grabens fand die Polizei zudem ein in vier Stücke zerrissenes Taschentuch. Eines der Stücke trug das Monogramm ‚A‘. Dann tauchte plötzlich ein Zeuge auf. Der Gerichtsbote Friedrich Fiedler sagte aus, er habe am Karfreitag um

zehn Uhr morgens vor dem Gebäude des Landgerichts gestanden und habe gesehen, wie der Abdecker Wolf Israelski die Rähmestrasse entlang auf ihn zu und anschliessend die Schützenstrasse in Richtung auf den Hof Dunkershagen gehumpelt sei. Er habe saubere Stiefel angehabt und auf dem Rücken einen Sack mit einem runden Gegenstand darin getragen.²⁹ Eine Stunde später sei der Abdecker zurückgekommen, die Stiefel seien verschmutzt und der Sack leer gewesen.³⁰

Der zweiundfünfzig jährige Abdecker und Lumpenhändler Wolf Israelski war Jude und geistig behindert. Als die Ermittler ihn fragten, wo er sich an besagtem Tag um zehn Uhr morgens aufgehalten habe, bestand er darauf, dass er nach einem Gläschen Schnaps in der Kneipe wieder zu Hause gewesen sei.³¹ Doch seine nörgelige Frau bestätigte diese Angabe nicht. Wie sie der Polizei sagte, hatte ihr Mann am Karfreitag getrunken und ständig vor sich hin gemurmelt.³²

Die Polizei nahm Israelski in der Überzeugung fest, er habe den Kopf des Toten zu dem Graben getragen, und beschuldigte ihn der Beihilfe zum Mord. Man sperrte ihn in eine Einzelzelle im Stadtgefängnis, wo er hinter Schloss und Riegel und ohne koscheres Essen auf seinen Prozess wartete.³³ Den erregten Bewohnern der Region, die nur darauf warteten, jemanden verantwortlich zu machen und bestrafen zu können, genügte all dies – die Gerüchte, der abgetrennte Kopf und die Nachricht von der Verhaftung Israelskis. Jetzt nahmen sie die Sache selbst in die Hand und gingen auf die Juden los.³⁴

II

Die Juden, auf die sie es abgesehen hatten, waren nicht nur Einwohner von Konitz. Sie gehörten auch einer jahrhundertealten deutsch-jüdischen Gemeinschaft an, der vielleicht am besten integrierten jüdischen Minderheit in ganz Europa. Mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 hatten die Juden in Deutschland ihre volle Emanzipation erreicht. Auch wenn ihre Diskriminierung damit nicht aufhörte, so erzielten sie doch erstaunliche Erfolge in einem Land, in dem Recht und Gesetz herrschten, ei-

nem «sicheren Hafen», wie Raphael Kosch, ein jüdischer Politiker jener Zeit, es ausdrückte.³⁵ Als besonders prominente Beispiele für diese Erfolge denkt man sofort an berühmte Wissenschaftler, Künstler und Gelehrte: Paul Ehrlich, der Pionier der Chemotherapie, der in der Schweiz lebende Physiker Albert Einstein, der 1905 bereits in jungen Jahren seinen revolutionären Aufsatz über die spezielle Relativitätstheorie veröffentlichte, der impressionistische Maler Max Liebermann, die expressionistische Dichterin Else Lasker-Schüler oder der neokantianische Philosoph Hermann Cohen.

Angesichts solcher Leistungen ist es nicht überraschend, dass die jüdische Gemeinde in Deutschland von Patriotismus erfüllt war. Der Name der grössten jüdischen Organisation im Land, des 1893 gegründeten Central Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, unterstrich dieses Zugehörigkeitsgefühl. Der ‚CV‘, wie er gewöhnlich genannt wurde, stellte die 1897 gegründete Zionistische Organisation weit in den Schatten. Ebenso wie die Zahl der Juden, die sich zur deutsch-jüdischen Symbiose bekannten, weit grösser war als die Zahl derjenigen, die das für eine Illusion hielten.

Die Juden in Deutschland verstanden sich überwiegend als Deutsche. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug nur ein Prozent. Sie waren hauptsächlich in den grösseren Städten konzentriert: Um 1900 lebte die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Deutschlands in Städten mit über 100'000 Einwohnern und ein knappes Fünftel in Berlin.³⁶ Die meisten waren im Handel und Gewerbe tätig, von wohlhabenden Geschäftsleuten bis zu kleinen Ladeninhabern, und in den freien akademischen Berufen – als Anwälte, Ärzte, Schriftsteller und Journalisten –, während ein kleinerer Teil als Handwerker arbeitete. Juden und Christen hatten im öffentlichen und im Geschäftsleben einen regelmässigen, wenn auch nicht immer harmonischen Umgang miteinander. Im Privatleben dagegen bestand eine stärkere Trennung zwischen beiden Gruppen. Juden wurden beispielsweise nur selten von Christen in deren Wohnungen eingeladen.

Trotz dieser Abgrenzungen war es um 1900 nicht so sehr die Getrenntheit als das beschleunigte Tempo der Integration, das die Obersten der jüdischen Gemeinde beunruhigte: Der Anteil der Mischehen zwischen Juden und Christen beispielsweise lag bereits bei etwa zehn Prozent mit steigender Tendenz; in Grossstädten wie Berlin und Hamburg näherte er sich sogar 22 bzw. 24 Prozent.³⁷ Auch die Zahl der Konversionen, wenngleich demographisch weniger stark ins Gewicht fallend, war im Steigen begriffen; zwischen 1880 und 1919 liessen sich schätzungsweise 25'000 Juden von insgesamt 590'000 taufen.³⁸ Die Assimilation war zu einem Teil eine religiöse Frage und zu einem Teil ein besorgniserregendes Problem für die Identität der jüdischen Gemeinde. Vor diesem Hintergrund musste auch der Rückgang des Synagogenbesuchs beunruhigend wirken. Vor allem in den Grossstädten standen viele Juden mittlerweile der Religion gleichgültig gegenüber oder besuchten als sogenannte ‚Dreitagejuden‘ die Synagoge nur noch an hohen Fest- und Feiertagen.³⁹

Doch gegen Ende des 19. Jahrhunderts lebten die alten Orthodoxien immer noch fort, und vor allem in den deutschen Kleinstädten und ländlichen Gebieten hielt sich eine lebendige religiöse Gemeinde. Die meisten Juden, rund 80 Prozent, besuchten Reformgottesdienste, bei denen noch immer die Gebete auf hebräisch gesprochen wurden und Männer und Frauen getrennt waren. Es gab auch regionale Enklaven der Orthodoxie – vor allem im Elsass, in Hessen und Posen. Doch bis zur Jahrhundertwende war die einst scharfe Trennung zwischen den beiden religiösen Traditionen ziemlich aufgeweicht. Und viele kleinere jüdische Gemeinden, für die eine religiöse Spaltung das Ende bedeutete hätte, mussten Kompromisse schliessen.⁴⁰ Die jüdische Gemeinde in Konitz, eingezwängt zwischen Reformbastionen in Pommern und Bollwerken der Orthodoxie in Posen, war höchstwahrscheinlich einen solchen Kompromiss eingegangen. Ihre Mitglieder mühten sich, ihre religiöse Identität und ihre religiösen Traditionen in einer sich rapide verändernden, manchmal bedrohlichen Welt zu bewahren.

MORD UND VERGELTUNG

Im Frühjahr 1900 wurden die bislang integrierten jüdischen Gemeinden in Konitz und Umgebung zur Zielscheibe des Volkszorns. Zwischen Mitte April und Mitte Juni 1900 wurden sie von drei Wellen aus rund 30 verschiedenen judenfeindlichen Krawallen heimgesucht, die sie in Angst und Schrecken versetzten und ihr Gefühl der Zugehörigkeit erschütterten. Der erste Zwischenfall ereignete sich am Abend des 21. April, einem Samstag. In der Stadt Baldenburg im Kreis Schlochau hinderten antisemitische Demonstranten Juden daran, den Gottesdienst zu besuchen, und demolierten im Lauf des Abends die Synagoge. Der Präsident des Central Vereins beklagte sich beim preussischen Innenminister, dass in Baldenburg «die in geringer Zahl dort lebenden Juden ihre Leben in Gefahr [sehen]». ⁴¹ Die Unruhen beschränkten sich jedoch nicht auf Baldenburg. Der Landrat in Schlochau, Albert von Mach, erhielt ebenfalls «Beschwerden der Juden in Pr. Friedland, Stegers und Hammerstein über Unruhen». ⁴² Selbst nicht frei von antisemitischen Vorurteilen, berichtete von Mach, die Klagen und die Zeitungsberichte seien «meist übertrieben», doch das Eingreifen der städtischen Polizeibehörde sprach eine andere Sprache. ⁴³ In Hammerstein, wo eine von Ernst Winters Schwestern wohnte, gerieten die Unruhen derart ausser Kontrolle, dass die Polizei sich gezwungen sah, die Armee zu Hilfe zu rufen. Der Kreiskommandant schickte zur Wiederherstellung der Ordnung 80 Soldaten in eine Stadt mit weniger als 3'000 Einwohnern, in der nicht einmal hundert Juden wohnten. ⁴⁴ Noch bevor die Soldaten eingetroffen waren, plünderten Randalierer die Synagoge, die «ein schauerliches Bild der Verwüstungen» bot. ⁴⁵ In Konitz eskalierte der antisemitische Aufruhr am Samstagabend derart, dass die *Danziger Zeitung* schrieb, die Menschen «fürchten des Abends auszugehen, und zwar nicht nur Juden, sondern auch Christen, insbesondere Damen». ⁴⁶

Die Nachricht von den Unruhen verbreitete sich schnell, und diese wiederum wirkten ansteckend. In Vandsburg kam es spät am Abend zu «grössere[n] Menschenansammlungen, die durch bedeutenden Zuzug aus den benachbarten ländlichen Ortschaften

MORD UND VERGELTUNG

verstärkt wurden».⁴⁷ In Czersk, einer deutsch-polnischen Industriestadt, entwickelten sich die Tumulte eher spontan. Kurz vor sieben Uhr abends wurde ein Betrunkener aus dem «Schanklokal des polnisch-katholischen Schankwirts» Jendryczka geworfen. Als er anfang, die Fensterscheiben der Kneipe einzuwerfen, brüllte jemand: «Nun werden wir zur Synagoge gehen!» Ein Mann versuchte, den Zaun, der die Synagoge umgab, zu überklettern, und wurde festgenommen. Als die Polizei ihn abführte, schwoll der Mob «auf eine mehrhundertköpfige Menge an». Steine flogen aus der Menge, zunächst auf Judenhäuser, dann auch auf die Gendarmen; danach wurden Schüsse abgefeuert. Erst als die Gendarmen ihre Revolver zogen, konnte die Menge aufgelöst werden.⁴⁸ Ein ähnliches Bild entfaltete sich am nächsten Tag in Neustettin, wo 19 Jahre zuvor nach einem Brand der Synagoge, den die christlichen Einwohner der Stadt den Juden anlasteten, schwere judenfeindliche Unruhen ausgebrochen waren. In Baldenburg, Hammerstein und Czersk waren die Synagogen ebenfalls das symbolische Ziel des Volkszorns, und auch dort konnte die Menge erst zerstreut werden, nachdem die Ordnungskräfte die Waffe gezogen hatten. In diesen Orten war die Strassengewalt am grössten, doch auch anderswo kam es zu Zwischenfällen. In den Dörfern Bruss und Mrotschen und in den Städten Bütow und Rummelsburg wurden ebenfalls die Fensterscheiben der Synagogen eingeworfen.⁴⁹

Nach den Krawallen erkannten die Juden von Konitz und Umgebung den Ernst ihrer Lage. Anfangs hatten sie lediglich ihre Geschäfte früher als sonst geschlossen, doch jetzt wagten sie sich kaum noch in die Öffentlichkeit, und viele gingen abends überhaupt nicht mehr aus dem Haus.⁵⁰ Mittlerweile wurde Konitz auch von antisemitischer Propaganda eingedeckt: Überall in den Strassen lagen Handzettel und Flugblätter. «Fast täglich kommen hier Flugblätter an», beschwerte sich ein Bürger, «welche die Leidenschaften aufs Äusserste erregen.»⁵¹ Der schleppende Gang der Ermittlungen in dem Mordfall trug auch nicht zu einer Besse-

rung der Situation bei. Da keine neuen Indizien zutage traten, nahm die Polizei zunehmend Aussagen zu Protokoll, die weitgehend aus lokalen Gerüchten bestanden. In diesen Aussagen wurden durchweg die Juden des Mordes an Winter beschuldigt.

Um selbst Beweise zu erheben, bildeten die Antisemiten am Ort ein eigenes ‚Untersuchungskomitee‘. Organisiert in den ersten Maitagen – zwei Monate nach dem Mord – unter der Führung von zwei Lehrern, Jürgen Thiel und Albert Hofrichter, und einem Zahnarzt namens Max Meibauer, drängte dieser Ausschuss die Polizei, die Ritualmordvorwürfe ernst zu nehmen und nichts unversucht zu lassen, den Schuldigen unter den Juden zu finden.⁵² Auf der Suche nach Beweisen durchkämmten seine Mitglieder die Lokale, hielten Passanten auf der Strasse an, klopfen bei ihren Nachbarn an die Tür und gingen in deren Häuser. Die Mitglieder des Ausschusses «fragen die Leute allerhand und legen belohnungssüchtigen Personen unsinnige Aussagen förmlich in den Mund», beklagte sich ein Mitglied des städtischen Magistrats.⁵³

Aber auch die Polizei und der Staatsanwalt heizten die Gerüchte an. Unmittelbar nach dem Mord ordnete Settegast an, alle jüdischen Kantoren und Metzger in der Region zu vernehmen.⁵⁴ Unter seiner Leitung befragte die Polizei die christlichen Dienstmädchen jüdischer Haushalte in Konitz darüber, wo sich ihre Herrschaft am Abend des Mordes aufgehalten habe und ob sie etwas Verdächtiges gesehen oder gehört hätten. «Ob [sie] den Rabbiner eines Mordes für fähig halte», fragte ein Beamter das Dienstmädchen von Rabbi Kellermann.⁵⁵ Eine jüdische Zeitung jener Tage forderte ihre Leser auf, sich den umgekehrten Fall vorzustellen: Wie hätte die Öffentlichkeit wohl reagiert, wenn man jüdische Dienstmädchen über den moralischen Charakter ihrer christlichen Herrschaft ausgefragt hätte?⁵⁶ Doch die fragwürdigen Ermittlungen hielten an. Auf der verzweifelten Suche nach Hinweisen nahm Settegast selbst Denunziationen ernst, die auf Aussagen von Geistern beruhten, die man in spiritistischen Sitzungen heraufbeschworen hatte. Er ging auch der Geschichte ei-

MORD UND VERGELTUNG

nes vierjährigen Mädchens nach, das damit prahlte, ihr Vater, ein jüdischer Kaufmann von besonders kräftigem Körperbau, habe Winter zu Boden geworfen, getötet, auf geschnitten und zerstückt; die Familie habe sich anschliessend an den Tisch gesetzt und das Fleisch gegessen.⁵⁷

Erstaunlicherweise erhöhte der preussische Innenminister inmitten dieser Atmosphäre der Gerüchte, des Klatsches sowie vermeintlicher und böswillig erfundener Beobachtungen die Belohnung für alle Hinweise, die zur Ergreifung des Täters führten. Zunächst war eine Belohnung von 1'700 Mark ausgelobt worden, bereits eine ansehnliche Summe, die den Jahreslohn eines Arbeiters überstieg. Danach wurde die Belohnung mehrfach erhöht: auf 2'000 Mark, auf 6'700 Mark – mehr als der Bürgermeister in einem Jahr verdiente – und dann, am 28. April, auf 20'000 Mark, ein kleines Vermögen, mit dem man ein hübsches bürgerliches Haus erwerben konnte. In der langen Geschichte des preussischen Staates war dies die höchste Belohnung, die je in einem Mordfall ausgesetzt wurde.⁵⁸ «Ich hoffe vorläufig doch noch immer», schrieb ein Provinzialbeamter, «dass für das Geld unter den Juden sich ein Verräther findet.»⁵⁹

III

Der Mai verlief ohne grössere Ereignisse – doch die Ruhe war nicht mehr als eine Atempause vor dem bevorstehenden Sturm. In der Zwischenzeit waren die Antisemiten in Berlin auf die Ereignisse in Konitz aufmerksam geworden. Der Mord an Ernst Winter und die darauffolgende Gewalt boten den kriselnden antisemitischen Parteien die Gelegenheit, ihre Bewegung wieder mit neuem Leben zu erfüllen. Insofern muss das Drama in Konitz auch vor dem Hintergrund des frühen Aufkommens des Antisemitismus in Deutschland gesehen werden.

Zuerst im September 1879 in Umlauf gebracht, stammt der Begriff ‚Antisemitismus‘ von Wilhelm Marr, der seiner politischen Organisation den Namen ‚Antisemiten-Liga‘ gab.⁶⁰ Enttäuscht und erfolglos hatte Marr gehofft, in der ‚Judenfrage‘ ei-

nen neuen und anderen Akkord als bei früheren Versuchen – vor allem in der christlichen Tradition – anzuschlagen. Er lehnte die Assimilierung sowie die Bekehrung der Juden ab und erklärte sie zu einem unversöhnlichen Feind nicht etwa des Christentums, sondern des Deutschtums. Damit gründete er die Judenfeindschaft auf die Rasse statt auf die Religion. Der Begriff wurde anschliessend vom berühmtesten deutschen Historiker jener Zeit, Heinrich von Treitschke, übernommen, ein begnadeter Redner und Verfechter von Bismarcks Reichseinigung durch ‚Blut und Eisen 1871. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte Treitschke auch Bismarcks anschliessende Angriffe gegen die Katholiken unterstützt. Als der offizielle «Kulturkampf» 1879 beendet wurde, richtete er seine polemischen Angriffe gegen die Juden. Unter Berufung auf die öffentliche Meinung verkündete er 1879 in einem einflussreichen Leitartikel in den *Preussischen Jahrbüchern*: «Die Juden sind unser Unglück».⁶¹

Treitschkes Artikel signalisierte eine allgemeine Wendung in der deutschen Politik, die Abkehr vom Liberalismus der frühen siebziger Jahre. Diese Neuorientierung, die von manchen Historikern mit einer zweiten Reichsgründung gleichgesetzt wird, sorgte dafür, dass von nun an der Antisemitismus an eine konservative Politik angebunden wurde. Im August 1880 sammelte eine Gruppe, die als die «Berliner Bewegung» bekannt war, Unterschriften für eine «Antisemitenpetition», in der gefordert wurde, die Einwanderung von Juden aus dem Ausland zu beschränken, Juden von hohen staatlichen Ämtern fernzuhalten, den christlichen Charakter der Volksschulen wiederherzustellen und die jüdische Bevölkerung durch das Statistische Reichsamt streng zu beaufsichtigen. Bis April 1881 hatten die Antisemiten 265'000 Unterschriften gesammelt, zumeist von Handwerkern und kleinen Ladeninhabern, aus Schichten also, die von der wirtschaftlichen Depression besonders hart getroffen wurden. Daneben hatten jedoch auch 20 Prozent aller deutschen Studenten unterschrieben.⁶² Die Petition wurde feierlich an Reichskanzler Bismarck übergeben, der sie eher unfeierlich zu den Akten legte.⁶³

Während Bismarcks Schweigen sein Widerstreben zum Ausdruck brachte, sich öffentlich mit den Demagogen der antisemitischen Rechten einzulassen, sprach aus seinen politischen Massnahmen eine grundlegendere Ambivalenz. Im März 1885 leitete Bismarck die Ausweisung russischer (und später österreich-ungarischer) Staatsbürger ein, die zu Einwohnern, aber nicht Staatsbürgern des Deutschen Reiches geworden waren. Darunter befanden sich rund 30'000 Polen und 9'000 Juden, von denen viele seit 1881 nach grausamen Pogromen aus Russland vertrieben worden waren und in Deutschland Zuflucht gesucht hatten. Diese Juden wurden nun nach Russland zurückgeschickt, wo ein ungewisses Schicksal auf sie wartete.⁶⁴ Ohne dass er eine antisemitische Petition unterstützt hätte, stimmte Bismarck auf diese Weise den Forderungen antisemitischer Politiker zu und ging sogar noch über sie hinaus, indem er Juden, die erst vor wenigen Jahren eingewandert waren, des Landes verwies.

Selbst mit Bismarcks stillschweigender Unterstützung mittels seiner Politik spielten die offen antisemitischen Parteien unter seiner Kanzlerschaft so gut wie keine Rolle: Bei den Reichstagswahlen 1887 errangen sie nur ein einziges von insgesamt über 400 Abgeordnetenmandaten. Nach Bismarcks Entlassung 1890 steigerten sie sich etwas auf fünf Mandate im Sommer jenes Jahres und sechzehn Mandate oder 3,5 Prozent im Jahr 1893. Obwohl man dies kaum als einen Durchbruch bezeichnen konnte, waren die Behörden doch beunruhigt. Seit 1894 beobachtete die Polizei in Berlin aufmerksam die weitere Entwicklung dieser Parteien. 1895 meldete die Polizei einen völligen Stillstand und in den Folgejahren eine ‚Rückgang‘. Sie schrieb diesen Niedergang den sich verbessernden Wirtschaftsindikatoren und den verheerenden Auswirkungen innerparteilicher Streitigkeiten zu.⁶⁵ Bis zu den Reichstagswahlen von 1898 war die einst scheinbar steigende Flut antisemitischer politischer Massnahmen wieder im Fallen begriffen. Die antisemitischen Parteien verloren sechs ihrer 16 Wahlbezirke, und obwohl die gesamte Stimmenzahl ihrer

Wähler leicht anstieg, verhiess ihre Stagnation während der vergangenen fünf Jahre für sie nichts Gutes.⁶⁶

Angesichts dieser Situation überlegten die Antisemiten, in welcher Weise sich die Ereignisse in Konitz für ihre Zwecke nutzbar machen liessen. Der politische Antisemitismus war kein spezifisch deutsches Phänomen. Auch in Frankreich und Österreich-Ungarn erlebten die Antisemiten in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts einen politischen Aufschwung. Wie die Dreyfus-Affäre in Frankreich zeigten auch die Ereignisse um einen angeblichen jüdischen Ritualmord in der böhmischen Stadt Polna, wie sich eine erlahmende antisemitische Bewegung wiederbeleben liess.

Die französische Armee hatte Hauptmann Alfred Dreyfus, einen elsässischen Juden mit einem makellosen Führungszeugnis innerhalb des Militärs, 1894 angeklagt, er habe der deutschen Botschaft Militäргеheimnisse verkauft. Ein Gutachter hatte ausgesagt, die Handschrift auf einer belastenden Liste sei die von Dreyfus. Es war ein dürftiges Indiz, doch in einem Schnellverfahren, das im selben Jahr abgehalten wurde, befand ein Militärgericht Dreyfus für schuldig im Sinne der Anklage und verurteilte ihn zu lebenslänglicher Verbannung auf die Teufelsinsel vor der Küste Französisch-Guyanas. Innerhalb von zwei Jahren nach dem Urteilsspruch kam jedoch im Verlauf minutiöser Recherchen eines hartnäckigen Anwalts aus Lyon, Bernard Lazare, ans Licht, dass nicht Dreyfus, sondern ein ungarischer Major namens Walsin Esterhazy die inkriminierten Informationen weitergegeben hatte. Öffentliche Forderungen, den Prozess gegen Dreyfus wieder aufzunehmen, wurden immer nachdrücklicher und lauter erhoben, zumal Esterhazy im Januar 1898 von einem Militärgericht aufgrund von Dokumenten freigesprochen wurde, die von der Armee selbst gefälscht worden waren. Vor dem Hintergrund des Tumults, der sich daraufhin erhob, veröffentlichte Emile Zola seinen berühmten offenen Brief an den Präsidenten, «J'accuse», in dem er die Armee wegen ihrer schändlichen Vertuschung und ihres Verrats an den Idealen der Französischen Revolution angriff. Ausserdem übte er eine vernichten

de Kritik an der katholischen Rechten, weil diese den Dämon des Antisemitismus im Dienste ihrer eigensüchtigen Interessen herauf beschworen habe. Das Land spaltete sich in zwei Lager: die Dreyfusards und die Anti-Dreyfusards, in diejenigen, die für einen gleichen Schutz aller Bürger durch das Gesetz als Fundament der Republik kämpften, und diejenigen, die in jeder Minderung des Ansehens der Armee eine Aushöhlung der nationalen Ehre sahen. Auf der einen Seite standen die Sozialisten unter der Führung von Jean Jaurès mit den Intellektuellen und den antiklerikalen Republikanern, auf der anderen standen die Kräfte der alten Ordnung: die Kirche, die Armee und die Konservativen. Seit der blutigen Niederschlagung des Aufstands der Pariser Kommune 1870 hatte kein Ereignis die Dritte Republik so tief gespalten. Als die Dreyfus-Anhänger in der Nachfolge Zolas die Armee aufforderten, das Fehlurteil gegen Hauptmann Dreyfus aufzuheben, kam es auf den Strassen Frankreichs zu gewalttätigen Unruhen der Dreyfus-Gegner: In einigen Städten wie Angers, Marseille, Nantes und Rouen liefen die Menschen zu Tausenden durch die Strassen, warfen Fensterscheiben ein, plünderten Läden und schrien: «Tod den Juden!»⁶⁷ Zwar wurde Dreyfus 1899 vom französischen Präsidenten begnadigt und 1906 von einem Militärgericht rehabilitiert, doch im Verlauf der ‚Affäre‘ war eine dynamische nationalistische und antisemitische Bewegung entstanden, die Action française, die bis zum Sturz der Dritten Republik 1940 einen starken Einfluss auf die Politik ausüben sollte. Diese Ereignisse wurden von den deutschen Antisemiten aufmerksam verfolgt, und einer von ihnen sollte später bemerken, Konitz werde die Dreyfus-Affäre in den Schatten stellen.⁶⁸

Während der Rauch der durch die Dreyfus-Affäre entfachten Feuer sich verzog, kam es in Osterreich-Ungarn zu einem weiteren berüchtigten antisemitischen Vorfall. Am 1. April 1899 wurde der «blutleere» Leichnam der Näherin Agnes Hruza in einem Wald vor der böhmischen Kleinstadt Polna gefunden. Von Anfang an überzeugt, dass es sich um einen Ritualmord handelte, beschuldigten die Einwohner Polnas sogleich die Juden und insbesondere den Schusterlehrling Leopold Hilsner der Tat. Der 22-

jährige Hilsner war wie Wolf Israelski ein Aussenseiter der Gesellschaft: ein mittelloser Arbeiter, dem Alkohol ergeben und nicht besonders religiös, nahm er es mit der Wahrheit nicht so genau. Als man ihn der Tat bezichtigte, machte er falsche Angaben über sein Alibi, und vor Gericht beschuldigte er zwei uneteiligte Juden der Mittäterschaft. Hilsner selbst war angeklagt, «im Verein mit anderen den Meuchelmord vollführt zu haben» und er sei «mitschuldig am Morde» gewesen. Im September 1899 befanden die Geschworenen des Landgerichts Kuttenberg Hilsner im ersten Punkt der Anklage (Mord) für unschuldig, im zweiten Punkt (Mittäterschaft) dagegen für schuldig. Der Prozess drehte sich um den behaupteten Ritualmord, und der Staatsanwalt unterstellte, die wahren Mörder seien die Juden von Polna. Wie der Staatsanwalt in seinem Schlussplädoyer behauptete, wurde Hruza «ermordet von einer Gesellschaft, die unter uns lebt nur zu dem Zwecke, um uns unser Blut zu nehmen.»⁶⁹ Das Gericht verhängte über den Juden Hilsner die Todesstrafe, doch dank der Intervention eines mutigen Politikers, Tomas G. Masaryk, setzte der Kaiser die Vollstreckung des Urteils aus und wandelte die Strafe in eine lebenslange Gefängnishaft um, von der der Angeklagte 19 Jahre verbüßte, bis er begnadigt und freigelassen, aber nicht rehabilitiert wurde.⁷⁰ 1899 waren die Ereignisse in Polna eine Sensation, und von Paris bis St. Petersburg berichteten die Zeitungen, deren Leser bereits durch den Fall Dreyfus aufgerüttelt worden waren, darüber. Der Justizskandal in Polna ging den Ereignissen in Konitz unmittelbar voraus. Er wurde noch vor Gericht verhandelt, als in Konitz die ersten gewalttätigen Tumulte losbrachen.⁷¹ Mitte Mai 1900 war Polna der Gegenstand einer öffentlichen Debatte im österreichisch-ungarischen Nationalrat, und er war offensichtlich noch im Bewusstsein der Männer und Frauen, die gut eine Woche später über den Tod von Ernst Winter trauerten.

Die Beerdigung Winters war für Sonntag, den 27. Mai, angesetzt. Das Ereignis gab den städtischen Behörden Anlass zur Sorge. Sie

MORD UND VERGELTUNG

hatten in der Woche davor vergeblich versucht, die Eltern Winters und Pastor Eduard Hammer, der die Trauerfeier abhalten sollte, dazu zu bewegen, den Termin auf einen Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag zu legen, weil an diesen Tagen Unruhen weniger wahrscheinlich waren. Doch der Pastor, der den religiösen Charakter der Zeremonie gewahrt wissen wollte, ignorierte ihre Bitten. Wie die Behörden erwartet hatten, verlief die Beerdigung keineswegs feierlich, sondern wurde «ein Schaustück für die vielen Tausende Neugieriger», die, als wollten sie einem Passionsspiel beiwohnen, aus den umgebenden Dörfern und Städten im Sonntagsstaat nach Konitz strömten.⁷² Nach Angaben der Polizei waren viele Zuschauer ‚Antisemiten‘. Ein grosser Teil unter ihnen brüllte antisemitische Parolen und trommelte gegen Türen und Fenster jüdischer Geschäfte, während sich der Leichenzug von der protestantischen Kirche auf dem Marktplatz die schmale Danziger Strasse hinunter zum Wilhelmsplatz bewegte. Die Bewohner der Häuser beiderseits der Strasse standen dichtgedrängt auf ihren Balkonen oder an den Fenstern und blickten auf die endlose Menge schwarzgekleideter Trauergäste. Als der Zug den protestantischen Friedhof erreicht hatte, hielt Pastor Hammer die Trauerrede. Er war ein bescheidener Mann, der seit über zwei Jahrzehnten in Konitz lebte. Die Juden erwähnte er mit keinem Wort. Er gab lediglich zu verstehen, dass der Mord geplant gewesen sein müsse.⁷³

Die Beerdigung verstärkte den Wunsch der Öffentlichkeit nach schneller Gerechtigkeit. Die Einwohner von Konitz hatten auch Grund zum Optimismus. Bereits am 14. Mai hatte die preussische Polizei einen Sonderermittler nach Konitz beordert, Johann Braun aus Berlin, der den Mordfall schnellstens aufklären sollte.⁷⁴ Ebenso wie andere vor ihm zeigte Braun sich beeindruckt von der Präzision der Schnitte bei der Zerteilung der Leiche und glaubte, nur die geübte Hand eines Chirurgen oder eines Metzgers könne das Messer geführt haben. In Konitz gab es keine Chirurgen, aber zwei Schlachter, die in der Nähe des mutmasslichen Tatorts wohnten und deren Grundstücke an der Rückseite auf die schmale Maurer gasse gingen. Einer der beiden, Adolph

MORD UND VERGELTUNG



Ernst Winters Beerdigung am 27. Mai 1900

Lewy, war Jude. Ein ruhiger, fast verschlossener Mann von 57 Jahren und Vater zweier erwachsener Söhne, war Lewy irgendwann zwischen der Revolution von 1848 und der Reichsgründung 1871 nach Konitz gekommen, höchstwahrscheinlich aus einer der umliegenden Städte wie Flatow, Schlochau oder Schloppe oder aus einer der Ortschaften im Süden wie Krojanke, Kamin, Jastrow oder Zempelburg.⁷⁵

Während des 19. Jahrhunderts waren solche Wanderbewegungen nichts Ungewöhnliches, und viele Juden, die in diesen Ortschaften lebten, zogen nach einiger Zeit in grössere Städte um. Dieser Prozess begann mit dem von König Friedrich Wilhelm von Preussen am 11. März 1812 erlassenen Emanzipationsedikt («Edikt betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in den preussischen Staaten»), das den rechtlichen Status der Juden klärte. Für die deutschen Juden war das Edikt der Beginn ihrer Emanzipation: Mit einem Federstrich setzte es den Sondersteu-

ern, die sie bezahlen mussten, den diskriminierenden Handelsgesetzen und den Sondergenehmigungen, die sie für Eheschliessung und Niederlassung an einem Ort benötigten, ein Ende. Noch bedeutsamer war, dass die Juden jetzt Bürger des preussischen Staates wurden und formell gleiche Rechte wie die Christen genossen. Doch das Edikt war an eine Pflicht gebunden: Die Juden mussten sich ebenfalls umstellen. Sie mussten bei ihren Geschäften die deutsche Sprache und das lateinische Alphabet gebrauchen sowie unveränderliche Nachnamen annehmen, möglichst solche, die nicht an das Alte Testament erinnerten. Aus dem späteren Metzger Salomon Abraham von Schlochau wurde auf diese Weise Salomon Abraham Lewy. Nicht nur die Hinzufügung eines neuen Nachnamens war wichtig, sondern auch die Tatsache, dass er den Namen seines Vaters als zweiten Vornamen behalten hatte, aus Achtung vor seinem jüdischen Erbe. In Berlin, wo der Anteil der Juden, die sich der deutschen Kultur assimilieren und sich von der jüdischen Tradition distanzieren wollten, am grössten war, liessen über ein Viertel der jüdischen Männer den Vaternamen nach dem Vornamen weg.⁷⁶ Doch in den Gemeinden in der Umgebung von Konitz behielten fast alle männlichen Juden den Namen ihres Vaters bei.⁷⁷

In diesen Dörfern und Kleinstädten führten die Juden weiterhin ein Leben, das durch die Rhythmen der religiösen Orthodoxie und die zermürbende Routine harter Arbeit geprägt war. Die Tage begannen und endeten mit Gebeten, die Wochen erstreckten sich von Sabbat zu Sabbat, und die Jahre wurden nach dem jüdischen Kalender gezählt. Auch die Arbeit formte die Tage und die Menschen. 1827 klagten die für die Einziehung der Wehrpflichtigen zuständigen Beamten, dass die Dorfjuden in der Umgebung von Konitz «durch Tragen schwerer Lasten bei Betreibung ihres Handels übermässig angestrengt werden, wodurch die Brust der Leute geschwächt und sie mit wenigen Ausnahmen zum Militär unbrauchbar werden».⁷⁸ Während des grössten Teils des 19. Jahrhunderts blieb der Handel die hauptsächliche Beschäftigung der männlichen Juden. 1846 schrieb ein Konitzer Beamter, es habe

sich wenig geändert und die meisten Juden bezögen ihren Lebensunterhalt aus dem Handel und dem Hausieren.⁷⁹

Das Alltagsleben der Juden hatte sich dennoch geändert, zumal sie in wachsender Zahl vom Land in die kleineren und grösseren Städte zogen, so auch nach Konitz. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts versammelten sich die wenigen Juden von Konitz zum Gottesdienst noch in einer Scheune an einer kleinen Nebenstrasse. Doch 1829 umfasste die jüdische Gemeinde der Stadt bereits 33 Familien, ausreichend, um eine eigene Synagoge zu unterhalten, und im folgenden Jahr wurden die Bauarbeiten zu einem bescheidenen Gotteshaus begonnen. Diese Juden, die aus der näheren und weiteren Umgebung stammten, waren zumeist Händler, auch wenn in der Volkszählung von 1850 zwei Gerber, ein Zigarrenmacher, ein Schneider, ein Seiler, ein Metzger, ein Bäcker und ein Seifensieder aufgeführt werden.⁸⁰ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte die Bevölkerung ein weiterhin anhaltendes Wachstum, und in den Jahren nach 1880 zählte die jüdische Gemeinde in Konitz bereits 500 Mitglieder.⁸¹ Doch bald begann sie wieder zu schrumpfen, allerdings in Konitz und im Kreis nicht als Folge von Konversionen oder Mischehen, beides häufige Vorkommnisse in Grossstädten. Die jüdische Gemeinde in Konitz erlebte vielmehr einen Rückgang, weil einige ihrer Mitglieder in grössere Städte verzogen – nach Danzig, Breslau, Stettin, gelegentlich auch New York, aber am häufigsten nach Berlin.⁸² In jenen Jahren stammte der grösste Teil der jüdischen Gemeinde in Berlin aus den Kleinstädten des Ostens. Zumindest für die Jugend der damaligen Zeit war Berlin der Ort, an dem das sogenannte wirkliche Leben begann.

Um die Jahrhundertwende schien die jüdische Gemeinde in Konitz müde und erschöpft, und dasselbe galt auch für Adolph Lewy, den alternden Bewohner der Danziger Strasse 26. Lewy kümmerte sich um seine beiden erwachsenen Söhne, seine Metzgerei und seinen Viehhandel. Die Stunden nach Feierabend verbrachte er in Falkenbergs Lokal, wo er seinen Freunden beim Skatspielen zusah.

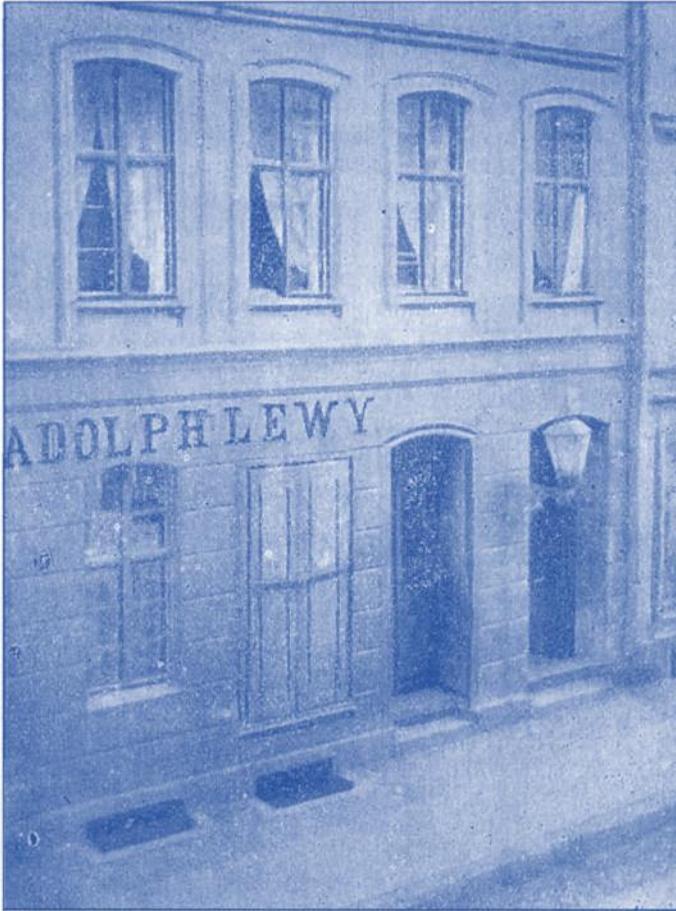
MORD UND VERGELTUNG

Dort war er auch am Sonntagnachmittag des 11. März. Nachdem er einen Handel in der Henningsdorfer Strasse abgeschlossen hatte, ging er um vier Uhr in Falkenbergs Lokal und blieb dort bis sieben Uhr. Danach ging er über den Marktplatz nach Hause zum Abendessen und anschliessend wieder in die Kneipe, wo er bis zehn Uhr blieb.⁸³ Auch seine Söhne waren an diesem Nachmittag beschäftigt. Moritz, der Ältere, war bis sieben Uhr abends auf dem Hof Dunkershagen, wo er ein Kalb kaufte, und ging anschliessend ebenfalls zum Abendessen nach Hause. Nach dem Abendessen besuchte Moritz Elise Freitag, mit der er ein Verhältnis hatte, und kam erst nach zehn Uhr zurück, sah noch nach den Pferden und ging dann zu Bett. Hugo, der jüngere Sohn, hatte das Elternhaus schon um zehn Uhr morgens verlassen und war bis abends um halb acht Uhr in verschiedenen Ortschaften in der Umgebung von Konitz in Geschäften unterwegs. Nach einem langen Tag ass er mit seiner Familie zu Abend und legte sich um halb zehn Uhr schlafen.⁸⁴

Trotz seines Alibis wurde Lewy von den Einwohnern von Konitz sehr bald des Mordes verdächtigt, und im April liessen sich seine bisherigen Kunden mit Ausnahme einiger Juden nicht mehr bei ihm sehen.⁸⁵ Die Drohungen machten ihm Angst, und wir können uns den alten Mann vorstellen, ein «verschüchtert und ängstlich dreinschauendes Männchen», wie er nach draussen blickt, wo der gewalttätige Mob sich auf der Strasse austobt.⁸⁶

Die Antisemiten von Konitz rechneten fest damit, dass der Kriminalinspektor das Verbrechen in kürzester Zeit aufklären und den jüdischen Schlachter verhaften würde, der ihrer festen Überzeugung nach Ernst Winter ermordet hatte.⁸⁷ Sie hatten allen Grund zum Optimismus, denn Braun eilte ein guter Ruf voraus. Aufgewachsen im russischen Kaukasus, war Johann Braun ein Kriminalbeamter von einem gänzlich anderen Schlag als der glücklose Settegast oder die harmlosen Polizisten des örtlichen Polizeireviere. Seit mehr als 30 Jahren Mitarbeiter der Berliner Mordkommission, hatte er eine klare Vorstellung von der Vorgehensweise kaltblütiger Mörder ent *wickelt*. «*Wen Braun fasst, der*

MORD UND VERGELTUNG



Adolph Lewys Haus in der Danziger Strasse

ist es», soll der Inspektor von sich selbst gesagt haben.⁸⁸ Braun sollte die Antisemiten jedoch sehr bald enttäuschen. Für die Theorie eines jüdischen Ritualmords hatte er nichts als Verachtung übrig – in seinen Augen ein schändlicher Mumpitz aus dem Mittelalter, ein Produkt der Unwissenheit und des Fanatismus.⁸⁹

Am 29. Mai lud Braun stattdessen Gustav Hoffmann, den christlichen Schlachter vor und vernahm ihn. Gemeinsam mit Inspektor Wehn befragte er auch Hoffmanns fünfzehnjährige Tochter Anna.⁹⁰ Braun vermutete, dass Ernst Winter versucht hatte, die junge Anna Hoffmann zu verführen, und dabei vom Vater ertappt wurde. Im Zorn habe Hoffmann Winter erschlagen und später den Leichnam fachmännisch zerlegt, wie dies nur einem Schlachter möglich sei, und sich dann der Leiche Stück für Stück entledigt.

Die Kriminalbeamten vor Ort fanden diese Theorie äusserst unwahrscheinlich.⁹¹ Gustav Hoffmann, ein gläubiger Alt-Lutheraner, war elf Jahre lang Stadtrat und fünfzehn Jahre Vorsitzender der Metzgerinnung gewesen. Dem Vernehmen nach hatte er in Konitz einen guten Ruf. Ein Vater von neun Kindern, wurde er in einem Polizeibericht als ein «gutsituierter Mann» beschrieben, als «ein strenger Mann», in dessen Haus man eine «warme vaterländische Gesinnung und echte Frömmigkeit» finden konnte, der «mit seiner Familie ein solides, zurückgezogenes Leben» führte und der «selten in einem Schanklokal zu treffen [war] und dann auch nur in einem solchen, in welchem bessere Gesellschaft verkehrt[e]». ⁹² Mit seiner stattlichen, selbstsicheren Haltung, einem vollen Gesicht und einem sorgfältig gewachsenen und an den weit auseinanderstehenden Spitzen gezwirbelten Schnurrbart bot er das Bild eines gelassenen, mit sich und der Welt zufriedenen Menschen. Dass er Ernst Winter ermordet haben sollte, erschien «psychologisch fast undenkbar», wie es ein Beamter später ausdrückte.⁹³ Ausserdem benahm sich Gustav Hoffmann nicht wie ein Mörder, die Tochter schien nicht besonders bekümmert, und der christliche Metzger hatte ein wasserdichtes Alibi.⁹⁴

Für dieses Alibi gab es auch Zeugen. Am frühen Nachmittag des 11. März hatte Hoffmann Gäste zum sonntäglichen Mittagessen; um drei Uhr nachmittags begleitete er seine Gäste in die Kirche, wo sie zum Abendmahl gingen. Nach der Kirche besuchte er in Gesellschaft einiger anderer seinen Freund Ziebarth, der ebenfalls Metzger war und in der Nähe des Schlochauer Tors

wohnte. Dort blieb Hoffmann bis mindestens sechs Uhr und kehrte anschliessend nach Hause zurück, wo er um halb acht Uhr das Abendessen einnahm. Eine halbe Stunde später trafen zwei von Hoffmanns Lehrlingen ein. Hoffmann schalt sie wegen ihrer Verspätung und schickte sie ins Bett; dies entsprach «seiner strengen Auffassung».⁹⁵ Um neun Uhr abends, etwas früher als gewöhnlich, gingen im Haus des Schlachters die Lichter aus. Dass er sein Haus später verlassen haben sollte, um den Leichnam zu zerteilen, schien unvorstellbar, da weder seine Lehrlinge noch sein Dienstmädchen etwas Ungewöhnliches wahrgenommen hatten.⁹⁶ Selbst Hoffmanns Hund schlief an diesem Abend friedlich, ohne anzuschlagen.⁹⁷

Das Verhältnis Anna Hoffmanns zu Ernst Winter erschien ebenfalls weniger von sexuellem Interesse geprägt, als Inspektor Braun angenommen hatte. Nach Zeugenaussagen war es «nicht über eine harmlose Liebelei hinausgegangen», von der Annas Vater nicht einmal etwas wusste.⁹⁸ Einer der Beamten, die mit den Ermittlungen betraut waren, sagte dazu später aus: «Es ist an sich schon schwer denkbar, dass ein kaum 15jähriges, nach ihrem persönlichen Auftreten durchaus gesittetes Mädchen mit einem 18jährigen Obertertianer geschlechtlichen Verkehr pflegen wird. Wollte man es annehmen, so hätte es nur in einem Augenblick höchster Leidenschaft und bei sehr günstiger Gelegenheit der Fall sein können, niemals aber auf vorherige Verabredung, an einem kalten Märzabend in einem Bretterschuppen und in einem Zeitraum von kaum einer Viertelstunde.»⁹⁹

Inspektor Braun begann sich zu fragen, ob er sich vielleicht geirrt hatte.¹⁰⁰ Hoffmann benahm sich wie ein vernünftiger Mann, der bereitwillig die Ermittlungen unterstützte. Als die Vernehmung beendet war, schlug Hoffmann Braun auf die Schulter und sagte: «Wenn Sie gleich hier gewesen wären, wäre der Täter schon längst entdeckt.»¹⁰¹ Später an diesem Abend sollte Hoffmann damit beginnen, die Fäden zu einem ganz anderen Garn zu spinnen, das zugleich defensiver und düsterer war.

Zunächst jedoch verbreitete sich die Nachricht von der Vernehmung Hoffmanns und seiner Tochter «wie ein Lauffeuer durch die Stadt» und rief die örtlichen Antisemiten auf den Plan.¹⁰² Einige von ihnen waren Einheimische wie die Männer vom ‚Untersuchungskomitee‘, andere waren Journalisten aus Berlin, die in Konitz Quartier bezogen hatten, zum Teil, um über die Affäre zu berichten, zum Teil, um die Ereignisse durch eigenes Zutun zu beschleunigen. Obwohl Aussenstehende, machten sich die Journalisten bei Persönlichkeiten der Stadt beliebt wie dem trauernden Vater Ernst Winters und Julius Lehmann, dem neuen Herausgeber des *Konitzer Tageblatts*.

Während der ganzen Unruhen hatte das *Konitzer Tageblatt* eine neutrale Position eingenommen. Doch am 13. Mai verstarb der bisherige Herausgeber und Verleger Friedrich Röhl, und die Zeitung fiel an seinen Redaktionsassistenten Julius Lehmann. Röhl war ein gebildeter und kultivierter Herr gewesen, der einer vergangenen Zeit angehörte. Als Journalist der alten Schule fühlte er sich der Aufklärung der Bevölkerung verpflichtet. Julius Lehmann hatte dagegen andere Vorstellungen von Journalismus, mehr am Pulsschlag der Zeit orientiert und auf den Wellen der gängigen Vorurteile reitend. Aber es gab noch etwas, das die beiden Generationen voneinander trennte. Röhl hatte eine Frau namens Martha geheiratet, deren Mädchenname Caspari war, der Name einer prominenten jüdischen Familie in Konitz. Im Sommer 1900 verliebte sich Julius Lehmann ebenfalls in eine Frau namens Martha. Es war die mit 19 Jahren älteste Tochter von Gustav Hoffmann, eine willensstarke Person und bekennende Antisemitin.¹⁰³ Als die Polizei ihren Vater erneut zur Vernehmung vorlud, reagierte die Zeitung ihres Verlobten entrüstet.¹⁰⁴

Die Konitzer Antisemiten waren derweil nicht untätig. Der selbsternannte Untersuchungsausschuss bestellte seinen eigenen Zeugen ein, Bernhard Masloff, den Wilhelm Bruhn, der Verleger der antisemitischen *Staatsbürgerzeitung*, zu einer Aussage bezeugt hatte. Masloff, ein einfacher, kaum des Lesens und Schreibens mächtiger Arbeiter, erklärte gegenüber dem Komitee, er ha-

be am Mordabend in der Gasse hinter dem Haus Lewys auf der Lauer gelegen, um ein Stück Fleisch zu stehlen. Dabei habe er beobachtet, wie Lewy und zwei andere Männer zum Mönchsee gegangen seien (zwei vorn und einer hinten) und ein schweres Paket getragen hätten, das vermutlich den oberen Torso von Winters Leiche enthalten habe.¹⁰⁵ Damit bot Masloff eine Gegengeschichte zur Theorie von Inspektor Braun an, und diese Gegengeschichte, in deren Mittelpunkt nicht der christliche, sondern der jüdische Schlachter stand, bereitete die Bühne für kommende gewalttätige Zusammenstöße.

IV

Die Inszenierung begann, als am Dienstag, gegen halb elf Uhr abends, Bauern, Handwerker und Arbeiter aus der Umgebung scharenweise auf Fuhrwerken in die Stadt kamen.¹⁰⁶ Der Journalist Wilhelm Bruhn hatte das «Hauptquartier der Antisemiten» in Kühns Hotel aufgeschlagen, wo er Logis bezogen hatte. In den von ihm gemieteten Zimmern war ein ständiges Kommen und Gehen. Einem der Gewährleute des Landrats Baron von Zedlitz zufolge hatten die antisemitischen Organisatoren sogar Zigarren und Schnaps ausgegeben.¹⁰⁷ Vor dem Hotel verbreitete sich das Gerücht, Hoffmann werde um ein Uhr früh verhaftet werden. Das erzürnte die Menge, die inzwischen auf über tausend Personen angewachsen war.¹⁰⁸ Einige versuchten, das Haus der Lewys zu stürmen, andere machten Anstalten, in die Häuser von Juden in den Nebenstrassen einzudringen. Die meisten begnügten sich damit, Schmähungen gegen die Juden auszustossen und Steine zu werfen, anfangs gegen ihre Häuser und Läden, dann auch gegen die Vertreter der Obrigkeit. Der Bürgermeister versuchte, die Menge zu beruhigen, und als ihm das nicht gelang, gingen die Gendarmen – acht Mann zu Pferd, zwei zu Fuss – mit gezogenem Säbel gegen sie vor. Erst gegen drei Uhr morgens gelang es ihnen, die Menge aufzulösen. Später erfuhr von Zedlitz, dass eine Gruppe von Männern sich zusammengerottet hatte, die sich mit



Stöcken und Keulen bewaffnet bereit hielt, um Hoffmann im Fall seiner Verhaftung zu befreien. «Kein Mensch in Konitz zweifelt daran», berichtete der Landrat, «dass die Lynchjustiz an der Lewy'schen Familie losgebrochen wäre.»¹⁰⁹

Die Krawalle vom Dienstagabend beunruhigten die Behörden. Als sich abzeichnete, dass sie am nächsten Morgen, einem Markttag in Konitz, erneut aufflammen würden, wollte Zedlitz sich nicht mehr allein auf seine Gendarmen verlassen. Er verlangte, die im nahe gelegenen Graudenz stationierte 35. Division des preussischen Heeres solle eine Kompanie Soldaten (rund 150 Mann) nach Konitz entsenden, um dort für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Die Landesregierung gab dem Ersuchen statt, und um halb fünf Uhr abends bestiegen die Soldaten einen Sonderzug nach Konitz, jeder bewaffnet mit 30 Schuss scharfer Munition und versehen mit einer Erste-Hilfe-Ausrüstung.¹¹⁰ Inzwischen hatten der Bürgermeister und der Magistrat einen Appell an die Bürger von Konitz erlassen, in dem sie diese aufforderten, nach Sonnenuntergang in ihren Häusern zu bleiben.¹¹¹ Die Polizei erliess einen ähnlichen Aufruf und warnte die Bevölkerung, weitere gewalttätige Handlungen würden mit dem Gebrauch der Schusswaffe beantwortet.¹¹²

Der Aufruf zeigte keine Wirkung. Im Laufe des Tages erhielt die städtische Polizei Hinweise, dass die Menge gegen Bürgermeister Deditius vorgehen würde, der in ihren Augen die Juden zu sehr beschütze. Um ihr Bedürfnis nach ‚Lynchjustiz‘ zu befriedigen, planten sie, Lewy aus seinem Haus zu holen. Die Menge wurde zudem durch einen Bericht in der Abendausgabe der *Staatsbürger Zeitung* aufgehetzt, in dem behauptet wurde, die Polizei habe eine ärztliche Untersuchung angeordnet, um festzustellen, ob Anna Hoffmann noch unberührt sei.¹¹³ Diese gezielte Falschmeldung verfehlte nicht ihre Wirkung auf eine Menge, die bereits darüber entrüstet war, dass ein ehrbarer Bürger der Stadt polizeilich vernommen werden sollte.

MORD UND VERGELTUNG

Die Demonstranten begannen sich ab halb neun Uhr an diesem Abend zu sammeln. Zu ihrer Überraschung sahen sie sich alsbald der 11. Kompanie des 14. Infanterieregiments gegenüber. Trotzdem erhielt die Menge ständig neuen Zulauf. In zunehmender Besorgnis wegen der bevorstehenden Konfrontation gab Hauptmann Hesse, der Chef der Kompanie, seinen Soldaten den Befehl, ihre Gewehre in Anschlag zu bringen. Inzwischen hatte jemand Feuerwerkskörper gezündet, und einige hielten deren Krachen für Gewehrfeuer. «Die Detonationen riefen im Publikum Schrecken und Erbitterung hervor», schrieb Zedlitz.¹¹⁴ Doch innerhalb kürzester Zeit hatten Hauptmann Hesse und seine Soldaten die Strassen geräumt, die Menge auseinandergetrieben und den Marktplatz abgesperrt.¹¹⁵

Fast wäre eine Grenze überschritten worden, nicht nur von den preussischen Soldaten, sondern auch von den Konitzer Bürgern. «Die Drohungen, die Juden totzuschlagen und die Stadt an allen 4 Ecken anzustecken, sind sehr Ernst zu nehmen», berichtete ein jüdischer Anwalt aus Konitz.¹¹⁶ Angesichts der wachsenden Spannungen in der Bevölkerung schickte Baron von Zedlitz dem preussischen Innenminister einen zusammenfassenden Lagebericht: «Drei Monate lang ist die Bevölkerung mit allen Waffen des Fanatismus gegen die Juden aufgehetzt worden. Viele glauben, wirklich gutes Werk zu tun und ihre Kinder vor dem Schicksale Winters zu schützen.»¹¹⁷ Die Soldaten der 11. Kompanie blieben sechs Tage in Konitz, bis Dienstag. Nachdem sie abgezogen waren, gab es eine kurze Atempause ohne weitere Gewalttaten. Doch einige Tage später setzten die Unruhen von Neuem ein.

Die dritte Welle der Gewalt begann in einer Atmosphäre angespanntester Erwartungen. Zedlitz befürchtete, eine neue und unerwartete Entwicklung der Ermittlungen in der Mordsache könnte erneute Tumulte auslösen.¹¹⁸ Eine gewisse Wendung trat ein, als Inspektor Braun Bernhard Masloff und seine Schwiegermutter wegen des Verdachts auf Meineid verhaftete. Beide waren eine Art Kronzeugen für die Beschuldigungen des Bürgerausschusses gegen Adolph Lewy. Jetzt wurden die Vertreter der an-

tijüdischen Hetze und ihre wachsende Anhängerschar immer sicherer in ihrer Überzeugung, dass die preussische Polizei nach der Pfeife der Juden tanzte. Damit jedoch nicht genug. Wie schon einmal, als das äusserst ungläubhafte Gerücht in die Welt gesetzt wurde, die Polizei wolle Hoffmann am frühen Morgen des 30. Mai um ein Uhr verhaften, brachte diesmal das *Konitzer Tageblatt* am Donnerstag, dem 7. Juni, eine Falschmeldung: die Polizei habe die Absicht, die Ermittlungen gegen Hoffmann mit erneutem Nachdruck weiterzuführen.¹¹⁹

Am Donnerstagabend um 8 Uhr war in den Kneipen der Stadt bereits die Rede davon, dass später am selben Abend die Synagoge niedergebrannt werden würde.¹²⁰ Gegen neun Uhr hatten sich Frauen, «welche sich davon unterhalten, dass an diesem Abend wieder ‚etwas los‘ sein werde», in der Stadtmitte versammelt.¹²¹ Eine halbe Stunde später begann eine Gruppe von Männern, an den Zaun, der das Gelände um die Synagoge abspernte, sowie an einige in der Nähe befindliche Schuppen, von denen einer Gustav Hoffmann gehörte, Feuer zu legen. Da das Holz dieser Schuppen zundertrocken war, schlugen bald die Flammen hoch, und die Feuerwehr setzte alle verfügbaren Kräfte ein, um das Feuer unter Kontrolle zu bringen und ein Übergreifen der Flammen auf die Synagoge, das eigentliche Ziel der Brandstifter, zu verhindern.¹²² Die gaffenden Zuschauer beteiligten sich nicht an den Löscharbeiten. Als die Feuerwehr einige Personen aufforderte, ihre Zugpferde zur Verfügung zu stellen, damit mehr Löschwagen herangefahren werden konnten, weigerten sich die Angesprochenen. Als die Feuerwehrmänner versuchten, die Flammen zu ersticken, wurden sie von den Demonstranten mit Steinen beworfen.¹²³

Am folgenden Tag, dem 8. Juni, behauptete die *Staatsbürgerzeitung* in einem Bericht, die Juden selbst hätten das Feuer gelegt, um Beweise gegen sie zu vernichten. Die verbrannten Schuppen seien die Orte gewesen, wo die Juden den Leichnam zerstückelt und das Blut von Ernst Winter aufgefangen hätten.¹²⁴ Die Zeitungen berichteten ferner, zwei Christenjungen im Alter von acht und dreizehn Jahren würden seit über einer Woche vermisst, und

MORD UND VERGELTUNG

am folgenden Abend, dem 9. Juni, begannen die Unruhen erneut.¹²⁵

Das Muster war bereits vertraut. Nach Einbruch der Dunkelheit am Samstagabend rotteten sich in der Danziger Strasse, wo Hoffmann und Lewy lebten, zahlreiche Menschen zusammen. Nachdem sie Schmähworte gerufen und lautstark gefordert hatten, Masloff und seine Schwiegermutter freizulassen, bewarfen sie die Häuser von Juden mit Steinen und Ziegeln. Innerhalb weniger Minuten stürmten sechs Polizisten und Gendarmen in einer Reihe die Strasse herauf und zerstreuten die Menge.

Doch das war erst der Anfang. Am nächsten Morgen, einem Sonntag, fuhren die Antisemiten auf Fahrrädern und mit dem Zug in die Dörfer und Städte der Umgebung und trommelten alle Bauern und Landarbeiter und alle übrigen, die sich an dem Protest beteiligen wollten, zusammen. Einem Bericht zufolge kamen die Menschen nicht nur aus der näheren Umgebung von Konitz, sondern auch aus den etwas entfernten Kreisen Tuchej, Schlochau und Flatow. Bürgermeister Deditius behauptete sogar, er habe eine Gruppe von Männern mit Äxten gesehen, die mit dem Zug aus dem Osten gekommen seien.

Die Lage wirkte bedrohlich. Scharen aufgebrachter Arbeiter und Bauern, Männer und Frauen, «in der einen Hand das Gebetbuch, in der anderen Knüppel tragend», sammelten sich auf dem Marktplatz vor der protestantischen Kirche.¹²⁶ Als ein Jude an der Menge vorbeiging, machte einer der Versammelten mit seiner Hand die Geste des Kehledurchschneidens: Heute, wollte er damit sagen, werde es einigen an den Kragen gehen.¹²⁷ Doch die Juden waren bereits am Abend zuvor gewarnt worden. Zwei Frauen hatten einem jüdischen Kaufmann gesagt, «er möge sich vor Sonntag hüten, da werden die Juden alle totgeschlagen werden».¹²⁸ Bis elf Uhr an diesem Sonntagmorgen hatten sich mehrere tausend Menschen auf dem Marktplatz eingefunden. Die Demonstranten gaben nicht nur die üblichen Judenfeindlichen Tiraden von sich, sondern forderten auch die Freilassung von Bernhard Masloff und seiner Schwiegermutter Anna Ross. Die Polizei

verhaftete einen der Unruhestifter aus der Menge, Theodor Knievel, doch bald wurde das Gerücht gestreut, die Polizei habe Hoffmann verhaftet. In grösster Erregung drängte die Menge zum Rathaus und bedrohte Bürgermeister Deditius, der sich im Innern des Gebäudes verschanzt hatte. Die Polizisten und Gendarmen zogen ihre Säbel. Das genügte noch nicht. Einen Augenblick lang dachte Zedlitz daran, den Feuerbefehl zu erteilen, aber er zögerte. In der Menge waren auch zahlreiche Frauen und Kinder, und er hätte es nicht ertragen, sie mit über dem Kopf verschränkten Armen und dem Gesicht nach unten auf dem Pflaster liegen zu sehen. Ausserdem befürchtete er, ein Schiessbefehl könnte «einen Sturm gegen die Judenhäuser, insbesondere auch die in den Nebenstrassen» auslösen und die Behörden könnten den Juden keinen ausreichenden Schutz gewähren.¹²⁹

In der Hoffnung, die Menschenansammlung aufzulösen, gab die Stadt Feueralarm, doch die Menge rührte sich nicht. Stattdessen griffen Demonstranten Kriminalbeamte aus Berlin an, warfen einen von ihnen zu Boden und verletzten einen zweiten.¹³⁰ Danach marschierten die Versammelten zum Haus Lewys und bewarfen es mit Steinen. Ausserdem demolierten sie das Geschäft eines jüdischen Ladeninhabers, der das Rollgitter unvorsichtigerweise nicht heruntergelassen hatte. Um halb fünf Uhr nachmittags marschierte schliesslich eine Gruppe von jungen Männern mit Frauen und Kindern im Gefolge zur Synagoge.¹³¹ Nachdem sie in das Gebäude eingedrungen waren, zerschlugen sie die hölzernen Betstühle, warfen Lampen auf den Boden, zerrissen die Vorhänge und rissen einzelne Seiten aus den frommen Büchern. Zum Glück waren die Thorarollen bereits in Sicherheit gebracht worden, eine Vorsichtsmassnahme, die nach dem ersten Versuch, am vorangegangenen Donnerstagabend die Synagoge niederzubrennen, ergriffen worden war. Das Gotteshaus, berichtete die *Danziger Zeitung*, «gleich einer Ruine».

«In Konitz herrscht heute Revolte», schrieb ein jüdischer Einwohner der Stadt.¹³² Vertreter der Obrigkeit sahen die Lage ähnlich. Nachdem die Menge nicht länger im Zaum zu halten war,

MORD UND VERGELTUNG



*Die Synagoge nach dem Brand
mit preussischen Soldaten als Wachtposten*

rief Baron von Zedlitz «offensichtlich erschüttert und bleich wie eine Kalkwand» den preussischen Innenminister an, der erneut der Garnison in Graudenz den Befehl gab, die ii. Kompanie des 14. Infanterieregiments zu entsenden. Als der Zug mit den Soldaten durch die benachbarte Kreisstadt Tuchein fuhr, hatte sich auf dem Bahnhof bereits eine Menschenmenge versammelt, die die Soldaten mit Schmährufen und Steinen empfing.¹³³ Schliesslich trafen die Soldaten um halb zehn Uhr abends in Konitz ein und marschierten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett in die Stadt. Obwohl nicht scharf geschossen wurde, gab es Verletzte, hauptsächlich durch Kolbenstosse und Bajonettstiche.¹³⁴ Insgesamt wurde die Situation in Konitz so bedrohlich, dass der preussische Innenminister Freiherr von Rheinbaben den Kaiser persönlich über die Lage unterrichtete. Da er einen Aufstand gegen die Staatsgewalt befürchtete, befahl der Kaiser un-

MORD UND VERGELTUNG

verzüglich, nicht nur eine Kompanie, sondern ein ganzes Bataillon nach Konitz zu senden. Dieses traf dann in einer Stärke von rund 650 Mann am Dienstag, dem 12. Juni, ein. Der Kommandant postierte alle 60 Schritt einen Mann auf der Danziger Strasse, einen Kordon aus Infanteristen um die Synagoge und eine eigene Wache vor dem Haus der Familie Lewy.¹³⁵

Die militärische Besetzung der Stadt machte den grössten Formen der antisemitischen Gewalt, wie sie in den Wochen davor aufgetreten waren, ein Ende, auch wenn vereinzelt Fälle jüdenfeindlicher Unruhen den ganzen Juni hindurch in der weiteren Umgebung auftraten: in Berent, nördlich von Konitz, wo es bereits 1894 zu einem angeblichen Ritualmord gekommen war, in Mrotschen in der Provinz Posen und in Schlawe in Pommern.¹³⁶ Ausserdem schändeten antisemitische Banden erneut den jüdischen Friedhof in Hammerstein, während in Janowitz im Regierungsbezirk Bromberg (Bydgoszcz) zwei Männer durch ein Seitenfenster in die Synagoge einbrachen und das Innere des Gotteshauses verwüsteten.¹³⁷ Daneben kam es auch weiterhin zu Gewalttaten gegen einzelne Juden. Auf einer Landstrasse, die aus Kamin herausführte, ein Dorf südlich von Konitz, griff ein Arbeiter namens Josef Krajetski einen 64 Jahre alten jüdischen Händler mit einer Heugabel an und schlug ihn damit bewusstlos. Seine Frau sah ihm dabei zu und feuerte ihn mit dem Ruf «hep, hep» an. Wäre der Gutsherr des Ortes dem Juden nicht zu Hilfe gekommen, hätte Krajetski von seinem Opfer wahrscheinlich erst abgelassen, wenn er es für tot gehalten hätte.¹³⁸ Desgleichen griffen in Prechlau, dem Dorf, aus dem Ernst Winter stammte, jugendliche Schläger einen jüdischen Kantor und seinen siebzigjährigen Vater an, die in den Ort gekommen waren, um dort eine Beschneidung vorzunehmen. Der Vater musste mit schweren Kopfverletzungen in ein Krankenhaus eingeliefert werden.¹³⁹ Und in Konitz glomm der Judenhass unter der Oberfläche weiter. «Trotz dieser äusseren Ruhe», berichtete Baron von Zedlitz zwei Tage später, «beurtheile ich die Sachlage ernster denn je.»¹⁴⁰

Die Geschichte des Schlachters und andere Erzählungen

Wenn nimmer Holz da ist, so verlischt das Feuer,
und wenn der Verleumder weg ist, so hört der Hader auf.

Sprüche 26:20

Der eigentliche Autor der Erzählung ist nicht nur
derjenige, der sie erzählt, sondern auch und zuweilen
sogar noch mehr derjenige, der sie hört.

Gérard Genette

Der Anbruch des 20. Jahrhunderts war an sich schon etwas Besonderes, doch das Frühjahr des Jahres 1900 war erst recht bemerkenswert. Denn zum ersten Mal erstrahlte der elf Jahre zuvor fertiggestellte Eiffelturm im hellen Licht von elektrischen Scheinwerfern, als wäre er das Wahrzeichen technischer Errungenschaften, die im neuen Jahrhundert erst noch folgen sollten. Enthusiasten der Geschwindigkeit würden bald ihre Motoren anwerfen und im Strassenrennen Paris – Lyon mit ihren Daimler-Automobilen über staubige Pisten brausen; Graf Zeppelin würde mit dem ersten seiner berühmten zigarrenförmigen Luftschiffe vom Boden abheben und höher und höher über dem Bodensee schweben; und am Ende des Jahres würde Max Planck die Quanten als ein Mass für die Energie entdecken, die von strahlenden atomaren Teilchen emittiert wird, und damit anderen Physikern, wie etwa Albert Einstein, den Weg zur Entschlüsselung weiterer Geheimnisse des physikalischen Universums ebnen.

Es war eine Zeit des Optimismus bis hin zu einem unkritischen Enthusiasmus. Die Menschen lebten in dem allgemeinen Gefühl, mit Hilfe der Vernunft könnten alle Hindernisse über-

wunden, Vorurteile besiegt und der Aberglauben ausgerottet werden. Die Ereignisse in Konitz, das in der östlichen Randzone des Deutschen Reiches und am westlichen Rand einer Pogromlandschaft lag, konnten kaum die Überzeugung erschüttern, dass sich die Menschheit ungeachtet aller Rückschläge auf dem Weg des Fortschritts befand. Die abergläubischen Vorstellungen, die dem Antisemitismus Vorschub leisteten, konnten aber noch immer «das Herz einer Nation zu Stein werden lassen», schrieb Tomas Masaryk im Anschluss an die Ritualmordbeschuldigungen in Polen 1899. Dennoch war Masaryk ebenso wie die hellstichtigsten seiner Zeitgenossen der Überzeugung, dass diese Vorstellungen einem «sterbenden Jahrhundert» angehörten.¹

Demnach schien es ein leichtes, die Gewalttaten in Konitz als eine bestenfalls Dreyfus-Affäre *à demi*, einen Hexenprozess in der Provinz, eine Inquisition, die überhaupt nicht mehr in diese Zeit passte, abzutun. Die antisemitischen Journalisten begingen diesen Fehler allerdings nicht. Sie witterten in dieser Mordgeschichte die Möglichkeiten einer allgemeinen Sensation – nicht einfach eine Geschichte, die erzählt werden, sondern ein Schauspiel, welches gleich einer Wagneroper inszeniert werden musste.² Seit Ende Mai reisten sie nach Konitz und blieben dort zum Teil wochenlang ohne Unterbrechung, nahmen sich am Ort ein Quartier und widmeten sich ganz dem Mordfall. Einer dieser Journalisten war Wilhelm Bruhn, dem wir bereits begegnet sind, der 31jährige Herausgeber der *Staatsbürgerzeitung*, eines antisemitischen Blattes, das Nachrichten und vorurteilsbeladene Meinungen so sehr miteinander vermischte, dass sie nicht mehr voneinander zu unterscheiden waren.

Bruhn wurde im ländlichen Pommern geboren und war 1894 nach Berlin gekommen, nachdem er wie so viele andere studierte Antisemiten als Volksschullehrer gearbeitet hatte, eine Tätigkeit, die nicht besonders gut bezahlt wurde. Zunächst kaufte er sich eine Druckerpresse und gab in Berlin-Weissensee eine Lokalzeitung heraus; vier Jahre später trat er in die Redaktion der *Staatsbürger Zeitung* ein. Ob er zu dieser antisemitischen Zeitung aus

Überzeugung oder nur des Geldes wegen gegangen war, lässt sich schwer beurteilen. Gleich vielen anderen Journalisten, die sich mit Mühe und Not durchschlugen, benötigte er zweifellos ein festes Einkommen. Er war auch schon wegen verbotenen Glücksspiels verhaftet worden.³ Seit er für die *Staatsbürger Zeitung* zu schreiben begonnen hatte, arbeitete er daran, antisemitische Krawalle zu inszenieren, von deren Berichterstattung er und seine Zeitung lebten.⁴ Er hatte schon einmal die pommerschen und westpreussischen Dörfer bereist und dort antisemitische Schmähreden gehalten.⁵ Am 26. Mai fuhr er wieder nach Osten, diesmal um an Ernst Winters «feierlichem Begräbnis» teilzunehmen.⁶

Der Zug, mit dem Bruhn nach Konitz reiste, fuhr sehr wahrscheinlich vom Schlesischen Bahnhof in Berlin ab. Er überquerte die Oder, bevor er tiefer in die östlichen Regionen hineinfuhr, durch dünn besiedelte Ebenen mit Roggenfeldern bis zum Horizont.

Während diese Landschaft an seinem Fenster vorbeiflog, richtete Bruhn möglicherweise seine Aufmerksamkeit auf die Artikel auf der Titelseite der aktuellen Tageszeitung. Der Burenkrieg in Südafrika war in vollem Gange und wurde in der deutschen Presse als ein Kampf verzweifelter, aber heldenhafter Siedler dargestellt, die für die Scholle ihrer Heimat kämpften – nicht zu reden vom Gold und den Diamanten –, gegen die Uitlanders, raubgierige Ausländer, unterstützt von den brutalen britischen Armeen unter Lord Roberts und Lord Kitchener. Noch stärker im Vordergrund stand der Boxeraufstand, bei dem, nach den Berichten in der deutschen Presse zu urteilen, blutrünstige chinesische Aufständische gegen zivilisierte Nationen anrannten, in einem Konflikt, in dem sehr bald chinesische Christen und Ausländer ihr Leben lassen würden, unter anderem auch Deutsche, die in China grosse Summen investiert hatten. Und in der Heimat selbst hatte ein Wettrüsten im Flottenbau eingesetzt, das durch den Plan der Reichsregierung angeheizt wurde, Schlachtschiffe in so atemberaubendem Tempo zu bauen, dass England gezwungen sein würde, Deutschland seinen «rechtmässigen Platz an der Son-

ne» (Bernhard von Bülow) einzuräumen. Das waren wichtige Entwicklungen jener Zeit: Diese Ereignisse, welche die Aggression der modernen Nationen auslösten, sollten sich als Vorahnungen des kommenden Krieges erweisen, dessen Schrecken die Zeitgenossen ihre Ehre erwiesen, indem sie ihn den Grossen Krieg nannten.

All das lag natürlich noch fast anderthalb Jahrzehnte entfernt in der Zukunft, und den Journalisten beschäftigten aktuellere Ereignisse. Nach einer Fahrzeit von etwa fünf Stunden näherte sich Bruhns Zug Pomereilen, einer Landschaft, die bekannt war für ihre weiten Felder und ihre alten ausgedehnten Kiefernwälder.⁷ Doch die Schönheit der Gegend war trügerisch. Dieses Land gehörte, wie Max Weber am Ende des 19. Jahrhunderts schrieb, zu den «von der Natur am wenigsten begünstigten Teilen der Monarchie».⁸ Der Boden war sandig und wenig fruchtbar, und das Ackerland gehörte den Junkern, reaktionäre preussische Gutsherren, die zugleich als Arbeitgeber, Bürgermeister und Polizisten auftraten und zudem die niedere Gerichtsbarkeit in ihren Händen hielten. Die einfachen Leute führten ihr Leben im Schatten dieser Männer, und die meisten Menschen in diesen Gegenden hatten niemals die Chance, ihren eigenen Boden zu bearbeiten. Stattdessen arbeiteten sie als Knechte mit Jahres Verträgen oder im Tagelohn, als Mägde oder Dienstmädchen. Zwar gab es einige selbständige Bauern, doch infolge der verfallenden Agrarpreise reiheten sich die Eigentümer kleiner Bauernhöfe zunehmend in die Schicht der landlosen Armen ein. Hier herrschte wirkliche Armut. Das Land in der Umgebung von Konitz gehörte zu einer der ärmsten Regionen in ganz Deutschland. Im Kreis Konitz verdiente ein Tagelöhner etwa zwei Mark am Tag im Sommer und etwas mehr als eine Mark im Winter. Arbeiterinnen verdienten noch weniger, knapp über die Hälfte des Einkommens der Männer.⁹ Und Kinder, die beim Kartoffelroden mitarbeiteten, erhielten dafür 20 Pfennig am Tag, kaum genug für einen Laib Brot.

Die Verhältnisse in dieser ländlichen Region blieben hart und beschwerlich, und in den Jahren nach 1880 setzte wie auch in den

übrigen ländlichen Gebieten Deutschlands eine der grössten Abwanderungswellen der deutschen Geschichte ein. Junge Männer und Frauen, von denen die meisten noch nie in ihrem Leben auch nur einen Hauch wirtschaftlicher Unabhängigkeit gekannt hatten, schifften sich nach Amerika ein. Sie träumten von einem kleinen Hof mit acht Morgen Land auf den weiten Ebenen von Kansas. Während die Auswanderungswelle nach Amerika zur Jahrhundertwende wieder abgeebbt war, hielt die Wanderung zu den Kohlebergwerken, Eisenhütten und Stahlwerken im Ruhrgebiet an. Wie in vielen verarmten Gegenden auf der ganzen Welt blieb die Abwanderung der bittere Tribut, den die Armen ihrer Armut entrichteten, ihr Requiem für das Land, das sie hinter sich liessen.

Pommereilen war jedoch nicht nur durch Armut gekennzeichnet. Falls Bruhn das Fenster öffnete und hinaus sah, hätte er in nördlicher Richtung auf eine Region geblickt, die überwiegend von Kaschuben und Polen besiedelt war, die zusammen die Mehrheit der Bevölkerung im Kreis Konitz ausmachten. Die Kaschuben, mit viel Wärme von Günter Grass in seinen Romanen lebendig geschildert, sprachen nicht polnisch, sondern eine eigene slawische Sprache. Sie bevölkerten das Gebiet südlich von Danzig und nördlich der breiten Landstrasse Berlin – Königsberg, die den Kreis Konitz diagonal in nordöstlicher Richtung durchschnitt. Gleichzeitig stellten sie die älteste und zugleich ärmste und ungebildetste Bevölkerungsgruppe in dieser Gegend dar.¹⁰ 1886 ergab eine Zählung der Einwohner des Kreises Konitz 45 Prozent Kaschuben und 15 Prozent Polen, während bis 1900 immer mehr Kaschuben Polnisch als ihre Muttersprache angaben und sich als Polen verstanden.¹¹

Hätte Bruhn auf der anderen Seite aus dem Fenster geschaut, so hätte er auf den südlichen Teil des Landkreises geblickt, bevölkert von deutschen Katholiken, deren Vorväter das Land im 16. Jahrhundert in einem Gürtel aus Dörfern besiedelt hatten, die in ihrer Gesamtheit als «Kochschneiderei» bezeichnet wurden. Er hätte auch Dörfer deutscher Protestanten gesehen und solche

mit einer gemischten Bevölkerung: Protestanten, Katholiken, Deutsche und Polen. Denn obwohl Westpreussen als Hinterland galt, war es auch ein Gebiet religiöser und ethnischer Vielfalt. Innerhalb dieser Vielfalt, eher den Deutschen verbunden, lebten die Juden. Viele Ortschaften im Süden von Konitz wie Krojanke, Kamin, Jastrow und Zempelburg wiesen einmal einen beträchtlichen Anteil Juden auf. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebte die Mehrzahl der Juden Preussens in den östlichen Provinzen, zumeist in kleinen Dörfern und Städtchen, aber auch in Städten, in denen die absolute Einwohnerzahl der Juden an die Gesamtzahl der Juden in Berlin heranreichte.¹² Doch das gehörte der Vergangenheit an. Zwar lebten jetzt weniger Juden auf dem Land; dennoch konnte man sie noch immer sehen, wie sie auf den Feldwegen mit ihren Bündeln gingen, auf einem kleinen Wagen fuhren oder ihr Vieh zum Markt trieben.

Schliesslich fuhr der Zug in den Konitzer Bahnhof ein, wo Bruhns ausstieg und von einer Kutsche zum Hotel Kühn gefahren wurde. Bruhn war schon einmal Mitte Mai hier gewesen, und der Eigentümer des Hotels, Paul Kühn, sympathisierte mit den Antisemiten. Hier konnte Bruhn sich auch an den Stammtisch setzen und gemeinsam mit den Männern, die ähnlich dachten und fühlten wie er, Bier trinken und sich unterhalten. Dort traf er wahrscheinlich Franz Schleiminger, einen Buchhändler, und Max Heyn, einen Fotografen, zusammen mit dem Maurermeister Rudolf Hermann und dem Zahnarzt Max Meibauer (einem der Gründer des antisemitischen Untersuchungskomitees), Dr. Arthur Müller (Sohn des Kreisarztes, der die Autopsie vorgenommen hatte) und ausserdem eine Reihe von prominenten Kaufleuten, Postangestellten, einen Bäcker und einen Metzger und Paul Kühn selbst, der sich wohl gelegentlich auf ein Bier zu seinen antisemitischen Stammgästen, «echtefn] deutsche[n] Männer[n]», gesellte.¹³ Dass Bruhn ziemlich sicher einige oder alle diese Männer bei einem Glas Bier im Hotel Kühn kennenlernte, war kein Zufall. 1888 klagte ein Vertreter der Kirche über den «wahren

Krebsschaden, [...] dass in [Konitz] nicht weniger als 50 Schankstätten vorhanden sind».¹⁴ Neben der Qualität des Biers gab es noch anderes, worin die Kneipen in Konitz sich voneinander unterschieden. Man brauchte sich nur die Zeitungen anzusehen, die dort für die Gäste aushingen. Seit Februar dürfte bei Kühn die *Staatsbürger Zeitung* eingeklemmt in einen hölzernen Zeitungshalter, an einem Wandhaken gehangen haben, so dass die Gäste sie lesen, weitergeben und über den Inhalt diskutieren konnten.¹⁵ Ausserdem konnte man die Kneipen an ihren Gästen erkennen. Das Gasthaus Kühn galt als gutbürgerlich, ein Restaurant von der Art, wie sie von Männern wie Gustav Hoffmann besucht wurde, der nur in Lokale ging, «in denen bessere Gesellschaft verkehrt[e]».¹⁶

Wir wissen nicht, ob Gustav Hoffmann, der christliche Schlachter, mit Wilhelm Bruhn, dem Herausgeber der *Staatsbürger Zeitung*, im Hotel Kühn zusammenkam oder in seinem nur knapp hundert Meter entfernten Haus hinter dem Marktplatz in der Danziger Strasse. Doch dass die beiden Männer sich am Abend des 29. Mai getroffen haben, steht fest. Ihre Begegnung sollte eine Wende in den Ereignissen in Konitz einleiten.

I

Am 13. Juli 1900, einen Tag nachdem eine Kompanie preussische Soldaten in die Stadt einmarschiert war, veröffentlichte Wilhelm Bruhns *Staatsbürgerzeitung* ein bemerkenswertes und ausführliches Dokument, welches das Datum vom 5. Juni 1900 und die Überschrift trug: «Eingabe des Fleischermeisters Gustav Hoffmann zu Konitz in der Winter'schen Mordsache». Dieses Dokument sollte zur Geschichte des Schlachters werden.¹⁷

In seiner Eingabe schilderte Hoffmann zunächst seine Vernehmung vom 29. Mai und den wesentlichen Inhalt der Beschuldigung, die der Inspektor gegen ihn erhoben hatte. Gegen sieben Uhr abends am 11. März hatte Hoffmann, so die Vermutung der

Polizei, sein Haus verlassen, um seine Tochter Anna zu suchen, und sie eng umschlungen mit Ernst Winter zusammengefunden. In seiner Wut habe Hoffmann den Jungen zunächst erwürgt und anschliessend erstochen. Diese Anschuldigung, sagte Hoffmann zu Inspektor Braun, sei haltlos und die Vernehmung sei beleidigend. Er habe dem Kommissar Braun vorgehalten,

«dass meine Tochter das Kind einer anständigen Bürgerfamilie sei, und er müsse doch wissen, dass gerade die Töchter dieses Standes geschlechtlich unzugänglich sind. Mein unschuldiges Kind, dem am Nachmittag mit mir und der ganzen Gemeinde das heilige Abendmahl gewährt worden war; das sollte sich darauf geschlechtlich vergangen haben? Nur eine ganz niederträchtige Judenphantasie kann sich derartiges ausdenken. Nicht einmal die verworfenste Dirne würde an dem Tage, an welchem sie zur Kirche und zum Abendmahl gegangen ist, eine solche Sünde begehen. Den Juden ist aber nichts heilig, wo es gilt, zur Abwendung des gegründeten Verdachts gegen sie, einen Christen fälschlich als Mörder hinzustellen.»

Anschliessend gab Hoffmann die Ereignisse des Abends wieder, die auf die Vernehmung folgten. Etwa bis zehn Uhr hätten junge Kerle vereinzelt «hep, hep» gerufen und «dann und wann eine Fensterscheibe heimlich eingeworfen». Daraufhin, so der Schlachter, «verbreiteten die Juden und die Judengenossen in der ganzen Bevölkerung, dass ich in der Nacht verhaftet werden sollte». Das habe alles geändert. «Auf die Nachricht von meiner Verhaftung versammelten sich aber einige Tausende erwachsene und meist verheiratete Männer ganz freiwillig, um den durch eine Verhaftung meiner Person gegen die Gesamtheit der Christen beabsichtigten Schlag zu verhindern.» Danach zählte Hoffmann seine Verdienste auf – Bürger in Konitz seit 1876, seit 17 Jahren Hauseigentümer, neun Kinder, Mitglied des Stadtrats seit 1888, Obermeister der Konitzer allgemeinen Handwerkerinnung von 1885 bis zu ihrer Auflösung 1899, zur Zeit Obermeister der Flei-

scher-Innungen und Mitglied des hiesigen Fortbildungs-Kuratoriums. Er geniesse das Vertrauen aller Bevölkerungsschichten, schrieb er.

Die Juden brauchten einen christlichen Schlachter, dem sie ihre eigene Schuld anhängen könnten, behauptete Hoffmann und setzte hinzu, er sei enttäuscht von den Berliner Inspektoren, weil sie diese jüdischen Machenschaften nicht durchschauten. Ihre Beschuldigungen entsprächen nicht einmal ihrer eigenen Überzeugung, sondern sie beteten lediglich etwas nach, was die Juden ihnen vorgesagt hätten.

Gustav Hoffmann führte auch Gründe an, warum er nicht der Mörder sein könne: Sein Haus – das nur ein Stockwerk hatte und aus dem Laden, einem Esszimmer, einer Küche und vier Schlafzimmern bestand – sei voller Menschen gewesen: seine Frau, seine Grossmutter, acht seiner neun Kinder (im Alter von drei bis sechzehn Jahren), ein Dienstmädchen, ein Geselle und zwei Lehrlinge. Das Dienstmädchen schlief in der Küche, wo sich der einzige Ausgang befand, wenn die Tür zur Danziger Strasse geschlossen war. Unter diesen Umständen habe nichts heimlich geschehen können. Hoffmann hatte ausserdem ein hieb- und stichfestes Alibi. Er hatte den Nachmittag bis sechs Uhr in Gesellschaft verbracht, und zwar im Haus von Ziebarth in der Danziger Strasse, einem Schlachter wie er. Dann war er nach Hause zurückgekehrt. In seiner Begleitung befanden sich Pastor Reyman und ein städtischer Beamter namens Fengler, der jedoch bald darauf zum Bahnhof musste, weil sein Zug um 18.53 Uhr abfuhr. Hoffmanns Tochter Anna traf kurz darauf zusammen mit Fenglers Tochter ein, die gegen halb sieben Uhr ebenfalls die Kutsche zum Bahnhof nahm. Anschliessend machte Anna noch einen Spaziergang, war jedoch um sieben Uhr wieder zurück und half bei der Zubereitung des Abendessens, das an diesem Abend etwas früher als gewöhnlich eingenommen wurde, weil sein Geselle Welke noch ins Theater gehen wollte. Gegen halb acht Uhr setzte sich die Familie zum Essen an den Tisch. Die beiden Lehrlinge, Clemens Misiekowski und Albert Longear, kamen erst um acht Uhr und wurden wegen ihrer Verspätung gerügt.



Gustav Hoffmann und seine Tochter Anna

Danach seien alle Familienmitglieder zu Hause geblieben. Wegen der Enge der Räumlichkeiten hätte niemand das Haus unbemerkt verlassen können.

Sodann ging Hoffmann auf Indizien ein, die angeblich gegen ihn sprachen. Im vergangenen Winter hatte er anscheinend seine Tochter Anna mit zwei Jungen vor dem Schlachterladen sprechen sehen und gerufen: «Anna, komm rein! Und wenn ihr Lümmels nicht macht, dass ihr wegkommt, dann passt mal auf!» Die beiden Jungen rannten so schnell sie konnten davon, so dass Hoffmann nicht einmal sah, wer sie waren. Angeblich war einer der beiden Ernst Winter. Die Juden hätten auch die Geschichte mit den Eingeweiden im Misthaufen erfunden, schrieb Hoffmann. Als der jüdische Händler Isidor Fleischer den Mist Hoffmanns auf seinem Feld ausbrachte (Fleischer lieferte Hoffmann Stroh für dessen

DIE GESCHICHTE DES SCHLACHTERS UND ANDERE ERZÄHLUNGEN

Pferd und erhielt dafür von ihm Mist zum Düngen), habe er darin menschliche Eingeweide gefunden.

Bis zu diesem Punkt ging es in Hoffmanns Geschichte um ‚die Juden‘ – Verschwörer, die Belastungsmaterial erfanden, um dem unschuldigen christlichen Schlachter und seiner Familie eine Falle zu stellen. Hoffmann hatte noch keine Namen genannt und noch keine Beschuldigung erhoben. Doch nach all diesen Ausführungen kam er zur Sache:

«Nachdem von amtlicher Stelle mir solches gesagt, bin ich gezwungen, zu meiner weiteren Verteidigung den Antrag zu stellen, dass denn auch gegen die wirklichen Thäter vorgegangen wird. Ich behaupte, dass der Fleischermeister Adolph Lewy und sein Sohn Moritz Lewy bei der Ermordung des Winter anwesend und beteiligt waren.»

Danach brachte Hoffmann zwölf Behauptungen vor, aus denen die Schuld des jüdischen Schlachters und seines Sohnes hervorgehen sollte.

Erstens war Hoffmann an dem Tag, als der obere Torso gefunden wurde, zum Mönchsee gegangen, wo er «den ganzen nackten Rumpf genau besichtigen [konnte]». Er war ebenfalls zu dem Ergebnis gelangt, dass der Torso ausgeblutet war. Auch das Paket, in das er eingewickelt war, «zeigte keinerlei Blutspuren». Eine eingehende Untersuchung der Körperteile ergab, dass sie vollkommen blutleer waren. Auf diesem Gebiet hielt Hoffmann sich für einen Fachmann. Er kannte sich auch mit der Technik aus, wie die Schnitte beim Zerteilen des Leichnams geführt wurden, und behauptete: «Der Schnitt, durch welchen der Kopf vom Rumpfe getrennt worden, ist der richtige Schächterschnitt, wie ihn der jüdische Schächter zu machen pflegt.»

Danach beschrieb er die Methode im Einzelnen.

«Als Fleischer habe ich stets ununterbrochen Gelegenheit, das Schächten der Tiere zu sehen. Früher pflegten die Schächter die Kälber in der Weise zu Schächten, dass sie das lebende Tier mit den Hinterfüßen aufhingen, so dass der Kopf nach unten hing, welcher festgehalten wurde. Der Schächter schnitt

dann unterhalb der Kehle mit einem scharfen Messer den Tieren den Hals durch. Ganz ebenso denke ich mir die Ermordung des Winter, nach den an dem Rumpfe befindlichen Merkmalen zu urteilen. Der Schnitt an dem Halse unterhalb des Kehlkopfes, die vollständige Blutleere des Körpers lassen keinen Zweifel daran. Winter muss von mehreren Personen plötzlich überfallen, durch Würgen am Schreien behindert, mit dem Kopfe nach unten aufgehängt, entkleidet und in der Weise schliesslich getötet worden sein, dass ein geübter Schächter ihm den Hals durchschnitt, wie es bei den Schlachttieren zu geschehen pflegt. Das Blut ist sorgfältig aufgefangen, und dann an die Zerlegung des Körpers herangegangen worden.»

Das war eine Operation, die nach Meinung Hoffmanns nicht von einem gewöhnlichen Schlachter ausgeführt worden sein konnte. Es musste vielmehr jemand gewesen sein, der Erfahrung darin hatte, Menschen zu schlachten. «Ich meine, dass der Zerteiler des Winterschen Körpers schon manchen Christknaben getötet und zerlegt haben mag, so geschickt ist an den mir sichtbar gewordenen Teilen gearbeitet worden.» Es musste in einem beleuchteten Raum geschehen sein, und die ganze Operation musste mehrere Stunden in Anspruch genommen haben, da der Torso anschliessend in einem Paket verschnürt wurde. Auch die Informationen über die Autopsie, die Hoffmann der Presse entnommen hatte, deuteten für ihn auf einen jüdischen Schlachter. Beim koscheren Schlachten, so Hoffmann, durchschneide der Schlachter nach einer teilweisen Öffnung des Magens das Zwerchfell, um mit der Hand an die Lunge zu gelangen und sie zu prüfen. Sei die Lunge gesund, klebe sie nicht an den Rippen. Andernfalls sei das Tier unrein und könne nicht gegessen werden. Dasselbe sei auch mit der Leiche Winters geschehen. «Ist dieser Leichenbefund wirklich zutreffend, dann ist ganz sicher, dass Winter wie ein Stück Vieh nach vollem jüdischem Ritus geschlachtet worden ist.»

Zweitens hätten die Mörder oder ihre Helfershelfer den verpackten Torso zum Mönchsee getragen, und da er ein beträchtli-

ches Gewicht gehabt habe, müssten an der Tat mehrere Personen beteiligt gewesen sein. Sie könne zudem nur an einem Ort ausgeführt worden sein, der vom Nachtwächter oder von Passanten nicht eingesehen werden konnte. «Wenn man die in der Maurergasse befindlichen Häuser der Reihe nach durchgeht, so muss allein das Lewy'sche Haus als geeignet erscheinen, um einen derartigen Mord ungesehen verüben zu können.» Tatsächlich, fuhr Hoffmann fort, «ist in der ganzen Gegend nur der als Schlächtermeisterstätte benutzte Keller unter dem Lewy'schen Haus die geeignete Stelle, in welcher die geschilderte stundenlange Tötungs- und Zerlegungsarbeit bei Beleuchtung vorgenommen werden konnte.»

Drittens stamme der Sack, in dem sich der Torso befand, von einem Schneider namens Plath: alle drei Wochen kaufe die Schwester Adolph Lewys Lumpen bei diesem Schneider oder seiner Helferin, einer Polin namens Frankowski. Auf diese Weise sei der Sack von Plath über Frankowski und Lewys Schwester zu diesem selbst gelangt. «Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass der Fleischer Adolph Lewy diesen Sack von seiner Schwester bekommen und ihn zur Verpackung des Leichnams hergegeben hat.»

Viertens beschuldigte Hoffmann auch den ältesten Sohn Lewys, Moritz, damals 28 Jahre alt:

«Der Sohn Moritz war mit dem Ermordeten befreundet, sie waren gleichaltrig und viel zusammen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Neigung des Winters zu dem weiblichen Geschlechte als Lockscheibe benutzt [worden], durch welche der Moritz Lewy seinen Freund in das Hinterhaus hineinlockte, wo der Gemordete, statt weiblichen Armen, von den Fäusten seiner lauernden Mörder empfangen wurde.»

Fünftens: Am Sonntag, an dem der Mord geschah, befand sich am Nachmittag ein Tagelöhner, der Lewy eine Kuh brachte, im Haus Lewys, und angeblich hatte der jüdische Schlachter ihn geknufft und zu seiner Frau gesagt: «Er ist blass, er hat wenig Blut.»

Sechstens: Frau Ross, die bei den Lewys putzte, sei am Sonntagabend zwischen sieben und acht Uhr in das Haus gekommen und habe merkwürdige Geräusche aus dem Keller gehört. Einige Tage später habe sie eine Uhrenkette im Esszimmer gefunden. Als sie diese in die Hand genommen habe, habe Frau Lewy sie ihr weggerissen und laut gesagt, «die Kette gehöre ihrem Sohn Moritz». Wie Hoffmann behauptete, war die Kette inzwischen nicht mehr aufzufinden.

Siebtens: Der Schwiegersohn von Frau Ross, Bernhard Masloff, sei am Sonntagabend gegen elf Uhr am Haus der Lewys vorbeigegangen und habe im Keller leise Stimmen gehört; er sei um das Haus herum nach hinten gegangen und habe Lewy mit einer Laterne herauskommen sehen; später seien drei weitere Männer gekommen, darunter Moritz Lewy, und hätten ein schweres Paket zum Mönchsee getragen.

Achtens: Wolf Israelski, der jüdische Abdecker, habe den abgetrennten Kopf gleich hinter dem Haus der Schützengilde verscharrt, woraus hervorgehe, dass Lewy Helfer gehabt habe und dass «die Mörder an sich nur innerhalb des Judentums zu suchen sind».

Neuntens: An dem Mord müssten mehrere Personen beteiligt gewesen sein, wie die Verbringung des Arms und des Kopfs zeige. Auch die Tatsache, dass die ausgeschriebene Belohnung von 20'000 Mark keinen Verräter gelockt habe, spreche für eine jüdische Verschwörung.

Zehntens: In der Woche vom 4. bis 11. März waren Juden von ausserhalb nach Konitz gekommen. Danach hätten sie die Stadt wieder verlassen, weil «die Schächtung des Winter gelungen [war]».

Elftens: Im Laden des jüdischen Händlers Meyer habe Frau Wiwjorra, die Frau eines Möbeltischlers, ein Gespräch mit angehört. Sie habe den Namen Winter gehört, worauf Meyers Tochter gesagt habe: «Nein, lass das sein, das ist ja der reine Mord.»

Zwölftens: Ein Verwandter Lewys aus Bad Polzin hatte ihn angeblich am 11. März besucht. Ein Dienstmädchen, das in ei-

nem Nebenzimmer gelauscht hatte, berichtete später, bei seiner Heimkehr habe seine Frau ihn gefragt: «Nun, wie ist es gewesen, war er sehr stark, sehr kräftig, hat er sich sehr gewehrt, hat es sich auch gelohnt, hast du mir auch etwas gebracht?» Ihr Mann habe darauf geantwortet: «Er war sehr stark, sechs Mann haben ihn halten müssen; mit der Zeit wurde er doch schwach, es hat sich gelohnt und dies habe ich dir mitgebracht.» Mit diesen Worten habe er ihr eine Flasche mit Blut geschenkt.

Hoffmann endete seine Geschichte mit allgemeinen Beschwerden: dass die Berliner Polizei den christlichen Zeugen nicht vertraut und sie gar nicht erst angehört habe; dass die Juden unmittelbar nach dem Mord ein Komitee gebildet hätten, das die Aussagen von Zeugen zum Teil durch Bestechung beeinflusst habe; und dass der Fall gelöst werden könnte, wenn andere Beamte mit den Ermittlungen betraut würden. Doch vorerst müsse Hoffmann seinen Ruf als unbescholtener Bürger und die Ehre seiner unschuldigen Tochter selbst verteidigen.

Die Geschichte des Schlachters, offiziell die «Eingabe des Fleischermeisters Gustav Hoffmann zu Konitz in der Winter'schen Mordsache», wurde in den Tageszeitungen und als Broschüre in 50'000 Exemplaren gedruckt, womit sie in jenem Sommer vermutlich das in Westpreussen am meisten verbreitete Druckerzeugnis war.¹⁸ Aller Wahrscheinlichkeit nach war Hoffmann mit seiner mässigen Schulbildung nicht der einzige Urheber der Eingabe, wenn er überhaupt an ihrer Formulierung beteiligt war. Ton, Stil und Diktion sowie die gekonnte Nachahmung der Stimme des Volkes auf der Strasse und der Sprache in den Zeitungen lassen stark vermuten, dass der Text von einem der antisemitischen Journalisten, wahrscheinlich von Wilhelm Bruhn, verfasst wurde. Die Zusammenarbeit begann mit der eingeleiteten Voruntersuchung gegen Hoffmann. «Na, darauf haben wir ja bloss gewartet», so oder so ähnlich reagierte Bruhn.¹⁹ Als die Polizei in den Morgenstunden vor Hoffmanns Tür stand, wurde Bruhn aktiv und holte Bernhard Masloff in sein Hotelzimmer. Er drängte ihn, nunmehr «die volle Wahrheit zu sagen»; auf

diese Weise «werde er [...] ein Unglück von dieser Familie abwenden können».²⁰ Es war ein Tag grosser Aufregung und Aktivität, das Hotel Kuhn «für viele Konitzer Ein- und Anwohner der Brennpunkt des öffentlichen Lebens».²¹ An diesem Abend kam Wilhelm Bruhn zum ersten Mal mit Gustav Hoffmann zusammen. Dessen Anwalt Carl Gebauer, der «Mittelpunkt der antisemitischen Bewegung», brachte die beiden zusammen.²² Gebauer bat Bruhn, «in der *Staatsbürgerzeitung* die Interessen des Herrn Hoffmann, der von allen Seiten ganz unberechtigt angegriffen wurde, zu vertreten».²³ Der Inhalt des Gesprächs zwischen Bruhn und Hoffmann lässt sich nicht im Einzelnen rekonstruieren; jedenfalls kam Bruhn der Bitte des Anwalts bereitwillig nach. «Das haben wir getan», sagte Bruhn später aus, «und in diesem Sinne musste auch die Eingabe aufgenommen werden.»²⁴

Wahrscheinlich verfasste Bruhn auf Bitten Gebauers die Eingabe oder diktierte sie zumindest, und Gustav Hoffmann unterschrieb sie.²⁵ Der christliche Schlachter zeichnete dafür verantwortlich, und die Bevölkerung fasste die Eingabe als sein Werk auf. Selbst Skeptiker behaupteten nunmehr, «Hoffmann habe den Beweis für einen Ritualmord im Lewy'schen Hause erbracht», hielt Landrat von Zedlitz am 17. Juni fest.²⁶

Auf den ersten Blick verrät die Geschichte des Schlachters die Macht der in Berlin ansässigen Presse über die lokale, mündliche Kommunikation bei der Formulierung und Verbreitung antisemitischer Vorstellungen. Doch dieser Eindruck bleibt an der Oberfläche, denn er liefert keine Erklärung für die fantastischen Geschichten aus zweiter und dritter Hand innerhalb der Geschichte des Schlachters – die Punkte fünf bis zwölf der Eingabe –, mit denen die Anschuldigung gegen Lewy und die übrigen Juden erweitert wurde.²⁷ Noch mehr fällt ins Gewicht, dass diese eindimensionale Interpretation auf einer falschen Dichotomie beruht zwischen mündlicher und gedruckter Kultur, die den wechselseitigen Einfluss dieser Kommunikationsformen um die Jahrhundertwende ignoriert. Antisemitische Journalisten, die wie Wilhelm Bruhn solche Geschichten für ihre Zeitungen verfassten,

verbrachten daneben ihre Abende in den Lokalen am Biertisch und auf den Strassen, wo sie mit den Einwohnern der Stadt ins Gespräch kamen; sie hörten ihnen beim Geschichtenerzählen zu und instruierten sie gleichzeitig; sie lebten von Gerüchten und setzten selbst Gerüchte in die Welt. Um diesen Prozess zu verstehen, mag es hilfreich sein, im Anschluss an Robert Darnton der Frage nachzugehen, in welcher Weise «zwei Kommunikationsformen zusammengewirkt und dabei Botschaften definiert, übermittelt und erweitert haben f...]»²⁸

In weit höherem Masse als bloss Botschaften – die einfache Übertragung von Informationen – waren es Geschichten, die sich der Einwohner von Konitz bemächtigten und sie in ihren Bann schlugen. Geschichten sind grundlegend für die Art und Weise, wie wir uns und unsere Welt verstehen. Sind sie eingebildet, fordern sie uns Coleridge zufolge zu einer «bewussten Aufhebung der Ungläubigkeit» auf; sind sie dagegen ‚real‘, halten wir sie für wahr. In beiden Fällen laden Geschichten die Zuhörer ein, eine bestimmte Perspektive einzunehmen: die des Erzählers oder einer bestimmten Person in der Geschichte, manchmal auch beides. Leser und Zuhörer verstehen dadurch besser, auf welche Art und Weise die Ereignisse einer Erzählung strukturiert werden, oder beteiligen sich sogar selbst daran. In dieser Hinsicht ist das Erzählen eine soziale Handlung, vor allem wenn viele Personen aktiv an der Entstehung und Verbreitung des Erzählten beteiligt sind oder wenn sie – in einer gelungenen Wendung von Barbara Meyerhoff – zu «Autoren ihrer selbst» werden.²⁹ In Konitz schöpften die antisemitischen Journalisten aus einem Kessel voller Geschichten, die sich die Menschen in der Stadt bereits gegenseitig erzählt hatten. Insofern und vor allem im Hinblick auf die späteren Versatzstücke der Geschichte des Schlachters waren es die Einwohner der Stadt, die die Hauptzutaten beige-steuert hatten. Sie verdichteten die Handlung, erweiterten den Kreis der darin vorkommenden Personen und reicherten sie mit immer neuen denunziatorischen Details an.

II

Die Anschuldigung, den Mord an Ernst Winter hätten die Juden begangen, wurde schon bald nach dem Fund des Torsos der Leiche im Mönchsee erhoben. Bereits am nächsten Tag brodelte es in der Gerücheküche, und Händler und Ladeninhaber, Passanten und Dienstmädchen tauschten begierig die jüngsten Nachrichten aus. Lange bevor Wilhelm Bruhn nach Konitz kam, hatten sich viele Einwohner zu Wort gemeldet und herabsetzende Geschichten über Adolph Lewy und andere Juden verbreitet. Besonders wirkungsvoll war das verwickelte Garn, das von Bernhard Masloff und seiner Schwiegermutter Anna Ross gesponnen wurde.

Bernhard Masloff, ein 22 Jahre alter Maurer, ging am 20. März, neun Tage nach dem Mord, zur Polizei. Angeblich hatte er am Mordabend im Haus von Adolph Lewy ein flackerndes Licht gesehen und merkwürdige Geräusche gehört. Da jedoch eine Belohnung von 2'000 Mark ausgesetzt war, begegnete die Polizei seiner Geschichte mit Misstrauen. «Ich legte der ganzen Aussage des Masloff von vorneherein kein grosses Gewicht bei», sagte später einer der Kriminalinspektoren, «nach der ganzen Art und Weise, wie er die Aussage abgegeben hat.»³⁰ Doch der Maurer blieb hartnäckig. Einen Monat später, am 25. April, als die Belohnung auf das Zehnfache erhöht worden war, ging Masloff ein zweites Mal zur Polizei und tischte folgende Geschichte auf.³¹

Er behauptete, am Abend des Mordes habe er zunächst in Sängers Lokal vier Glas Bier und anschliessend drei Schnäpse bei seinen Schwiegereltern getrunken. Während er nach Hause schlenderte, sei er gerade am Haus Lewys in der Danziger Strasse vorbeigegangen, als ihm versehentlich der Deckel seiner Schnupftabaksdose zu Boden fiel. Als er sich danach bückte, sei ihm plötzlich ein Licht in Lewys Keller aufgefallen und er habe dort menschliche Laute gehört: «Hoh! Hoh! Hohoh!»³² Neugierig sei er in die Knie gegangen und habe mit dem Ohr am Fenster gehorcht. Nach 15 Minuten angestrengten Lauschens sei er um das Haus herumgegangen, habe seine Stiefel ausgezogen, um kei-

nen Lärm zu machen, und zwei weitere Stunden gehorcht. Schliesslich habe er ein «Murmeln» gehört und einen kleinen Mann von der Gestalt des alten Lewy gesehen, der aus dem Haus gekommen sei und sich vorsichtig umgesehen habe. «Es soll nichts herauskommen!», habe Lewy gesagt.³³

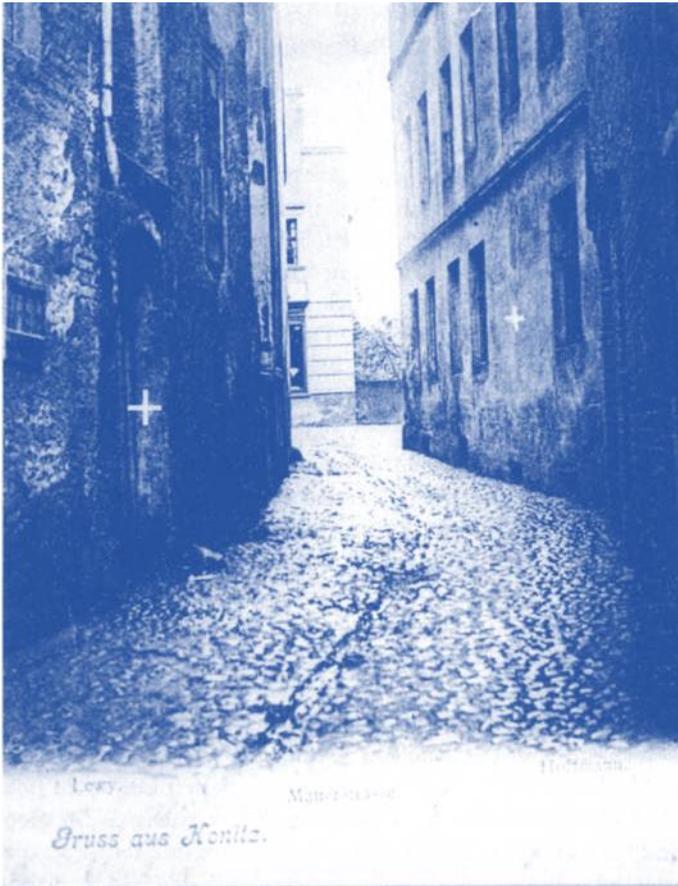
Diese Geschichte erzählte Masloff Ende April – in einer Atmosphäre einer sich vertiefenden Feindseligkeit nach der ersten Welle der Gewalt. Vielleicht dachte er, man werde sie jetzt wohlwollender zur Kenntnis nehmen. Die Polizei allerdings tat das nicht. Doch sechs Wochen später kam schliesslich Masloffs grosser Tag. Als am 29. Mai gegen Gustav Hoffmann die Voruntersuchung eingeleitet wurde, überredete Bruhn Masloff zu einem erneuten Versuch. Jetzt wartete Masloff mit einer dritten Version seiner Geschichte auf.

Zunächst einmal wollte er wesentlich weniger getrunken haben als ursprünglich angegeben: zwei Glas Bier und einen Schnaps. Ausserdem nannte er einen neuen Grund, warum er sich so lange vor der Tür zu Lewys Hinterhof hingekniet hatte. Nachdem er acht Tage zuvor ein Stück Fleisch im Keller gesehen hatte, habe er beschlossen, es zu stehlen. Er habe das Fleisch vom Haken genommen und sich mit seinen Stiefeln in der einen Hand und dem fünf Pfund schweren Stück Fleisch in der anderen nach Hause geschlichen. Wichtiger war, dass Masloff jetzt behauptete, nicht ein Einzelner, sondern drei Männer seien aus dem Keller gekommen, darunter Moritz Lewy: Zwei hätten ein schweres Paket getragen, der dritte habe ihnen mit einer Petroleumlampe auf dem Weg zum Mönchsee vorausgeleuchtet.³⁴

Damit legte Masloff erneut ein erstaunliches Zeugnis ab, ein detaillierter Augenzeugenbericht, der die Lewys eindeutig inkriminierte. Aber wenn diese grobgestrickte Geschichte seine Glaubwürdigkeit auf eine harte Probe stellte, dann wurde er in dieser Hinsicht von seiner Schwiegermutter mit einer weit komplizierteren Geschichte übertroffen.

Die 44jährige Anna Ross betrieb eine Vermittlung für Dienstmädchen in Konitz, arbeitete gelegentlich selbst als Putzfrau und

DIE GESCHICHTE DES SCHLACHTERS UND ANDERE ERZÄHLUNGEN



Verbindungsweg zwischen den Häusern von Adolph Lewy und Gustav Hoffmann. Das Kreuz links bezeichnet die Tür, durch die die Lewys angeblich aus ihrem Keller mit dem Rumpf Ernst Winters gekommen sein sollen.

koordinierte ansonsten den Einsatz ihrer Mitarbeiterinnen. Acht Jahre lang hatte sie für die Lewys geputzt und die Wäsche gewaschen.³⁵ Auch ihre beiden Töchter, Auguste Berg, die ältere, und

Martha, Bernhard Masloffs Frau, arbeiteten für sie.³⁶ Beide hatten ebenfalls bei Familie Lewy geputzt.

Am Sonntag, dem 11. März, ging Anna Ross um sieben Uhr zu den Lewys, um den Einsatz der Hausmädchen zu besprechen. Während sie mit Frau Lewy im Esszimmer sprach, habe sie aus dem Keller «dumpfes Geflüster» gehört. Erschrocken wollte sie gerade wieder gehen, als Helene Lewy (Adolph Lewys Nichte) die Treppe mit einer Küchenlampe in der Hand hochgekommen sei, die sie sofort ausgeblasen habe, als sie Anna Ross gesehen habe. Drei Tage später, einen Tag nachdem der obere Torso der Leiche im Mönchsee gefunden wurde, ging Anna Ross auf den Wochenmarkt, um nach einer Haushaltshilfe für die Lewys Ausschau zu halten. Sie habe jedoch niemanden finden können, da die Frauen der Stadt bereits von der Schuld der Juden überzeugt gewesen seien. Anna Ross teilte dies Pauline Lewy, der Frau von Adolph Lewy, mit und fügte hinzu, es werde leichter sein, wieder jemanden zu finden, sobald die Polizei den Mörder entdeckt habe. «Das wird im Leben nicht herauskommen», habe Pauline Lewy gesagt, «die jüdische Gemeinde ist sehr reich», und: «Der ganze Winter ist nicht soviel Werth, als der Auflauf».³⁷

Während der nächsten drei Wochen hatte Anna Ross die Lewys nur selten besucht. Dann, am Palmsonntag, dem 8. April, nahm sie schmutzige Wäsche von den Lewys zu sich nach Hause, trennte die Wäschestücke am nächsten Morgen und bemerkte ein Taschentuch, das «reiner» und feiner als die anderen gewesen sei und eingestickte Initialen gehabt habe. Sie habe das Taschentuch, da sie nicht lesen konnte, ihrer Tochter Auguste gezeigt, und diese habe die Initialen als «E.W.» identifiziert.³⁸ Keine von beiden habe einen Zusammenhang gesehen. Später in der Woche habe Anna Ross die Wäsche den Lewys in einem Korb zurückgebracht, der Bernhard Masloff gehörte. Ausserdem habe sie ihre Tochter Martha, die Frau Masloffs, den Lewys als Haushaltshilfe geschickt. Beim Putzen sei Martha auf eine silberne Uhrenkette gestossen, wie Ernst Winter sie besessen hatte, und Frau Lewy

habe sie ihr weggenommen mit dem Hinweis, sie gehöre ihrem Sohn Moritz. Martha behauptete auch, sie habe ein Zigarrenetui mit einem Bild von Ernst Winter auf der Innenseite des Deckels gefunden.

Der nächste Sonntag war der Ostersonntag. Am Nachmittag dieses Tages traf Anna Ross ihrer Aussage zufolge einen Fremden, einen Knecht aus einem Dorf westlich von Schlochau, der ihr erzählte, er sei am Abend des 11. März in Konitz gewesen und habe drei Männer in der Nähe der Synagoge gesehen, die ein schweres Paket getragen hätten und in der engen Gasse zwischen den Häusern von Gustav Hoffmann und Adolph Lewy verschwunden seien. Danach, am Mittwoch, dem 25. April, mehr als eine Woche nach Ostern und unmittelbar nach der ersten grossen Welle von Krawallen in Konitz und Umgebung, sei es Anna Ross plötzlich eingefallen, dass «E.W.» die Initialen von Ernst Winter waren. Am Tag darauf sagte sie dies zu Auguste, und wiederum einen Tag später ging sie zum Polizeirevier. Der neue städtische Polizeikommissar von Konitz, ein Beamter namens Block, begab sich sofort zu den Lewys, bevor sie Wind davon bekamen, dass etwas im Gange war. Nachdem er eingelassen wurde, verlangte er Pauline Lewys Wäsche zu sehen und durchsuchte sie, ohne etwas zu finden.³⁹

Die Geschichten von Bernhard Masloff und seiner Schwiegermutter machten in den Schankstuben der Stadt bald die Runde, doch selbst im antisemitischen Lager begegnete man dieser Familie mit Misstrauen. Einem Bericht zufolge war die Familie ziemlich verkommen, die Eltern prügeln sich, die Mutter weigerte sich, zu kochen und zu putzen, und der Vater war ein Säufer, der die abenteuerlichsten Geschichten erzählte.⁴⁰ Bernhard Masloff, der seit 1897 in Konitz wohnte, war wegen Bagatelldiebstählen vorbestraft und wie sein Vater dem Alkohol ergeben. Auch Anna Ross konnte man kaum als eine rechtschaffene Person bezeichnen. Sie wohnte schon länger in Konitz, galt als notorische Lügnerin, und ihre beiden Töchter waren polizeibekannt: Martha wegen Diebstahls und Auguste wegen anderer Gesetzesverstösse. Ausserdem war allgemein bekannt, dass Bernhard Masloff und

Anna Ross nicht gut miteinander auskamen. In der Vergangenheit hatte Masloff seine Schwiegermutter mehrfach bedroht und misshandelt, so dass diese einmal die Polizei gerufen und ihren Schwiegersohn der vorsätzlichen Körperverletzung beschuldigt hatte. Dieser Vorfall hatte sich kurz nach Bernhard Masloffs Hochzeit im Mai 1898 ereignet, als er sehr zum Kummer seiner Schwiegermutter seine junge Frau Martha zwang, vom Protestantismus zum Katholizismus überzutreten. Toleranz wurde in der Familie anscheinend nicht geübt. Bernhards Frau Martha verprügelte ihrerseits gelegentlich den Vater, und einmal richtete sie ihn mit einem Besen so übel zu, dass ihm das Blut von der Stirne lief.⁴¹

Trotz alledem ergriffen die Einwohner von Konitz Partei für Masloff und seine Schwiegermutter. Mit Hilfe Wilhelm Bruhns entschieden sie sich, einer Geschichte Glauben zu schenken, an deren Entstehung sie selbst einen massgeblichen Anteil hatten.

Ihre Mitwirkung an diesen unzuverlässigen Berichten zeigte sich besonders deutlich in der Aussage, die Bernhard Masloff am 29. Mai machte. An dem Tag, an dem das Verfahren gegen Gustav Hoffmann eröffnet wurde, luden drei Männer – Wilhelm Bruhn, der Eigentümer des städtischen Gaswerks Paul Aschke (Masloffs Arbeitgeber) und Karl Kuby, ein Ingenieur – Masloff zu einer Suppe im Gästezimmer des Hotels Kuhn ein. Die Männer redeten eine Stunde lang mit Masloff, und anschliessend brachte Bruhn ihn zur Polizei. Am selben Nachmittag suchten die Männer Masloff erneut auf, und zwar an seinem Arbeitsplatz.⁴² Wir wissen nicht, was bei der ersten Zusammenkunft besprochen wurde. Nach einer Version war es etwa dies: «Sagen Sie doch die Wahrheit [...] es handelt sich um Menschenleben», nach einer zweiten hatte man ihm gesagt: «Sie können hier einen ehrenhaften Mann aus der Untersuchungshaft retten, der Fleischermeister Hoffmann soll verhaftet werden. Sie können ihn retten.»⁴³ Mit welchen Worten auch immer, es war der Versuch, Masloff zu beeinflussen. An diesem Morgen hatte sich eine Volksmenge mit

Masloff in der Mitte versammelt. Die Leute waren bereits erregt, und die Frontlinien – hier die Kräfte für Hoffmann, dort die Beschützer Lewys – waren gezogen. Ausserdem kam der am unmittelbarsten ausgeübte Druck von gutsituierten, soignierten Herren in Frack und Zylinder, darunter auch Masloffs Chef.

Auch Anna Ross war nicht allein, und die Umstände ihrer ersten Aussage enthüllen ebenfalls die stark aufgeladene Atmosphäre, aus der heraus die Geschichten entstanden.

Zum ersten Mal erhob sie ihre Beschuldigungen am Mittwochabend, dem 18. April, drei Tage nach Ostern. Polizeikommissar Block und sein Assistent waren hinter ein paar Verbrechern her, die sie im Hof des Hauses, in dem Anna Ross lebte, hatten verschwinden sehen. Es war später Abend, und nach Angabe von Frau Ross hatte Kommissar Block ihr Fenster mit seinem Säbel geöffnet und wollte in ihr Schlafzimmer einsteigen, wo sie und ihre Tochter nur spärlich bekleidet im Bett lagen. Als sie die Polizisten im Fensterrahmen sah, sprang Anna Ross laut schreiend auf und rannte in den Hinterhof. «Die Polizei solle bei den Juden suchen, sie sollte sie in Ruhe lassen», stand später im Protokoll.⁴⁴

«Was wissen Sie von den Juden?» erwiderte Block.

«Ja, die Juden haben das doch gethan [...] Suchen Sie bei

Lewy im Hause nach, da werden Sie schon was finden.»

«Was wissen Sie vom Lewy?»

«Ich könnte vieles erzählen, aber so kann ich es nicht sagen», antwortete sie nach einem anfänglichen Schweigen.⁴⁵

Kommissar Block gab keine Ruhe, bis sie ihm die Geschichte des Knechts aus einem Dorf in der Nähe von Schlochau erzählt hatte, von den beiden Männern, die ein schweres Paket getragen hätten und, gefolgt von einem dritten, in der schmalen Gasse zwischen den Häusern von Hoffmann und Lewy verschwunden seien.⁴⁶

Doch als sie den Namen des Knechts nicht nennen konnte, brach Block die Vernehmung mit den Worten ab: «Wissen Sie, dann ist es das Beste, Sie warten, bis der Mann wiederkommt, und lassen es mir sagen; ich werde mir dann den Mann selbst holen.»⁴⁷

Doch während Block diesem Hinweis nicht weiter folgte, nahmen andere ihm diese Arbeit bereitwillig ab. Später in der Woche befragten die beiden Lehrer Thiel und Hofrichter sowie Zahnarzt Meibauer Anna Ross in ihrer Wohnung. Das Datum dieses Gesprächs ist unklar: entweder Samstag oder Sonntag, den 21. oder 22. April.⁴⁸ Hofrichter hatte von einem Dienstmädchen gehört, dass Anna Ross etwas wisse; die drei Männer gingen zu ihrer Wohnung, und zwar mehr als einmal, wie sich zeigte, und sie erzählte ihnen die Geschichte von dem Fremden. Ein andermal kam ein Journalist und ‚Privatdetektiv‘ namens Georg Zimmer, der in diesem Sommer für das *Könitzer Tageblatt* schrieb (das jetzt von Martha Hoffmanns Verlobtem herausgegeben wurde), zu Anna Ross in die Wohnung und erfuhr von ihr dieselbe Geschichte.⁴⁹

An wichtigen Punkten in der Entfaltung der Geschichte von Anna Ross verliehen prominente Einwohner der Stadt, ob städtische Notabein oder sensationslüsterne antisemitische Journalisten, ihrer Geschichte Glaubwürdigkeit und formten sie im Kontext der Auseinandersetzung in der Stadt. Die Aussage Masloffs wurde zu einem Bestandteil der immer schärfer werdenden Trennlinie zwischen den Fraktionen Hoffmanns und Adolph Lewys, und die Aussage von Anna Ross stützte die Verschwörungstheorie, dass die Berliner Polizei die christlichen Einwohner abschätzig behandle und alle Spuren ignoriere, die zu den Türen der Juden in der Stadt führten. Die Geschichten von Ross und Masloff gewannen auch dadurch an Bedeutung, dass Journalisten deren Status und den ihrer Urheber erhöhten, indem sie sie in den Spalten ihrer überregionalen Zeitungen abdruckten. Am 1. Mai brachte die *Staatsbürger Zeitung* einen langen Artikel, in dem die ‚Beweise‘ aufgelistet wurden, die bislang in Konitz zutage gefördert worden waren. Unter der Überschrift «Zum Könitzer Blutmord» betonte der Artikel jene Teile des Puzzles, die auf die Schuld der Juden wiesen. Zudem endete er mit den zweifelhaften Aussagen Masloffs und seiner Schwiegermutter. Dadurch erweckte der Artikel den Eindruck, diese Geschichten stellten die Quintessenz von Beobachtungen dar, die bereits von der «Könit-

zer christliche[n] Bevölkerung» gemacht wurden. In der Zeitung wurden die Geschichten Masloffs und seiner Schwiegermutter völlig unkritisch wiedergegeben, ohne Hinweis darauf, dass sie von problematischen und alkoholabhängigen Personen stammten. Stattdessen erfolgte eine Verschiebung der «Fokalisierung» (Genette), nämlich auf «die Konitzer christliche Bevölkerung».⁵⁰ Als kollektiver Singular erschienen die Einwohner von Konitz plötzlich als die eigentlichen Hüter von Recht und Ordnung da, als diejenigen, die ernsthaft ermittelten, die Beweise richtig deuten konnten und etwas erkannt hatten, wofür die Berliner Kripobeamteten blind waren: dass es die Lewys waren, die Ernst Winter getötet hatten.

Diese Geschichten von Masloff, seiner Schwiegermutter und anderen Familienangehörigen sollten später noch einmal erzählt werden, doch zwischen dem 1. Mai, als die *Staatsbürgerzeitung* sie zum ersten Mal druckte, und dem 29. Mai, als das Verfahren gegen Hoffmann wiedereröffnet wurde, erwähnte die *Staatsbürger Zeitung* die Geschichten nur ein einziges Mal, am 19. Mai, und auch dann nur nebenbei, als sie die Geschichte mit der silbernen Uhrenkette aufgriff, die Martha Masloff beim Putzen im Haus der Familie Lewy gefunden haben wollte.⁵¹ Das änderte sich dramatisch am 29. Mai. In ihrer Abendausgabe von diesem Tag brachte die *Staatsbürger Zeitung* die folgende telegrafische Meldung:

«Konitz, 29. Mai, 13.26 Uhr. Es herrscht hier eine ungeheure Aufregung unter der christlichen Bevölkerung, da der christliche Schlächtermeister Hoffmann festgenommen und zur Wahrnehmung sistiert worden ist, während bei ihm von Neuem eine Haussuchung vorgenommen wurde. Eine definitive Verhaftung steht noch aus. Ein Arbeiter Masloff hat heute über den Schlächter Lewy und seine Söhne schwer belastende Aussagen gemacht. Er erklärte, gesehen zu haben, dass drei Männer des Nachts ein Paket vom Lewy'schen Hofe nach dem See getragen haben.»⁵²

Danach nahm die Geschichte Masloffs in den Köpfen der Leute eine grössere Bedeutung an und wurde mit der Verhaftung Hoff-

manns verknüpft. Was Masloff angeblich gehört hatte, wurde jetzt zu einem ständig wiederholten Vers: «Es soll nichts herauskommen!» erschien immer und immer wieder als Unterzeile unter der Überschrift von Artikeln oder auf antisemitischen Flugblättern.⁵³ Diese griffige Wendung erschien mittlerweile auch in den Geschichten, die von anderen Personen erzählt wurden. Bald war die Bevölkerung von Konitz von der Vorstellung besessen, dass die Juden sich auf der Strasse zuflüsterten: «Es soll nichts herauskommen!» Indem sie stets aufs Neue in den Kneipen und in der Zeitung erzählt wurden, verschmolzen die von Masloff und seiner Schwiegermutter in die Welt gesetzten Geschichten im Bewusstsein der Einwohner von Konitz zu einer einzigen. Sie wurden zu einem Bestandteil dessen, was die Menschen wussten, ihrer eigenen Geschichten darüber, wie der Mord sich zugetragen hatte.

Unbeeindruckt von ihrer Aussage, verhaftete Inspektor Braun Masloff und seine Schwiegermutter und beschuldigte beide des Meineids. Obendrein beschuldigte er auch die beiden Töchter von Anna Ross, Auguste und Martha, die Frau Masloffs. Doch der anschließende Prozess, der im November im Amtsgericht Konitz eröffnet wurde, trug kaum etwas zur Entwirrung des «ganz gewaltigen Lügengewebes» bei, wie Inspektor Braun es nannte.⁵⁴ Der Prozess wurde vielmehr zu einem Spektakel erster Ordnung, einer Farce, in der ein Zeuge nach dem anderen Geschichten erzählte, die die Lewys und andere Juden des angeblichen Ritualmords an Ernst Winter beschuldigte.

Angeführt von Dr. Max Vogel, einem prominenten Anwalt aus Konitz, versuchte die Verteidigung, den Beweis für die Unschuld Masloffs und seiner Schwiegermutter durch den Nachweis der Glaubhaftigkeit ihrer Geschichten zu erbringen. Zu diesem Zweck rief die Verteidigung im Verlauf von zweieinhalb Wochen eine ganze Reihe von Personen auf, die verdächtige Indizien im Haus der Familie Lewy bezeugen sollten. Ausserdem sagten weitere Zeugen gegen andere Juden in der Gegend aus. Es gäbe eine jüdische Verschwörung, behauptete die Verteidigung,

in der Adolph Lewy eine zentrale Rolle spiele. Und wenn die Lewys schuldig seien, so der Verteidiger, dann folge daraus die Unschuld seiner Mandanten.

Diese antisemitische Strategie wurde durch bestimmte Eigentümlichkeiten des reichsdeutschen Rechts begünstigt. Der Prozess fand in Konitz statt, er war öffentlich, und das Urteil wurde von Geschworenen gefällt. Anders als beispielsweise in den Vereinigten Staaten gab es im Deutschen Reich nicht die Möglichkeit, einen Prozess an einem anderen Gericht stattfinden zu lassen, falls sich die Einwohner am Ort als besonders parteiisch erwiesen. Und die Einwohner von Konitz waren sehr parteiisch. Nach einem Bericht des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus nahmen neunzig Prozent der Einwohner von Konitz an, dass die Angeklagten vom Vorwurf des Meineids freigesprochen würden⁵⁵. Da der Prozess öffentlich war, versuchte das Gericht den Antisemitismus auf der Strasse und unter den Zuschauern zu beschwichtigen. «Jede auf die Schuld von Juden hinweisende Spur», hiess es in einer ministeriellen Denkschrift, «ist sorgfältig verfolgt, in der Hauptverhandlung gegen Masloff sogar zur Beruhigung der öffentlichen Meinung über das Mass des an sich Nothwendigen und Sachgemässen weit hinaus.⁵⁶

Auch die Geschworenen waren nicht unvoreingenommen. Im wilhelminischen Deutschland überprüften die Richter in der Regel die Geschworenen nicht auf ihre Unbefangenheit im Hinblick auf den zu behandelnden Fall. Stattdessen wählten sie einfach Männer, die sie für aufrechte Bürger hielten. Folglich legten die Geschworenen häufig eine konservative bis autoritäre Denkweise an den Tag. Oft waren sie über den Fall informiert, noch bevor sie den Gerichtssaal betraten. In dem Meineidsprozess gegen Masloff und Ross gab es zwölf Geschworene und vier Ersatzleute. Von den 16 ausgewählten Männern waren neun Gutsbesitzer, und drei besaßen einen kleineren Hof, den sie selbst bewirtschafteten; hinzu kamen zwei Händler, ein Mitglied des Stadtrats und ein Lehrer.⁵⁷ Der Lehrer, Maximilian Meyer, war der Vorsitzende der Geschworenen. Gleich vielen seiner Kollegen am Ko-

nitzer Gymnasium war auch er Antisemit.⁵⁸ Doch damit nicht genug: Die Frauen der Geschworenen sassen ganz in deren Nähe und liessen «ihre Sympathien und Antipathien deutlich erkennen».⁵⁹ Schliesslich waren die Mitglieder des inoffiziellen Untersuchungskomitees – insbesondere Hofrichter und Meibauer – im Vorraum des Gerichtssaals damit beschäftigt, ihre eigenen Ermittlungen zu führen und Zeugen zu befragen, bevor diese aufgerufen wurden und nachdem sie den Zeugenstand wieder verlassen hatten.⁶⁰

So glich der Gerichtssaal einer Bühne, auf der die Geschichte des Schlachters und andere Erzählungen immer wieder aufs Neue aufgeführt wurden. Es war ausserdem eine gehobene Bühne, da die Wiedergabe der Geschichten vor Gericht ihnen eine Aura der Legitimität verlieh. Klatschgeschichten wurden so in den Rang öffentlicher Beweise erhoben. Da mit der Zeit immer mehr Einwohner von Konitz in den Prozess hineingezogen wurden, standen sich vor Gericht die Anhänger der Erzählung Hoffmanns und die Verteidiger der Konitzer Juden in einer epischen Konfrontation gegenüber, dem «Konitzer Bürgerkrieg», wie ein Beobachter des Spektakels es nannte.⁶¹

Der ‚Krieg‘ endete mit einem Pyrrhussieg für die Juden. Das Gericht befand die Hauptangeklagten Bernhard Masloff und Anna Ross des Meineids schuldig, und der Richter verurteilte Masloff zu einem Jahr und Anna Ross zu zweieinhalb Jahren Gefängnis. Doch bei Masloff bezog sich das Urteil lediglich auf seine Aussage unter Eid vom 2. Mai (nach seiner Aussage von Ende April), als er «die Tatsache» für sich behalten hatte, dass er am Abend des 11. März von Lewy Fleisch gestohlen hatte. Was die zweite Anklage wegen Meineids anging, die sich auf seine Aussage vom 2. Juni bezog (nach seinen Äusserungen im Hotel Kühn am 29. Mai), befanden die Geschworenen ihn für nicht schuldig, «da die Unrichtigkeit der Aussage des Angeklagten Masloff, die er am 8. Juni beschworen hat, nicht festgestellt ist».⁶² Damit bestätigten die Geschworenen die Glaubwürdigkeit von Masloffs Geschichte von den drei Männern, die den Keller

Lewys mit einem Sack verlassen und diesen zum Mönchsee getragen hätten. Auf welche Weise sie zu diesem Schluss gelangten, lässt sich nicht so leicht feststellen. Die Verteidigung gab zwar zu, dass Lewy ein hieb- und stichfestes Alibi hatte, machte jedoch geltend, dass Lewy seinen Keller den Mördern überlassen und der Ritualmord sehr wohl so stattgefunden haben konnte, wie Masloff ausgesagt hatte.⁶³ Ausserdem befanden die Geschworenen Martha Masloff und Auguste Berg für nicht schuldig, auch wenn sie aktiv an den Geschichten, die ihre Mutter erzählt hatte, mitgewirkt hatten. Die Mutter wurde dagegen verurteilt, da die Verteidigung die Geschworenen von der Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen nicht überzeugen konnte.

III

Grossen Einfluss auf das Geschehen übten die Berichterstattung und die Aktivitäten der zugereisten Journalisten aus. Dazu kam die Aufwertung der angeblichen Beobachtungen und Verdächtigungen Masloffs und seiner Schwiegermutter durch ein Gerichts-drama nach dem Muster ‚wir‘ gegen ‚sie‘. Doch alle diese Anstrengungen wären wahrscheinlich umsonst gewesen, hätte es nicht die Einwohner von Konitz gegeben. In ihrer Phantasie malten sie sich heimtückische Untaten aus und heimliche Gespräche, die sie belauscht zu haben glaubten. Angetrieben durch Ängste und Befürchtungen äusserte eine bestürzend grosse Zahl von Menschen aus Konitz und der Umgebung in aller Öffentlichkeit ihre Verdächtigungen gegen die jüdischen Nachbarn.

Die ergebnislosen Ermittlungen boten die Gelegenheit dazu – solange die Polizei kaum verwertbare Indizien hatte, war sie gezwungen, jedem noch so dürftigen Hinweis nachzugehen. Sie durchsuchte nach und nach mindestens 80 Privatwohnungen und nahm jede Geschichte, jede Anschuldigung ernst.⁶⁴ Und in Konitz gab es keinen Mangel an Beschuldigungen, vor allem, seit die Belohnung auf 20'000 Mark erhöht worden war.⁶⁵ Bis zum Juli waren bereits 400 einzelne Anschuldigungen bei der Polizei

DIE GESCHICHTE DES SCHLACHTERS UND ANDERE ERZÄHLUNGEN

oder die erzählten, der Zeitung eingegangen, was sie gesehen, gehört, gerochen oder sogar geträumt hatten.⁶⁶

Diese Geschichten führen uns mitten ins Zentrum der antisemitischen Phantasien. Manche von ihnen entstanden aus unausgegorenen Theorien darüber, wie der Mord ausgeführt sein musste. In anderen ging es um Gespräche, von denen die Geschichtenerzähler glaubten, sie hätten sie mit angehört, und in wieder anderen wurden weitere Indizien angeführt, welche diejenigen Juden belasteten, die bereits im Verdacht standen, an dem Mord beteiligt gewesen zu sein. Doch nur wenige Menschen gingen so weit, die vollständige Geschichte des angeblichen Ritualmords zu erzählen. Die meisten sahen in ihrer Phantasie kleine Ausschnitte der ganzen Geschichte. Doch sobald man sie zusammensetzte, bildeten die vielen kleinen Bruchstücke ein eindrucksvolles Gebäude aus ineinander verschlungenen und verwickelten Fiktionen.

Viele gingen davon aus, dass der Mord geplant war. In Konitz lag dieser Annahme eine Reihe von Beschuldigungen gegen den jüdischen Ladeninhaber Matthäus Meyer zugrunde, der in der Danziger Strasse gegenüber von Adolph Lewy eine Haushaltswarenhandlung hatte. Zeugen behaupteten, gesehen zu haben, wie ein jüdisch aussehender Mann mit einer Liste unter dem Arm den Laden Meyers betreten hatte. Angeblich kam es im Laden zu einer Diskussion, bei der Jenny, die Tochter Meyers, darauf bestand, dass der Vater die Petition, Ernst Winter zu töten, nicht unterschrieb. «Das ist ja Mord!», sollte Jenny gesagt und ihren Vater damit in Rage gebracht haben.⁶⁷ In einer anderen Version der Geschichte war auch die Mutter an dem Gespräch beteiligt und hatte gesagt: «Wir brauchen [das Blut] nicht zu Matzen, wir brauchen es nur zum Glück.» Später habe sie von «verschleppen im Mönchsee» gesprochen.⁶⁸ In wieder einer anderen Version hatte die Mutter dagegen geäußert: «Der arme junge Mann, der Winter, der ist doch wirklich zu bedauern.» Daraufhin habe der Vater die Liste mit der Bemerkung zurückgegeben: «Nein, ich unterschreibe nicht, so etwas tue ich nicht, ich bleibe ja auch nicht in Konitz.»⁶⁹

Tatsächlich waren die Meyers bereits Anfang März, eine Woche vor dem Mord, nach Berlin verzogen. Doch auf die Anschuldigungen folgte ein verwirrendes Nachspiel. Da kurz zuvor eine der Töchter Meyers gestorben war, beschuldigten die Leute die Eltern, sie hätten sie vergiftet, damit sie Ernst Winter nicht davor warnen konnte, was ihm bevorstand.⁷⁰ Das Gerücht verbreitete sich rasch. Daraufhin erwogen die Behörden, den Leichnam exhumieren zu lassen. Zum Glück kam es nicht soweit. Wie sich herausstellte, war die Tochter an den Folgen eines Starrkrampfs gestorben.⁷¹

In einer zweiten Gruppe von Geschichten ging es hauptsächlich um die Frage, wer Ernst Winter getötet hatte, wo der Mord geschehen war und auf welche Weise. Auch darüber kursierten viele Gerüchte.

Paul Orda, ein Wanderbursche, der nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis durch Konitz kam, behauptete, er habe auf der Landstrasse zwei Männer gesehen, einen älteren und einen jüngeren, die auf einen Zaun zgingen. Plötzlich sei ein mit Juden beladener Wagen gekommen, habe angehalten, und einer von ihnen habe den jungen Mann mit einem Lasso eingefangen und zu Boden gerissen. «Um Gottes willen, was wollt ihr von mir», habe der junge Mann geschrien, «ich bin Winter.» Doch wie sich herausstellte, befand sich an der von Orda angegebenen Stelle gar kein Zaun. Ausserdem hatte Orda sich zu der von ihm angegebenen Zeit nicht in Konitz aufgehalten, und er war bereits früher wegen falscher Anschuldigungen festgenommen worden. Daraufhin wurde er abermals verhaftet und ins Gefängnis gebracht, wo er fünf Jahre absitzen musste.⁷²

Im Fall von Paul Orda dürfte die ausgesetzte Belohnung das Hauptmotiv gewesen sein. In anderen Fällen mochte schlichter Aberglaube die Phantasie beflügelt haben. Es gab beispielsweise etliche Geschichten, in denen die Synagoge als Mordstätte in Erscheinung trat. In Konitz behauptete ein 57-jähriger Maurer, Christian Lübke, steif und fest, unter der Synagoge befänden sich unterirdische Gewölbe und Gänge. Dort sei auch der Mord geschehen, jedenfalls hätten das mehrere Juden gesagt, deren Gespräche er mit angehört habe.⁷³

Zum Teil infolge der Agitation der Lokalpresse gewann diese Theorie eine gewisse Popularität und zwang Bürgermeister Deditius, die Synagoge inspizieren zu lassen und die Bauarbeiter zu befragen, die einige Jahre zuvor am Bau der Fundamente mitgearbeitet hatten.⁷⁴ Des Weiteren gab eine Waschfrau aus Konitz an, «vor vielen Jahren» habe sie in den Raum der Mikwe geblickt, das rituelle jüdische Tauchbad, und dabei auch gesehen, dass Treppen in die Tiefe geführt hätten, wo sich «verschiedene Winkel» befanden. «Mir kam es dort unheimlich vor», erklärte sie, und erst nach dem Mord an Ernst Winter sei ihr das Erlebte wieder eingefallen.⁷⁵

Die Menschen behaupteten nicht nur, etwas Verdächtiges bemerkt zu haben, sie hatten angeblich auch belastende Gespräche mit angehört, die allesamt auf eine weitverzweigte jüdische Verschwörung hindeuteten. So erklärte der Nachtwächter Winkelmann, der in Bresnow östlich von Konitz wohnte, er habe ein Gespräch zwischen zwei bartlosen Juden mitbekommen, «der eine stark, der andere hager», die man verpflichtet hatte, Ernst Winter zu töten. Nach der Aussage dieses Mannes nahm das Gespräch, das vor dem Laden Meyers in der Danziger Strasse geführt wurde, den folgenden Verlauf.

Der Stärkere: Was hast du beim Rabbi gewollt?

Der Hagere: Er hat mich aus Czersk kommenlassen, ich soll nach Konitz, da soll ich einen umbringen, nämlich schlachten.

Der Stärkere: Mensch, das machst du nicht, du hast schon genug gemacht, lass das einen Anderen machen.

Der Hagere: Ich muss das machen, ein Anderer will das nicht machen und wir haben kein Blut.

Der Stärkere: Nun, was habt ihr da für einen?

Der Hagere: Das soll ein Bengel sein, 18 Jahre alt, der soll vom Gymnasium sein.

Der Hagere: Der soll leicht zu bekommen sein, er soll da eine grosse Unterhaltung haben mit unserem Mädchen.

[...]

DIE GESCHICHTE DES SCHLACHTERS UND ANDERE ERZÄHLUNGEN

Der Stärkere: Na wie bringt ihr ihn denn um?

Der Hagere: Na, er wird ganz nackt ausgezogen und dann unter's Knie gehaut.

Der Stärkere: Er soll wohl wahrscheinlich die Kräfte verlieren?

Der Hagere: Eh'wo, das Blut soll rauskommen, es wird der Kopf abgeschnitten.

Der Stärkere: So lebendig?

Der Hagere: Er wird dann betrunken, er weiss dann viel, was man mit ihm macht.

Der Stärkere: Nein ich mach das nicht für 100.000 M, was ist das für eine Quälerei.

Der Hagere: Wenn ich blos von dem einen Theil die Hälfte kriegen würde, aber ich bekomme paar hundert Thaler.⁷⁶

Die Polizei hatte von Anfang an Zweifel am Wahrheitsgehalt dieser Geschichte. Die fraglichen Juden waren nicht ausfindig zu machen, und Winkelmann, ein Pole, verstand kaum Deutsch, so dass man sich nur schwer vorstellen konnte, wie er das Gespräch zwischen den Juden hätte verstehen sollen. Ausserdem versicherten die Notabein in Presnow, darunter der Lehrer Choinackinz, dem Polizeiinspektor, Winkelmann sei «ein Mann von sehr lebhafter Einbildungskraft», und Landrat Neumann schilderte Winkelmann als den «Schafskopf» des Ortes.⁷⁷

Wie immer es sich mit seinen geistigen Fähigkeiten verhalten haben mochte, Winkelmann hatte sich Themen angeeignet, die in Konitz und Umgebung die Runde machten, einschliesslich der Beteiligung von religiösen Oberen an dem Mord, Winters angeblicher Vergehen an jüdischen Mädchen und der Legende vom Christenblut, das für jüdische Rituale erforderlich sei. Das letztgenannte Thema nahm die Phantasie besonders gefangen und kehrte auch in anderen Gesprächen wieder, die Zeugen mitgehört haben wollten. So erklärte August Steinke, ein Flossinspektor in Prechlau, kurz vor dem Mord in Konitz habe er das folgende Gespräch mit dem jüdischen Viehhändler Josef Eisenstadt aus Schlochau geführt:

Steinke: Es ist eine anständige Familie, er hat sogar einen netten Sohn.

Eisenstadt: Der Sohn ist gut zum Schlachten.

Steinke: Er ist zu mager.

Eisenstadt: Er hat doch viel Blut.⁷⁸

Ähnlich behauptete Anton Hellwig, genannt ‚Stotter-Anton‘, ein katholischer Bauer aus Görzdorf, ein jüdischer Getreidehändler namens Alexander Camminer habe ihm gesagt: «Sie sehen so frisch und rot aus» und: «Das Blut ist dieses Jahr sehr teuer.»⁷⁹

Für die Gerüchteküche in Konitz und den umliegenden Ortschaften schien nichts zu unwahrscheinlich, nicht einmal die angeblichen Äusserungen von Alex Prinz. Er war ein 23 Jahre alter Jude, der nie über die vierte Volksschulklasse hinausgekommen war und den alle Leute in Konitz nur den dummen Alex nannten. Er handelte mit Lumpen, Knochen und rostigen Nägeln und hatte angeblich zu Auguste Schiller, einer 73jährigen Kartenleserin und Frau eines Schankwirts, gesagt, der jüdische Kantor in Schlochau habe Ernst Winter mit einem Schnitt in den Hals getötet. Am Morgen des 13. März, bevor der Torso im Mönchsee gefunden wurde, sollte Alex in ihr Haus gekommen sein und es habe sich das folgende Gespräch entsponnen:

Alex: Ja, ich werde Wasser holen, aber der schlochauer jüdische Kantor hat den Gymnasiasten Winter ermordet. Den Hals abgeschnitten.

Auguste Schiller: Ein Schnitt? Ich sage, um Gottes willen!

Alex: Ja, es ist ein Schnitt.

Auguste S.: Und allein.

Alex: Nein, drei jüdische Kantoren [...]

Auguste S.: In welchen Räumen? Es muss wohl in Räumen geschehen sein.

Alex: Ja, bei Lewy im Keller.

Auguste S.: So! – Na, wer hat es gethan?

Alex: Lewy! Lewy!

Auguste S.: So! Na!

Alex: Er hat kein Geld gehabt.

Auguste S.: Alex! Um Gottes willen!

Alex: Ja! Das Blut wird sehr teuer bezahlt.

Auguste S.: Na, wo lassen sie das Blut?

Alex: Ja, das wird verschickt, und da kommen 100.000 Thaler für das Blut.

Auguste S.: Aber Alex, die Blutspuren?

Alex: Ja! Das wird alles sauber rein gemacht: Das wird gleich alles sauber rein gemacht.⁸⁰

Ungeachtet der auftretenden Unstimmigkeiten wurden hier Standardthemen aufgegriffen – es ging um Blut, Geld, Ritualmord, Verschwörung und die Nutzung von Lewys Keller. Wie kam der dumme Alex dazu, solche Dinge zu behaupten? Er gab an, «die jungen Leute haben mich bei Jelenieski besoffen gemacht» und hätten ihm gesagt, was er sagen sollte, doch nach Aussage seiner Mutter Rosalie Prinz hatte Auguste Schiller Alex die Zeilen hingehalten, die er wiederholen sollte, und nachdem sie die Karten gelesen hatte, habe sie ihm viel Geld prophezeit.⁸¹ Vor Gericht bestätigte ein grinsender Alex diesen Sachverhalt und sagte: «nach Amerika gehen!» Dafür gab seine Mutter ihm eine Ohrfeige. Schliesslich ging Auguste Schiller mit ihren Neuigkeiten nicht zur Polizei, sondern zum Fleischermeister Hoffmann, und zwar erst am 15. Juni, um dann zu behaupten, Alex habe sie noch zweimal aufgesucht und jedesmal mit neuen Nachrichten aufgewartet. Im Haus der Familie Hoffmann befand sich auch «ein gewisser Wilhelm Bruhn», der sich zu der Geschichte Notizen machte.⁸² So kam sie in die *Staatsbürgerzeitung* und machte in der Stadt die Runde.

In der überwiegenden Mehrzahl kamen solche Geschichten von Aussenseitern: vom betrunkenen dummen Alex', vom Nachtwächter Winkelmann, dem ‚Schafskopf‘ des Dorfes, und von Leuten wie ‚Stotter-Anton‘, dessen abergläubische Vorstellungen früher sehr zur Erheiterung seiner Schulkameraden beigetragen hatten.⁸³ Doch sobald diese Geschichten in der Zeitung gedruckt und dadurch aufgewertet waren, wurden sie zu Teilen der

Geschichte vom Ritualmord. Gleich anderen Beweisen wurden diese Geschichten auf der Strasse und in den Lokalen erörtert und bereicherten so jedesmal den Bestand an einheimischem Wissen.

Was bedeutete dieses «einheimische Wissen» eigentlich für die Menschen, die solche Geschichten als erste erzählten, und für die vielen anderen, die sie weitererzählt haben? Trotz der umfangreichen schriftlichen Unterlagen über die Ereignisse in Konitz wissen wir kaum etwas darüber, was im Innern der Einwohner der Stadt vorging. Von jener Welt durch die Geschichte und eine andere Perspektive getrennt, bleiben wir auf die Unbestimmtheit der Interpretation verpflichtet. Doch wenn man alle diese verschiedenen Geschichten wie die Teile eines Puzzles zusammenfügt, ergibt sich eine Allegorie auf die Gemeinschaft und die Grenzlinien, die von Menschen zwischen sich und ihren Nachbarn gezogen werden.

In jeder dieser Geschichten – von den Aussagen Masloffs und seiner Schwiegermutter bis zu den Angaben des ‚dummen Alex‘, ging es um eine Übertretung. Eine Übertretung setzt voraus, dass Grenzlinien existieren, die Gemeinschaften voneinander trennen, Beschränkungen auferlegen und die Gesellschaft definieren, innerhalb deren sich der Einzelne bewegt. Das wird zumindest durch den wiederholten Bezug auf Ernst Winter und die ‚Judenmädchen‘ nahegelegt. Dieses Thema tauchte in der Geschichte Winkelmanns auf, war jedoch seit Monaten durch die Zeitungen und in Kneipengesprächen weiterverbreitet worden. Es gab sogar ein Lied, das allgemein in den Lokalen gesungen wurde. Eine seiner Strophen hatte folgenden Text:

Ernst Winter, der war jung und schön
 wollt mit den Schicksein spazieren gehen.
 Und als er kam zur Tempeleck,
 Da nahmen ihn die Juden weg.⁸⁴

Auf beiden Seiten der religiösen Scheidelinie gab es starke Sanktionen gegen Mischehen zwischen Christen und Juden. Doch in den Geschichten der Konitzer Bürger sind es die Juden, die für

angebliche sexuelle Übergriffe Rache nehmen. In einer Version der Geschichte war sogar von einem «jüdischen Blutgericht» die Rede, das über den jungen Christen eine Strafe verhängte, weil er angeblich jüdische Mädchen verführt hatte.⁸⁵

Die moralische Geschichte sprach diese sexuelle Übertretung an – auf einer Ebene. Auf einer anderen sprach sie, wenn auch versteckt, von einer gesellschaftlichen Befleckung durch eine religiöse oder rassische Schändung. Blut ist sowohl eine materielle Substanz als auch Träger metaphorischer Bedeutungen. Um die Jahrhundertwende stand das Blut eines toten Christenjungens sowohl für das Blut Jesu Christi als Symbol der christlichen Gemeinschaft als auch für das Blut als Distinktionsmerkmal einer Rasse. Was beide Bedeutungen miteinander verband, war die Orientierung auf eine spezifische Gemeinschaft, in dem einen Fall der Gläubigen, in dem anderen eines Volkes, das durch unveränderliche Erbfaktoren jenseits aller Geschichte definiert werden konnte. Was diese Bedeutungen voneinander unterschied, lag darin begründet, dass die erstere eine alte, die letztere dagegen in ihrer sozialdarwinistischen Abwandlung eine neue Vorstellung war. Das Christentum hat eine lange Geschichte exklusiver Praktiken, doch die Rasse wurde in den Worten von Henry Louis Gattes «der fundamentale Ausdruck des Unterschieds».⁸⁶

Es ist unmöglich auszumachen, wieweit entweder Religion oder Rasse das hauptsächliche Deutungsschema darstellte, das von den Menschen gebraucht wurde, um sich von den Geschichten, die sie erzählten, einen Begriff zu machen. Dennoch bleibt in jedem einzelnen Fall die Beschmutzung für die Geschichte zentral: Die Juden nahmen nicht nur das Blut eines deutschen Christen, sie verzehrten es auch kannibalistisch und vermischten die Flüssigkeit von zwei Körpern, der eine deutsch und christlich, der andere semitisch und jüdisch. Schliesslich kann man diese Vermischung auch als das eigentliche Verbrechen auffassen, gegen das die Geschichte erzählt wird. Auch unter diesem Blickwinkel ist es eine moralische Geschichte, die ihre Zuhörer mahnt: auf die

Grenzen der Gemeinschaft zu achten, getrennt zu halten, was getrennt gehört, und ein genau definiertes ‚Wir‘ zu erkennen, das einem zunehmend fremden ‚Sie‘ entgegengesetzt und von diesem unterschieden wird. Als Allegorie auf die Gemeinschaft standen diese Erzählungen dem Jahrhundert der Emanzipation und Assimilation der Juden unausgesprochen feindselig gegenüber.

Die sozialen, öffentlichen Ursprünge der Geschichten – geboren aus Nachrichten aus zweiter oder dritter Hand und flüchtigen Beobachtungen, wie sie nur in einer integrierten Gemeinschaft möglich sind – verweisen ebenfalls auf ihre Funktion als Allegorien auf diese Gemeinschaft, die ihre Mitglieder vor den vermeintlichen Gefahren einer sozialen Verunreinigung warnt. Viele Geschichten stammten von Menschen, die den Anschein erweckten, über besondere Kenntnisse des Privatlebens der betroffenen Juden zu verfügen. Das galt ganz besonders für die Geschichten, die von Dienstmädchen erzählt wurden. Neben den Aussagen von Anna Ross und ihren Töchtern erwiesen sich zwei weitere Geschichten als besonders spektakulär.

Die erste stammte von Mathilde Rutz, die behauptete, Adolph Lewy habe versucht, sich an ihr zu vergehen, als sie gerade Winterkartoffeln in seinen Keller trug. Sie kippte die Kartoffeln aus, und die Laterne sei ausgegangen. «Macht doch nicht die Laterne aus!» habe sie gerufen. Darauf habe Lewy die Laterne wieder angezündet; Rutz wollte aus dem Keller laufen, und plötzlich seien beide einander gegenübergestanden. Lewy habe sich an sie gedrängt und gesagt: «Sagen Sie nichts meiner Frau, ich will Ihnen auch ein Stückchen Fleisch abschneiden.» Sie habe versucht, aus dem Keller zu gelangen, doch Lewy habe sie an die Brust gefasst, sie ins Stroh gezogen und gesagt: «Ich will mit Ihnen Spass machen.» Sie habe sich gewehrt und ihn mit einer Armbewegung zur Seite gedrückt, und dann habe ihr Sohn, der die ganze Zeit über dabeigewesen sei, sie bei der Hand genommen, und sie seien zusammen aus dem Keller gerannt.⁸⁷

Es gab gute Gründe, an solchen Beschuldigungen zu zweifeln. Lewy war dem Vernehmen nach ein schüchterner, zurückhalten-

der, wenn auch zuweilen reizbarer Mann; Mathilde Rutz dagegen war für ihre Lügengeschichten bekannt.⁸⁸ Ebenso wie ihr Mann, der bei der Polizei auf einer Liste der Trunkenbolde der Stadt geführt wurde, trank auch Mathilde Rutz gerne einen über den Durst, auch wenn sie behauptete, während der Arbeitszeit trinke sie täglich nur einen Schnaps und sie sei noch nie so betrunken gewesen, dass man sie hätte nach Hause tragen müssen.⁸⁹ Aus ihrem Haus hörte man des Öfteren lauten Lärm und Geschrei, und häufig verprügelte sie ihren Mann.⁹⁰

Die zweite Geschichte stammte von der siebzehnjährigen Rosine Simanowski, die einen solchen Verfolgungswahn entwickelte, dass sie Konitz verliess und nach Berlin zog, da die Juden, wie sie sagte, sie «verfolgten» und versuchten, sie mit Messern niederzustechen.⁹¹ Sie hatte eine Begabung, sich Gespräche ausdenken, die über das Gericht und die Zeitungen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurden. So schilderte sie beispielsweise die folgende Unterhaltung mit Heinrich Friedländer, einem jüdischen Ladeninhaber, in seinem Geschäft in Konitz:

Friedländer: Die Juden brauchen Blut.

Simanowski: Wieso denn?

Friedländer: Sie müssen Blut haben.

Simanowski: Deswegen haben sie wohl auch den Ernst Winter geschlachtet.

Friedländer: Von dem weiss ich nichts.

Sie wollte den Laden gerade verlassen, als Friedländer angeblich sagte: «Sie müssen es nicht gleich weitersagen», und dann wiederholte: «Sagen Sie nichts, ich werde Ihnen auch was Schönes schenken.»⁹² Rosine Simanowski wartete noch mit derartig vielen weiteren Geschichten auf, dass sie schliesslich nicht mehr glaubhaft waren, nicht einmal für die Einwohner von Konitz. Doch die Geschichten und Denunziationen vor allem von Dienstmädchen wollten überhaupt nicht mehr aufhören. In Kamin, einer Stadt unmittelbar südlich von Konitz, behauptete das Dienstmädchen von Josef Rosenthal, sie habe gehört, wie dieser zu seiner Frau gesagt habe, dass «ihn die Gewissensbisse wegen des an

Winter verübten Mordes nicht länger leben liessen».⁹³ Bald darauf habe Rosenthal versucht, sich an einem Nagel aufzuhängen, sei jedoch von seinem Bruder heruntergeholt worden. In Bütow, einer Stadt nördlich von Konitz, wollte die junge Marie Schmidt gesehen haben, wie ihr jüdischer Dienstherr Max Grossmann am 11. März mit Blutflecken an den Kleidern und einer Flasche Blut in der Hand nach Hause gekommen war. Wie sich herausstellte, war Grossmann in Berlin gewesen.⁹⁴ Die ursprüngliche Geschichte wurde möglicherweise durch die Zeitungen entstellt, da Marie Schmidt später aussagte, sie habe lediglich Blutflecken im Spülbecken und einen getrockneten Blutflecken auf Grossmanns Hose gesehen, den sie mit einer trockenen Bürste herausgebürstet habe.⁹⁵

IV

Warum stellten sich so viele Menschen auf die Seite der Geschichte des Schlachters und der phantastischen Geschichten, die wie barocke Säulen eine ebenso schmückende wie stützende Funktion hatten?

Die Antwort liegt zu einem Teil in der Art und Weise, wie die Einwohner von Konitz eine kollektive Erzählung entwarfen, ein Skript, das sie erzählten, mitschrieben und lasen und in gewalttätiger Weise in eine Handlung umsetzten. Die Geschichte des Schlachters war das Hauptstück ihrer eigenen Erzählung. Sie führte verschiedene Stränge aus den verschiedenen Geschichten von der Strasse zusammen, von denen einige bereits den Weg in die Zeitungen gefunden hatten, und verwob sie zu einem kräftigeren, komplexeren Muster. Doch die Geschichte des Schlachters war mehr als eine Reihe von miteinander verflochtenen Beschuldigungen, sie war auch eine Erzählung mit einer Handlung, einem Plot.

In seinem Buch *Reading for the Plot* hat der Literaturwissenschaftler Peter Brooks dargelegt, dass der «ursprüngliche Sinn» der Idee eines Plots «die Idee einer Gebundenheit [ist], einer Abgrenzung, das Ziehen von Linien, um zu trennen und zu ord-

nen».⁹⁶ Plots schliessen ein und schliessen aus. Sie definieren, wer dazugehört und wer nicht. In der Geschichte des Schlachters veranschaulicht der Plot die Grenzlinien der Gemeinschaft. Er stellt einem Helden, Gustav Hoffmann, einen Schurken, Adolph Lewy, gegenüber. Obwohl beide Männer Schlachter und Nachbarn sind, gehört Hoffmann der geachteten bürgerlichen Schicht an, deren Töchter «noch nicht entehrt sind»; Lewy dagegen gehört einer «niedereren Gemeinschaft» an, der «nichts heilig ist». Hinter beiden steht jeweils ein Chor. Bei Hoffmann besteht der Chor aus der Menge vor seinem Haus: angesehene, aufrechte, ehrbare Bürger von Konitz, «zumeist verheiratete Männer», die auf die Strasse gehen, um die Ehre eines Mannes und eines Mädchens und den christlichen Glauben zu verteidigen. Frauen treten nicht in Erscheinung, es sei denn als Wesen, die von den Männern geschützt werden müssen. Auf der anderen Seite befinden sich die Juden, die Lewy zur Seite stehen; es sind zerlumpte, schleichende Gestalten einer kulturlosen Unterwelt. Da gibt es den armen und jämmerlichen Wolf Israelski, den mageren «bartlosen» Juden, der bereit ist, für hundert Taler einen Mord zu begehen, und die namenlosen Kantoren aus den Nachbarstädten. Die meisten von ihnen sind Männer, doch Frauen unterstützen sie in untergeordneten Rollen, wie Lewys ältere Schwester, als Trägerinnen von Gerätschaften oder von Körperteilen oder wie Lewys Frau Pauline, die Beweismittel sofort verschwinden lässt, oder wie das zumeist namenlose jüdische Mädchen, das Ernst Winter in die tödliche Falle gelockt hat. Da die jüdischen Frauen ebenfalls das Kainsmal tragen und auf Erden umherwandern, sind sie nicht weniger heimtückisch als ihre Männer.

Nachbarn teilen demnach nicht dieselbe Welt, ein Eindruck, der durch die unterschiedliche Verwendung bildhafter Schilderungen in der Geschichte noch verstärkt wird. Während Hoffmann sehr ausführlich geschildert wird und immer wieder Fotos von ihm als einem mustergültigen Bürger in der Zeitung erscheinen, bleibt Adolph Lewy eine schattenhafte Figur. Wir erfahren nichts darüber, wie er aussieht oder wie lange er schon in Konitz

wohnt. Die Geschichte des Schlachters benutzt auch die üblichen Klischees von Licht und Schatten, um ihre Botschaft zu verdeutlichen. Das Anwesen Hoffmanns liegt vor aller Augen da, während der hintere Schuppen Lewys auf eine dunkle Gasse hinausgeht (tatsächlich grenzen beide Grundstücke auf der Rückseite an dieselbe Gasse). Der Mord geschieht in einem noch dunkleren Keller, nur von einer Lampe erhellt, die von Lewys Nichte getragen wird. Das Klischee wird vom Sichtbaren auf das Hörbare ausgedehnt. Die Juden reden in der Regel nicht in ganzen Sätzen; stattdessen «murmeln» sie oder wiederholen kurze Wendungen – «nichts soll herauskommen», «bindet ihn!» oder «Mönchsee». Zwischen Christen und Juden gibt es kaum eine gemeinsame Sprache. Ebenso wie die «Nigger» in Joseph Conrads «Schwarze[n] Kontinent» sind sie eine Zivilisation für sich, und als starre man in das «Herz der Finsternis», stellt man ihr Menschsein in Frage.⁹⁷ Sie werden in der Geschichte zudem als besonders grausam porträtiert, da ihnen nicht einfach ein Mord an einem jungen Mann angelastet wird, sondern viel präziser und anschaulicher koscheres Schlachten, das in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts Gegenstand häufig uninformativer parlamentarischer Debatten war, in denen es um Grausamkeit gegenüber Tieren ging. Um die Jahrhundertwende lieferte das Thema jedoch fast nur noch antisemitischen Gesprächsstoff. Diese vorgestellte Grausamkeit, die den Juden jegliches menschliche Gefühl abspricht, macht den Abstand, den man zu ihnen hält, noch grösser. Durch die Schatten und gedämpften Stimmen unterstreicht die Erzählung den Unterschied mit nochmals anderen Mitteln: Indem sie Lewy als einen finsternen, verschlossenen, heimlichtuerischen und grausamen Menschen zeigt, erscheint sein Gegenspieler Hoffmann implizit als strahlend hell, wahrhaftig, offen und unschuldig. Die Erzählung verstärkt die polaren Strategien der Identifizierung, verlangt gleichzeitig aber nach Volksgerechtigkeit – die Bestrafung eines einzelnen Verbrechens (Ritualmord), das im Namen des Kollektivs an einem Individuum (Ernst Winter) begangen wurde, symbolisch jedoch die gesamte christliche Ge-

meinde treffen sollte. Das Verbrechen war der Erzählung zufolge wegen einer Übertretung – sexuell und räumlich – geschehen und weil die Juden, deren Verbrechen zeitlos und ausserhalb der zivilisierenden Wirkungen von Geschichte und der Kultur stehen, dies schon viele Male zuvor begangen hatten.

Immerhin war die Geschichte des Schlachters keineswegs eine gänzlich neue Schöpfung. «Im Zeitalter des Telefons und der Röntgenstrahlen» in einer westpreussischen Kleinstadt zusammengestoppelt, griff sie in ihrer Bildsprache ebenso wie in ihren Details zurück auf ein altes Bild der westlichen literarischen Imagination, das uns durch Chaucer überliefert ist. In der «Erzählung der Priorin» in den *Canterbury Tales* lesen wir:

«Den unschuldsvollen Knaben zu ermorden
Verschwor die Judenschaft sich alsobald.
Es lag ein Mörder, der gedungen worden,
in einer Gasse schon im Hinterhalt.
Der Knabe kam. – Ihn packte mit Gewalt
Und schnitt ihm seine Gurgel ab der Bube
und warf den Leichnam in die nächste Grube.»⁹⁸

Die Geschichte des Schlachters bezeugt in beklagenswerter Weise die andauernde Macht der Fiktion und ganz besonders jener Orte, um Toni Morrison zu zitieren, «wo die Vorstellungskraft sich selbst sabotiert, sich selbst die Türen verschliesst, sich die Sicht verdirbt».⁹⁹

Geschichte und Vorbilder

Ez bringent noch alliu jar
die juden Kristes marter dar
ein kristen sie mordent

Seifried Helbling
Ende 13. Jahrhundert

Die Geschichte des Schlachters beruhte auf einer Geschichte, die sogar noch älter ist als die Dichtung Chaucers. «Es bringen in jedem Jahr die Juden das Leiden Christi dar [und] morden einen Christen», heisst es in der Gedichtsammlung *Seifried Helbling* eines ansonsten unbekanntem Verfassers aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert. Das lässt uns vermuten, dass die Erzählung vom Ritualmord sich schon damals in den dunklen Winkeln der christlichen Vorstellung festgesetzt hatte.¹ Doch die Erzählung war ebenso wie der Judenhass überhaupt nicht immer dagewesen. Auch wenn man über das lange halbe Jahrtausend zwischen Augustinus und Abaelard, in dem vermutlich mehr Sympathie als Feindseligkeit, mehr Toleranz als Spannung geherrscht haben, nur spekulieren kann, so steht fest, dass die christliche Welt, welche die Legende vom jüdischen Ritualmord hervorgebracht hat, unmissverständlich in das Jahrtausend gehört, das wir gerade erst hinter uns gelassen haben.²

Die erste amtlich dokumentierte Ritualmordbeschuldigung erfolgte 1150, als Thomas von Monmouth im ersten Band seines Werks *The Life and Passion of Saint William the Martyr of Norwich* den Mord an einem Jungen schilderte, der sich in Norwich 1144 als symbolische Kreuzigung ereignet hatte.³ Die Erzählung von dem Mord samt den Ausschmückungen, die Thomas vorgenommen hatte, fand anschliessend Eingang in die angelsächsische Chronik, die von den Mönchen des Klosters Peterborough

niedergeschrieben wurde, wobei der Schreiber die Tat in das Jahr 1154 verlegte:

«Nunmehr wollen wir einiges von dem berichten, was sich unter König Stefan ereignet hat. In seiner Zeit kauften die Juden von Norwich vor Ostern ein Christenkind und peinigten es mit denselben Folterqualen, die auch unser Herr erdulden musste, und am Karfreitag hängten sie es aus Liebe zu unserem Herrn an ein Kreuz, und danach beerdigten sie es – in dem Glauben, es werde verborgen bleiben, aber unser Herr offenbarte, dass es ein heiliger Dulder war, und die Mönche nahmen [den Leichnam] und begruben ihn ehrfürchtig in der Klosterkirche, und durch unseren Herrn wirkt er herrliche und mannigfaltige Wunder; und er wird St. William genannt.»⁴

In diesem kurzen Abschnitt können wir bereits in deutlichen Umrissen die Hauptmotive erkennen, aus denen sich die nicht auszurottende Mär jahrhundertlang speiste: die Juden folterten Knaben aus Hass auf die Christen, das Töten war eine Nachahmung des Kreuzestodes Christi, die Juden waren nicht nur eine überzeitliche Bedrohung, sondern eine gegenwärtige Gefahr, und der getötete Knabe war ein Märtyrer für die christliche Gemeinschaft und wirkte als solcher Wunder.⁵

Die Geschichte begann als eine gelehrte Erzählung, denn Thomas von Monmouth war ein gebildeter Mönch aus Wales, dessen *Life and Passion of Saint William* ihn zu einem bedeutenden Hagiographen machte.⁶ Da jedoch von diesem Werk nur wenige Exemplare angefertigt wurden, hing die spätere Verbreitung der Geschichte von den Mönchen von Peterborough ab, die sie in die *Anglo-Saxon Chronicle* aufnahmen. Wahrscheinlich waren einige Menschen in Norwich überzeugt, dass die Juden den Knaben getötet hatten, als 1144 der Mord geschah. Doch die Idee, dass es ein Ritualmord war, stammt nach Ansicht des Historikers Gavin Langmuir höchstwahrscheinlich aus der allzu phantasievollen Fiktion des Thomas von Monmouth. In den Lobgesängen, die in den christlichen Klöstern widerhallten, war dies eine neue und furchtbare Note.⁷

Ihr Widerhall war in der nordeuropäischen Welt des 12. Jahrhunderts zu vernehmen. Es war die Zeit von Männern wie Bernhard von Clairvaux und Thomas Beckett und einer Welt, die uns in Erinnerung geblieben ist durch die Liebesgeschichte von Abaelard und Héloïse, die Troubadoure des Languedocs und das Epos von der unerfüllten Liebe des Ritters Lancelot zu Geneveva, der Gemahlin des Königs Artus. Im Schatten der grossen Kathedralen – Durham und Canterbury, St. Denis und Chartres – blühte eine neue Gelehrsamkeit auf, als Männer wie Peter Lombard und John von Salisbury sich in die Astronomie des Ptolemäus, die Geometrie Euklids, die Mathematik der islamischen Welt, die Dichtungen Ovids sowie die Reden Ciceros vertieften und kurz nach der Jahrhundertwende jenseits der Alpen in erlesenen *scriptoria* die ethischen und metaphysischen Werke des Aristoteles für die Nachkommen bewahrten. Es war die Zeit einer grossartigen Renaissance.⁸ Gleichzeitig wurde ihr Bild jedoch getrübt durch eine zunehmend negative Einstellung gegenüber den Juden. Sie wurden als die unversöhnlichen Feinde des Christentums gesehen, die nicht einfach nur blind für die Wahrheit, sondern hinterhältig, bedrohlich und gefährlich waren.⁹

Die Idee, dass Juden Christen umbrachten, fand sehr bald Eingang in den christlichen Glaubenskanon. Die frühen Erzählungen von Ritualmorden waren keine vereinzelt dunklen Gewölbe unter einer im Übrigen prächtigen Kathedrale. Diese Legende und ähnliche Erzählungen über andere Gruppen bildeten vielmehr ein festes Fundament für eine neu errichtete ‚verfolgerische Gesellschaft‘, deren Anfänge in das Jahr 1096 mit dem 1. Kreuzzug fielen, der eine zerstörerische Raserei gegen die jüdischen Gemeinden entlang des Rheins auslöste. Im Lauf des 12. Jahrhunderts errichtete diese aufkommende ‚verfolgerische Gesellschaft‘ auch gegenüber anderen Randgruppen wie Ketzern, Auswärtigen oder Homosexuellen Schranken der Intoleranz. Gestützt auf den harten Legalismus des Vierten Laterankonzils im Jahr 1215, gipfelten die neuen Verfolgungen in der Inquisition, mit der 1232 die Dominikaner betraut wurden.¹⁰

Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts hatte sich in den Motiven, die in die Erzählung vom jüdischen Ritualmord eingeschrieben waren, eine Verschiebung vollzogen. Die anfänglichen Erzählungen handelten von Morden, Opfern und Kreuzigungen, doch war in ihnen noch nicht die Rede von einem rituellen Gebrauch von Blut. Das war eine deutsche Erfindung, die erstmals 1236 in den *Annalen von Marbach* erwähnt wird. Dabei geht es um einen Fall, der sich 1235 in Fulda ereignet hatte. Während ein Müller und seine Frau die Christmette besuchten, brach in ihrer Mühle, die sich ausserhalb der Stadtmauer befand, ein Feuer aus, dem auch die fünf Söhne der Familie zum Opfer fielen. Einheimische Christen, möglicherweise aber Kreuzritter auf der Durchreise beschuldigten die Juden, sie hätten die Knaben getötet und ihr Blut in mit Wachs bestrichenen Säcken aufgefangen, um es zu medizinischen oder religiösen Zwecken zu verwenden.¹¹ Drei Tage nach Weihnachten, am 28. Dezember, «überantworteten» Bürger der Stadt (oder Kreuzritter) 35 jüdische Einwohner «dem Schwert», nachdem zwei Juden, um der Folter zu entgehen, das angebliche Verbrechen gestanden hatten. Die Bürger (oder die Kreuzritter) brachten später die exhumierten Leichen der Kinder nach Hagenau im Elsass und übergaben sie Kaiser Friedrich II. Obwohl dieser die in Fulda erhobene Anklage als nicht stichhaltig ansah, berief er geistliche und weltliche Obere zu sich, um ihre Meinung zu dem Fall zu hören. Diese waren sich in ihrer Meinung jedoch nicht einig, und Friedrich II. berief eine Kommission von Taufjuden aus ganz Europa ein, die im Frühjahr 1236 bestritt, dass die Juden Christenblut benötigten. In Wirklichkeit galt Blut jeder Herkunft grundsätzlich als unrein, und die Thora und der Talmud untersagten seinen Verzehr. Aufgrund der Entschiedenheit dieses Gutachtens sprach Friedrich II. in einer kaiserlichen Bulle vom Juli 1236 «die Juden Fuldas von dem ihnen vorgeworfenen Verbrechen und die übrigen Juden Deutschlands von der so schweren Bezeichnung völlig frei».¹²

Die christliche Bevölkerung war jedoch nicht so leicht zu überzeugen. Die Legende vom Ritualmord verbreitete sich wei-

ter, und es kam zu Gewalttaten gegen Juden. Im folgenden Frühjahr ereignete sich ein weiterer schwerwiegender Fall in Valréas, einem Dorf in der Vaucluse in Südfrankreich, nachdem zwei Franziskanermönche die Juden beschuldigt hatten, sie hätten Meilla, ein Christenkind von zwei Jahren, gekreuzigt und ausbluten lassen. Einige Juden wurden gefoltert, um ihnen Geständnisse abzupressen, andere einfach umgebracht. In ihrer Verzweiflung wandten sich die Juden von Valréas an den Heiligen Stuhl und baten um Schutz. In zwei päpstlichen Bullen, die beide am 28. Mai 1247 erlassen wurden, verurteilte Papst Innozenz IV. die Verfolgung der Juden in Valréas.¹³ Gut einen Monat später, am 5. Juli 1247, erklärte er in einer dritten Bulle die Beschuldigungen, Juden schlachteten Christen, weil sie deren Blut bräuchten, für falsch.¹⁴ Diese Reaktion des Papstes, gespeist von der Angst vor unkontrollierbarer Gewalt wie von der ehrlichen Überzeugung von der Haltlosigkeit der Beschuldigung, begründete eine lange Tradition der Verurteilung der Ritualmordbeschuldigungen durch die Kirche.

Die Bullen des Papstes änderten allerdings wenig daran, dass zur damaligen Zeit in Mitteleuropa ein allgemeines Klima der Ketzerverfolgung herrschte. Es trat vor allem in Süddeutschland zutage, im Herrschaftsgebiet Konrads von Marburg, des strengen Beichtvaters Elisabeths von Thüringen. Der Erzbischof von Mainz, der bedeutendste Prälat des Heiligen Römischen Reiches, hatte Konrad zum päpstlichen Inquisitor ernannt. Herrschsüchtig und fanatisch ritt Konrad von Marburg von Stadt zu Stadt (wie es hiess, in der Nachfolge Christi auf einem Esel) und wettete gegen die häretischen Dämonen seiner fantasmagorischen Visionen. Die von ihm angeklagten Häretiker starben den Tod durch das Schwert, durch Ertränken oder auf dem Scheiterhaufen. Die Gläubigen rief er zu Wachsamkeit gegen alle Abtrünnigen auf, vor allem die Katharer im Rheinland. Eine Flut von Denunziationen und Gegendenunziationen ging über Süddeutschland hinweg. Dabei wurde unter anderem behauptet, die Häretiker begingen Hostienfrevl, indem sie Hostien beschmutzten, zermahlten und sogar durchbohrten, um sie dadurch zum Bluten zu bringen.

Der Vorwurf der Hostienschändung hing mit einer heiklen Frage im Hinblick auf die Eucharistie zusammen: ob Brot und Wein der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi waren, ein mystischer Leib und eine mystische Flüssigkeit, oder – wie manche Häretiker meinten – lediglich ein Symbol.

Seit dem späten 12. Jahrhundert behauptete eine wachsende Zahl von Theologen, die Eucharistie stelle einen rituellen Augenblick dar, in dem der wirkliche und nicht nur der mystische Leib Christi zugegen sei.¹⁵ Diese neue Richtung war bereits durch das Vierte Laterankonzil 1215 gebilligt worden, das festgestellt hatte: «Sein [Christi] Leib und sein Blut sind im Sakrament des Altares unter den Gestalten von Brot und Wein wahrhaft enthalten, sobald durch göttliche Macht das Brot in den Leib und der Wein in das Blut transsubstantiiert worden sind [...]»¹⁶

Diese sogenannte Transsubstantiationslehre gründete sich nicht etwa auf die Anmutungen mystischer Erkenntnis, sondern solide auf die logischen und kategorischen Konstruktionen des Aristoteles, des Mannes, den die Menschen des hohen Mittelalters den «Philosophen» nannten. In den frühen Diskussionen über das wahre Wesen der Transsubstantiation vermischte sich der Einfluss des Aristoteles, vermittelt durch Boethius, mit der Symbolik des Augustinus und Platons Formenlehre. Im 11. und 12. Jahrhundert blieb die Frage nach der Wirklichkeit Christi in der Hostie offen. Doch im Verlauf des 13. Jahrhunderts, als die Texte des Aristoteles neu ins Lateinische übersetzt wurden, machte sich sein Einfluss nicht nur in der Logik, sondern auch in der Naturwissenschaft deutlicher bemerkbar.¹⁷

Im Zentrum dieser erkenntnistheoretischen Verschiebung stand das Wesen von Substanzen, die für Aristoteles nicht die magischen Zahlen des Pythagoras oder die unveränderlichen Wesenheiten Platons waren, sondern wahrnehmbare Dinge, die gewöhnliche Materie der alltäglichen Welt. Substanzen bestehen aus Materie und Form, die in der Aristotelischen Logik voneinander getrennt werden können, so wie Eva aus einer Rippe

Adams geschaffen wurde. Eine Substanz, die in der Materie existiert, kann demnach in einer Form auftreten, die ihr äusserlich ist. Somit kann der Leib Christi die äussere Erscheinung von Brot annehmen. «Die ganze Substanz des Brotes», lehrte Thomas von Aquin, «wird in den Leib Christi verwandelt», und diese Verwandlung «ist keine Umwandlung der Form, sondern der Substanz».¹⁸ Dieser Einwand ist entscheidend und nur innerhalb der Aristotelischen Logik nachvollziehbar, denn sie bedeutet, dass die Hostie nicht zum *Leib*, sondern zur *Substanz* Christi wird, und Substanz lässt sich in Materie und Form aufteilen. Wenn ein Christ die Hostie schluckt, ist es die akzidentielle Form, die er verspeist. «[...] Was in seiner eigenen Gestalt genossen wird, das wird gebrochen und gekaut in seiner Gestalt. Der Leib Christi aber wird nicht gegessen in seiner wirklichen, sondern sakramentalen Gestalt».¹⁹ Dank dieser aristotelischen Nuance entziehen sich die Christen dem möglichen Vorwurf, sie betrieben einen «mitfühlenden Kannibalismus», von dem die Anthropologin Beth Conklin in einem anderen Kontext gesprochen hat.²⁰

Für unser symbolisch verarmtes Empfinden mag eine solche Argumentation die Vorstellungskraft arg strapazieren, doch man muss sich vor Augen führen, dass im 13. Jahrhundert die aristotelischen Begriffe dieselbe Verbindlichkeit besaßen wie die Hegelsche Dialektik vor zwei Jahrhunderten. So wie später die Anhänger Hegels wurden damals diejenigen, die sich auf Aristoteles beriefen, als die fortschrittlichsten Denker ihrer Zeit bewundert.²¹ Und ebenso wie in späteren Jahrhunderten Männer wie Lenin unvorstellbare Verbrechen begingen und Dichter wie Majakowskij diese verteidigten, weil sie sich für die Werkzeuge höherer historischer Mächte hielten, so rechtfertigte im 13. Jahrhundert das Wunder der Eucharistie neue Verfolgungswellen. Unter anderem läutete es eine jahrhundertelange Periode von Beschuldigungen gegen die Juden wegen Hostienschändung ein: dass die Juden die Hostien durchbohrten, bis sie bluteten, und dass dieses Blut das Blut Christi sei. Die neue Betonung auf der Körperlichkeit der Hostie, auf der leibhaftigen Anwesenheit Christi im Sakrament

GESCHICHTE UND VORBILDER



*Orte der wichtigsten Ritualmordanklagen
in der Geschichte Zentraleuropas*

schuf auch den emotionalen Kontext für die Beschuldigung des Ritualmords, von dem die Hostienschändung lediglich eine symbolische Abwandlung war.

Einer der Erklärungen für das Phänomen liegt der psychologische Begriff der ‚Projektion‘ zugrunde; er besagt, dass jemand einem anderen Absichten oder Handlungen unterstellt, die er in

Wirklichkeit selber hegt oder ausführt. Dieser psychologische Abwehrmechanismus macht sich besonders wirkungsvoll bemerkbar, wenn ein Individuum in einer Weise denkt oder handelt, die für es selbst oder seine Gemeinschaft verachtenswert ist. Diesem Erklärungsansatz zufolge musste ein Ritual verstörend wirken, bei dem der Leib und das Blut Christi als Nahrung aufgenommen und Gott geopfert wurde. Dieses verstörende Element wurde nun den Juden unterstellt. Um es in Begriffen der Beziehungsstruktur der beiden Rituale – eines vorgestellten und eines wirklichen – auszudrücken: Die Ritualmordbeschuldigungen waren eine Projektion des Unaussprechlichen, nämlich dass in der Feier der Eucharistie die Christen einen rituellen Kannibalismus begingen, auf die Juden.²²

Die gegen die Juden erhobenen Beschuldigungen des Ritualmords und der Hostienschändung beruhten auf einer Projektion der mittelalterlichen Imagination. Niemand hatte jemals Juden bei einem Ritualmord oder einem Hostienfrevl beobachtet, und in den unzähligen Fällen, die auf Fulda und Valréas folgen sollten, gab es keinen Juden, es sei denn unter der Folter, der zugegeben hätte, an solchen Handlungen beteiligt gewesen zu sein. Trotzdem kamen immer neue Beschuldigungen auf, zunächst wegen Ritualmords und später wegen Hostienschändung – in Pforzheim 1267, Weissenburg im Elsass 1270, Mainz 1283, München 1285, Oberwesel 1287, Krems in Niederösterreich 1293, Bern 1294, Weissensee in Thüringen 1303 und Prag 1305. Die Beschuldigungen waren jedoch nicht durchweg gleichartig. In manchen Fällen sahen die Stadtbewohner Wunder. In Oberwesel schwamm der Leichnam des gefolterten vierzehnjährigen «guten Werner» angeblich den Rhein hinauf und heilte die Kranken. In Pforzheim hiess es, die Wunde eines ermordeten Mädchens habe erneut zu bluten begonnen, als die Bevölkerung am Leichnam vorbeizog; ihr Gesicht nahm wieder Farbe an und ihre Hände schienen sich zu heben. In anderen Fällen stand das Auffangen des Blutes im Zentrum der Legende wie in Weissensee, wo die Juden angeblich alle Venen eines Schuljungen namens Konrad

geöffnet hatten. Und in noch anderen Fällen wie beispielsweise in Prag ging es um eine Kreuzigung. Ihren Ausgang nahmen die meisten Ritualmordbeschuldigungen von der Ermordung eines oder mehrerer Knaben. Die Ausnahme waren die Ereignisse in Valréas und Pforzheim, wo Einwohner der Stadt die aufgeschlitzten Leichen junger Mädchen gefunden hatten. Es gab jahreszeitliche Unterschiede: Einige der Morde geschahen im Frühling, um Ostern herum, andere im Juni oder Juli wie in Weissenburg und Pforzheim, im Oktober (München) oder im Dezember (Fulda). Doch in fast allen Fällen spielte Blut bei den Beschuldigungen eine wichtige Rolle.

Im hohen Mittelalter kursierten zahlreiche Volksmärchen über die Zauberkraft von Blut. In vielen Varianten erzählten diese Märchen davon, wie Juden Christenblut dazu gebrauchten, Saucen für Ostern zuzubereiten oder Matzen damit zu backen. Sie handelten von Juden, die das Herz von Christenkindern assen, und von Juden, die sich von ihren Sünden reinigten, indem sie sich mit Christenblut wuschen. Einige der Märchen sprachen von der Bedeutung von Christenblut für bestimmte religiöse Rituale, so zum Beispiel, dass die Juden es zur Kommunion am Sabbat benötigten. Einem anderen Genre dieser Märchen zufolge war das christliche Blut für die Juden ein Talisman gegen die Widrigkeiten des Alltagslebens. Es heilte Krankheiten, vor allem den Aussatz, es erleichterte die Geburt und liess die bei der Beschneidung entstehende Wunde schneller verheilen, es wirkte verjüngend, neutralisierte den Gestank der Juden und diente sogar als Aphrodisiakum.²³

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts, als die Verehrung der Eucharistie inniger wurde, richteten sich die Beschuldigungen wegen Hostienschändung auch gegen die Juden. Der erste grössere Fall ereignete sich 1290 in Paris; danach breiteten sich die Beschuldigungen zunächst zögernd, dann immer heftiger aus. Im Jahr 1298 war eine ganze Reihe fränkischer Städte davon betroffen: Röttingen (bei Rothenburg), Iphofen, Lauda, Weikersheim, Möckmühl und Würzburg.²⁴ Von Franken aus wanderte die Seuche donauabwärts und erfasste 1305 Korneuburg und 1306 St. Pölten, beides Orte in der Nähe von Wien.

Danach setzten die Beschuldigungen eine Zeitlang aus, bis sie 1338 mit voller Wucht erneut ausbrachen und in Pulkau nordwestlich von Wien und im bayerischen Deggendorf schwere Verwüstungen anrichteten. Dort überfielen am Sonntag, dem 30. September 1337 auf ein verabredetes, von der Sturmglocke gegebenes Zeichen die Einheimischen ihre jüdischen Nachbarn. Sie plünderten nicht nur ihre Habe und brannten ihre Häuser nieder, sondern erschlugen alle Frauen, Kinder und Männer.²⁵

Die Zerstörung suchte sich manchmal ihren eigenen Weg, und gelegentlich hatte es den Anschein, als folge ihr ein grausamer Jäger auf den Fersen, der noch schlimmeres Unheil brachte. Das galt für die Ereignisse in Franken, eine gefährliche Landschaft, wo die Macht in die Hände vieler Einzelner überging. 1298 stellte ein ortsansässiger Ritter oder wahrscheinlicher ein Metzger namens Rindfleisch ein Heer auf, um Juden abzuschlachten, und «verkündete, dass er vom Himmel selbst dazu ausersehen sei, [...] die schuldigen Juden vom Erdboden zu vertilgen».²⁶ Die Gesamtzahl der Juden, die von Rindfleisch, seinen bäuerlichen Anhängern und den Stadträten, die mit ihnen gemeinsame Sache machten, umgebracht wurden, lässt sich nicht mehr feststellen. In einer hebräischen Elegie, teils Frage, teils Bittgesang, lesen wir, «Einst brachte Abraham seinen einzigen Sohn zum Opfer», aber «Wieviele Tausende wurden dir jetzt zum Opfer dargebracht!»²⁷ Etwas prosaischer kam der christliche Chronist Gottfried von Ensmingen auf eine Schätzung von zehntausend getöteten Juden.²⁸ Die blühenden jüdischen Gemeinden Frankens wie Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Rothenburg ob der Tauber wurden schwer dezimiert, und viele kleinere Gemeinden wie Forchheim und Hollfeld sollten sich nie mehr erholen.²⁹ «Meine Violen soll zu einem Trauergesang und meine Flöte zur Stimme der Tränen werden», heisst es in einem anderen hebräischen Klagelied jener Zeit.³⁰

Die ersten fünfzig Jahre des vierzehnten Jahrhunderts erwiesen sich ähnlich wie unser vergangenes «verheerendes Jahrhundert als besonders zerstörerisch».³¹ Innerhalb einer Generation seit

den Morden unter der Führung Rindfleischs von 1298 und häufig in denselben Städten hielt ein neues Heer von Mördern Einzug, zunächst unter der Führung eines selbsternannten Königs namens ‚Armleederer‘, dann seiner Nachfolger. Mit Äxten, Hacken und Knüppeln in der Hand von einer Stadt zur nächsten und ermordeten die darin wohnenden Juden. Die Marodeure begannen zunächst in Franken, trieben ihr mörderisches Handwerk jedoch bald auch in Hessen, im Rheinland, entlang der Mosel und in Schwaben; danach im Elsass und in den Ländern Österreichs, Böhmens und Mährens.³² Sie bezeichneten sich selbst als «Juden-schläger», während sie die Juden von über hundert Gemeinden mit ihren primitiven Mordwerkzeugen totschiessen. Die Motive dieser Menschen sind unklar. Sie waren sowohl Bauern als auch Stadtleute. Der eine wollte Raubgut, der andere Rache, der dritte Abwechslung von seinem ermüdenden Tagwerk. Einiges spricht dafür, dass Adlige, die sich bei jüdischen Geldgebern verschuldet hatten, mitverantwortlich waren. Daneben verbreiteten sich Gerüchte und gefälschte Urkunden über Hostienschändung.³³ Und die Nacht war gerade erst hereingebrochen. «Denn es folgten bald die allertraurigsten Tage für die jüdischen Gemeinden in fast ganz Europa, soweit das Kreuz angebetet wurde», schrieb der grosse jüdische Historiker Heinrich Graetz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.³⁴

Den Mordtaten gingen Beschuldigungen voraus, die Juden hätten die Brunnen vergiftet und dadurch die grossen europäischen Pestepidemien verursacht. Zuerst wurden sie in Spanien geäussert, dann in Frankreich, danach in den grossen Städten des Heiligen Römischen Reiches, wo die Juden jetzt in immer grösserer Zahl umgebracht wurden. In Strassburg wurden 1349 innerhalb von sechs Tagen zweitausend Juden auf einem Friedhof zusammengetrieben, in eine an Ort und Stelle errichtete Scheune gepfercht und bei lebendigem Leibe verbrannt. Im März wurden jüdische Bürger in Worms überfallen, wo sie, um den Metzgerbeilen zu entgehen, ihre Häuser selbst in Brand steckten und mit ihrer gesamten Familie darin umkamen. Und sie wurden in der

grossen und seit Langem bestehenden Gemeinde in Mainz belagert, wo im August desselben Jahres sechstausend Juden in den Flammen ihrer selbst in Brand gesetzten Häuser umkamen, nachdem ein Teil von ihnen gegen das wütende Heer gekämpft und an die zweihundert Feinde getötet hatte.³⁵ Die Morde, die im November 1348 begannen, geschahen fast immer an Wochenenden und Feiertagen, als verwirrte und leichtgläubige Bauern, landlose Knechte, Wandergesellen und aufgebrachte Handwerker ihrer Wut freien Lauf liessen. In der Regel geschah das auf ein verabredetes Zeichen eingeweihter Stadträte und Feudalherren hin, die sich in ständigen Machtkämpfen befanden und auf den Besitz der Juden aus waren.³⁶ Das mehr geplante als spontane Ergebnis war ein unablässiges Morden in den vielen jüdischen Gemeinden Süddeutschlands wie Memmingen und Reutlingen, Haigerloch und Horb, Ravensburg und Messkirch, Speyer und Konstanz, aber auch in Städten wie Dresden, Braunschweig, Halle und Dortmund.³⁷ Mehr als dreihundert Gemeinden wurden in dieser Weise heimgesucht, wobei nur die Städte in jenen Gegenden verschont wurden, in denen der schwarze Tod weniger stark wütete. Für viele jüdische Familien war dies einfach das Ende, und die wenigen Überlebenden mögen an das Buch Hiob gedacht haben: «Wasser zerreibt Steine, seine Fluten schwemmen den Staub der Erde hinweg. So machst du die Hoffnung des Menschen zunichte.»³⁸

Der Eruch, der sich Mitte des 14. Jahrhunderts in der Geschichte der jüdischen Gemeinden Deutschlands vollzog, wurde auch im Strassenbild sichtbar. In Nürnberg liess der Magistrat ausser etlichen Häusern auch die Synagoge niederreißen. An ihrer Stelle wurde die Liebfrauenkirche errichtet und ein offener Markt angelegt (der Hauptmarkt, auf dem heute in der Vorweihnachtszeit alljährlich der Christkindlmarkt stattfindet). Die christlichen Stadtbewohner plünderten auch den jüdischen Friedhof und verwendeten die behauenen Steine für den Bau einer Wendeltreppe in der Laurentiuskirche.³⁹ Auch wenn später wieder in Städten wie Nürnberg Juden wohnten, kehrte keiner mehr in die

in Asche gelegten Strassenzüge und die blutbefleckten Heimatstädte der Väter zurück. Wir sind darüber unterrichtet, weil wir die Listen der Märtyrer mit den Familiennamen derjenigen vergleichen können, die eine Generation später für die Toten Opfergaben darbrachten. Es sind nicht dieselben Namen.⁴⁰ Die Juden, die dem Gemetzel entkamen, vor allem die Armen unter ihnen, wanderten fort und liessen sich schliesslich anderswo in einem der zahlreichen Fürstentümer oder einer freien Reichsstadt des deutschen Reiches nieder, wo sie sich vor Verfolgungen sicher glaubten.

Im Zuge dieser Wanderungen verlagerte sich der Siedlungsschwerpunkt der deutschen Juden von den alten rheinischen Städten im Westen nach Hessen und Franken sowie nach Südwesten in jene Kleinstaaten, die später das Elsass, Baden und die nördlichen Teile Württembergs bilden sollten.⁴¹ Im Lauf des nächsten Jahrhunderts wanderten viele Juden, vor allem die wohlhabenderen unter ihnen, auch in den Süden, nach Norditalien, und nach Osten in die gastfreundlicheren Länder Polen und Litauen.⁴² Das Gros fand jedoch seine Zuflucht auf dem Land und liess sich in einzelnen Familien in kleinen Dörfern nieder, die zumeist keine eigene Synagoge oder Schul hatten.

Doch wo immer sie hingingen, die Legende vom Ritualmord folgte ihnen auf den Fersen. Im 15. Jahrhundert, zur Zeit der ersten Hexenprozesse und der Scheiterhaufen der spanischen Inquisition lebte sie erneut auf.⁴³ Die lautwerdenden Beschuldigungen wirkten wie ein Barometer, an dem sich das Mass an Toleranz oder Verfolgungswut einer Gesellschaft ablesen lässt. Ebenso wie bei der Hexenverfolgung, deren Grundprinzipien 1486 in dem berühmt-berüchtigten *Malleus maleficarum* («Hexenhammer») niedergelegt wurden, erfuhren auch die Ritualmordbeschuldigungen gegenüber den Juden eine Systematisierung und Vereinheitlichung. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden die verschiedenen Stränge eines mystischen Glaubens nach und nach zu «eine[r] einzigen Diskursüberlieferung» (Hsia) zusammengeführt.⁴⁴ Diese Überlieferung manifestierte sich bei dem Ritual-

GESCHICHTE UND VORBILDER

mordprozess in Trient 1475, in dessen Verlauf die des Mordes an einem zweijährigen Knaben angeklagten Juden unter Folter das Verbrechen gestanden. Ihr Geständnis enthielt bereits zahlreiche standardisierte Antworten auf die Fragen, wie und warum, wann und an wem der unterstellte Ritualmord begangen wurde. Die zentralen Elemente dieser Geschichte waren Juden, die während des jüdischen Osterfestes kleine Christenknaben mordeten und deren Blut auffingen, um die Kreuzigung Christi zu reinszenieren.

Der Prozess von Trient stellte in der Geschichte der Ritualmordbeschuldigungen einen Wendepunkt dar. Er war paradigmatisch für die zunehmende Einschaltung der Gerichte in diese Fälle. Infolgedessen wurde die Formulierung der Beschuldigungen immer gleichförmiger, während gleichzeitig die unkontrollierten Auswirkungen der Beschuldigungen, die von ihnen ausgelösten Gemetzel, immer seltener wurden.⁴⁵ Trient war aber noch in einer anderen Hinsicht ein Wendepunkt. Unterstützt durch die Erfindung des Buchdrucks, gelangten die ‚Tatsachen‘ des Falls (in Chroniken, Druck- und Flugschriften) schneller an die Öffentlichkeit als je zuvor. Bislang der Stoff von Gerüchten und Geschichten aus zweiter und dritter Hand, wurden Blutmordbeschuldigungen jetzt zu einem Bestandteil des solideren Materials der gedruckten Geschichte.⁴⁶ Die enzyklopädische Nürnberger Chronik beispielsweise enthielt eine Geschichte, in der neun Juden einen christlichen Knaben namens Simon festhielten und aus seinem Penis Blut abliessen, das sie in einem Gefäss auffingen. Ein Holzstich unter den knapp zweitausend in dieser Chronik gab den Namen jedes Juden an, der angeblich an diesem Mord beteiligt war. Dennoch liess die Gesamtkomposition des Bildes keinen Zweifel daran, dass die Juden gemeinsam handelten, wobei jedem eine bestimmte Aufgabe zukam. Dieser eine Holzstich aus der Chronik wurde ebenso wie viele andere als billige Raubkopie nachgedruckt und erreichte im gesamten Heiligen Römischen Reich in Pfennigdruckschriften und auf Flugblättern ein breites Publikum.

Beschuldigungen wegen Hostienfrevls und Ritualmordes kamen während des ganzen 15. Jahrhunderts immer wieder auf, als

GESCHICHTE UND VORBILDER



Eine Darstellung des angeblichen Ritualmords
 an Simon von Trient im Jahre 1475

einzelne Städte und ganze Fürstentümer die Juden vertrieben, die in den Nachwehen der grossen Verfolgung in den Jahren nach der schwarzen Pest frühere Gemeinden neubelebt hatten. Köln vertrieb seine Juden 1424, Speyer 1435, Konstanz und Augsburg 1440, das Bistum Würzburg 1453, das Erzbistum Mainz 1470, Passau 1478, Nürnberg 1499, Brandenburg 1510 und Regensburg 1519. Wahrscheinlich mehr als jede andere christliche Phantasievorstellung von den Juden dienten die Ritualmord- und die Hostienfrevelbeschuldigung dazu, die Vertreibungen zu rechtfertigen.⁴⁷

I

Bald darauf trat eine Veränderung ein. Hatten die Ritualmordbeschuldigungen sich bislang auf die deutschsprachigen Länder Mitteleuropas beschränkt, so begannen sie sich jetzt nach Osten und bis zu einem gewissen Grad nach Süden auszubreiten – also in den eher katholischen Teilen Europas. Das lag zu einem Teil an den jüdischen Wanderungen des 14. und den Vertreibungen im 15. Jahrhundert. Es war aber auch eine unmittelbare Folge der Reformation. Martin Luther, den man kaum als einen Philosemiten bezeichnen kann, richtete heftige Angriffe gegen alle abergläubischen Vorstellungen, darunter auch die vom jüdischen Ritualmord. Daneben entzog er bestimmten theologischen Stützpfeilern das Fundament, insbesondere der katholischen Lehre von der Transsubstantiation, die Blutbeschuldigungen glaubhaft erscheinen liess. Wenn, wie Luther lehrte, der Wein das Blut und die Hostie den Leib Christi lediglich symbolisierten, dann fiel die logische Konstruktion, auf der der Ritualmordvorwurf beruhte – ein Ritual, bei dem wirkliche Körper und wirkliches Blut geopfert wurden –, in sich zusammen. Luther war nicht der erste, der die Lehre von der Transsubstantiation in Frage stellte. In seiner Kritik an der Verehrung der Eucharistie war John Wycliffe ihm um mehr als ein Jahrhundert vorausgegangen. Doch Luthers Kritik war grundsätzlicher.

Die Reformatoren untergruben auch die Machtstellung der katholischen Geistlichkeit, die ihrer Überzeugung nach Lügen in die Welt setzte und den Aberglauben schürte, um die eigene Bösartigkeit und Unfähigkeit zu verschleiern. Die erste substantielle Verteidigung von Juden in einem Ritualmordprozess wurde im Jahr 1540 verfasst und stammte von dem Theologen Andreas Osiander, der durch seine Veröffentlichung der Schriften Galileis Berühmtheit erlangte. Er griff die spätmittelalterliche Geistlichkeit an, weil sie die Ritualmordbeschuldigung anheizte, um die Christen «zum Narren zu halten und zu täuschen», und argumentierte schlüssig, dass schon das Alte Testament jegliches Blutvergiesen verboten habe: «Wer Menschenblut vergiesst, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden» (Genesis, 9:6).⁴⁸ Auch die Speisevorschriften untersagten es: «Allein esset das Fleisch nicht, das noch lebt in seinem Blut» (Genesis 9:4). Es gab aber noch weitere Gründe, das Vorkommen von Ritualmorden zu bezweifeln, zum Teil praktischer Art (wenn die Juden Blut brauchten, mussten sie dafür nicht zwangsläufig jemanden töten) und zum Teil in Verbindung mit der Fragwürdigkeit früherer Prozesse (in denen Geständnisse durch die Folter erzwungen wurden). Insgesamt führte Osiander zwanzig Gründe an, warum Juden keinen Ritualmord begehen konnten. Anschliessend nannte er zwölf Gründe, warum im vorliegenden Fall (ein angeblicher Ritualmord im ungarischen Pösing im Jahr 1529) Juden das Verbrechen unmöglich begangen haben konnten. Ausserdem gab er sieben Hinweise, wie man den wirklichen Mörder finden könne.⁴⁹

Die Abhandlung Osianders stellt ein herausragendes Beispiel dafür dar, wie die Reformation dazu beitrug, dass die Flut der Blutmordbeschuldigungen zurückging. Sie stand aber auch noch für eine weitere Entwicklung, die auf die Beziehungen zwischen Christen und Juden einen nachhaltigen Einfluss ausüben sollte: Sie signalisierte eine neue Generation von christlichen Gelehrten, zumeist Protestanten, die die hebräischen Texte lesen konnten. Diese Gelehrten veränderten tiefgreifend die Möglichkeiten einer Bibelexegese, und es gelang ihnen, die jüdischen Texte aus der

Hülle des Aberglaubens, die sie umgab, zu befreien. Im Verlauf dieses Prozesses verloren bestimmte Vorstellungen von den Juden, vor allem die Ritualmordbeschuldigung, zunehmend an Glaubwürdigkeit.⁵⁰

Im Zuge der Reformation wurde diese Beschuldigung in den deutschsprachigen Ländern, besonders in den protestantischen Teilen des Heiligen Römischen Reiches, immer seltener erhoben. Darüber hinaus wurden hier von den Stadträten Geständnisse nicht mehr durch die Folter erpresst. Infolgedessen wurden Juden auch nicht mehr wegen des angeblichen Ritualmorddelikts hingerichtet. Es gab jedoch vereinzelte protestantische Gelehrte, die die Legende weiterverbreiteten. Im Jahr 1700 verfasste beispielsweise Johann Andreas Eisenmenger, ein Professor für orientalische Sprachen an der Universität Heidelberg, ein übles Machwerk, in dem er behauptete, der Ritualmordvorwurf gegen die Juden sei berechtigt.

Eisenmengers zweibändiges Werk ist aufschlussreich – für eine Einschätzung der Verbreitung solch abergläubischer Vorstellungen über die Juden sowie für ein Verständnis des weiteren Schicksals dieser Vorstellungen innerhalb Europas. Auf über zwölfhundert Seiten dieser gewichtigen Bände diffamierte Eisenmenger die Juden und ihren Glauben. Doch obwohl er später eine traurige Berühmtheit erlangte, schien der Abschnitt über angebliche jüdische Ritualmorde vergleichsweise unbedeutend, da er nur aus sechs Seiten bestand und mit dem Eingeständnis eingeleitet wurde: «Man höret aber jetzige Zeit nichts mehr von solchen grausamen Thaten in Deutschland.» Zwar schrieb Eisenmenger den Rückgang der Ritualmordvorwürfe einer wirksamen Abschreckung durch Strafen zu, doch aus seiner Darstellung sprach eine ungewollte Ambivalenz. Aus gedruckten Quellen hatte er zwei Fälle aus dem Altertum ausgegraben, acht aus dem Hochmittelalter (Aragon 1250, London 1257, München 1282, Weissensee 1303, Prag 1305, München 1345, Trient 1475 und Regensburg 1486), drei aus dem 16. und zwei aus dem 17. Jahrhundert. Von den 15 Fällen teilte er nur von einem einzigen nähe-

re Einzelheiten mit: Trient. Für die Übrigen bezog er die meisten seiner Belege aus Berichten aus zweiter oder dritter Hand. Schliesslich und ziemlich ungewöhnlich schloss er den Abschnitt über angebliche jüdische Ritualmorde mit einer offenen Frage:

«Dieweil aber von vielen wackeren Auctoribus ist geschrieben worden / dass die Juden der Christen Blut brauchen / welche es mit Exempeln erwiesen haben; die von denselben getödtete Kinder auch meistens auff Ostern seynd umgebracht worden / so kann man dagegen muthmassen / dass nicht alles unwahr seyn müsse. Ich lasse es aber dahingestellet seyn / ob die Sache sich also verhalte / oder nicht.»⁵¹

Eisenmengers Skepsis entsprach dem Denken seiner Zeit. Im protestantischen Deutschland konnten Hirngespinnste von jüdischer Magie die Phantasie von gelehrten Köpfen immer weniger in Erregung versetzen.⁵²

Aber wie verhielt es sich mit der Vorstellungswelt der einfachen Leute? Eisenmenger nahm an, dass diese noch immer am alten Aberglauben festhielten. Davon war auch Johann Jacob Schudt überzeugt, dessen vierbändiges Werk *Jüdische Merkwürdigkeiten* eine reiche Quelle volkstümlicher Vorstellungen von und über Juden im frühen 18. Jahrhundert vor allem in Frankfurt am Main darstellte.⁵³ In diesem Werk berichtete er beispielsweise von einer Frau, die eine Schüssel mit Blut auf den Viehmarkt trug in der Hoffnung, es dort Juden als Menschenblut verkaufen zu können, oder von Menschen, die ihre Kinder aus den Augen verloren hatten und sogleich ins Judenviertel gingen, um dort nach ihnen zu suchen.⁵⁴ Im Unterschied zu Eisenmenger war Schudt jedoch bemüht, solche Phantasien zu zerstreuen, in denen er das Produkt abergläubischer Vorstellungen sah. «So gewiss und wahrhaftig nun ich meines Ortes versichert bin, dass Juden weder Christen-Blut essen oder trinken, noch in ihre Oster-kuchen backen, noch ihrer Gestanck mit vertreiben, noch die Geburt ihrer Gebährerinnen damit befördern, noch die Sterbenden damit bestreichen.»⁵⁵ Doch obwohl er gegen spezifische Beschuldigungen

Beschuldigungen argumentierte, vor allem wenn sie sich gegen ihm bekannte Juden richteten, liess Schudt die Möglichkeit offen, dass es tatsächlich Ritualmorde gegeben hatte, weil «davon über 1'300 Jahr so viele Scribenten glaubwürdige Nachricht geben».⁵⁶ In Frankfurt gab es sogar ein Bildnis, das dauerhaft an einen angeblichen Ritualmord erinnerte. Wer unter dem Brückenturm der Brücke von Sachsenhausen nach Frankfurt hindurchging, konnte ein Bild des Simon von Trient sehen, des in den Rang eines Märtyrers erhobenen Kindes, dessen blutüberströmter Körper von Nadeln durchbohrt war. Im Jahr 1609 baten die Juden Frankfurts darum, dass das Bild entfernt würde, doch die Stadtväter lehnten dies ab. 1678 wurde das Bild sogar restauriert und blieb noch fast ein ganzes Jahrhundert lang an seinem Platz, lange genug, dass noch der junge Goethe «das grosse Spott- und Schandgemälde» sah.⁵⁷ Es steht ausser Zweifel, dass das Gemälde, vielleicht aber auch ein Exemplar des Eisenmengerschen Werkes in der Bibliothek seines Vaters Goethes anfängliche Abneigung gegen das Judenviertel genährt hat. «Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte», schrieb er in *Dichtung und Wahrheit*. «Dabei schwebten die alten Märchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder [...] düster vor dem jungen Gemüt».⁵⁸ Obschon nicht mehr so verbreitet wie in früheren Jahrhunderten, starb die Ritualmordbeschuldigung im protestantischen Deutschland nicht einfach aus, sondern verharnte lediglich in Ruhestellung.

In den überwiegend katholischen Teilen Deutschlands hielt sich die Vorstellung vom Ritualmord der Juden bei den Gebildeten wie in der einfachen Bevölkerung etwas hartnäckiger, auch wenn ihre Wirkung allmählich nachliess. Im 17. Jahrhundert war das Ereignis, das in der Öffentlichkeit den stärksten Widerhall fand, bezeichnenderweise ein historischer Vorfall: der Mord an dem jungen Andreas Oxner von Rinn. Dieser hatte sich angeblich im Jahr 1462 ereignet, nachdem der Vater den Jungen an reisende Kaufleute verkauft hatte, die den Knaben anschliessend in einem Wald umbrachten. Anfangs fiel kein Verdacht auf die Juden, doch nach den Ereignissen in Trient 13 Jahre später nahm die Ge-



Simon von Trient am Frankfurter Brückenturm

schichte einen abergläubischen Inhalt an; in der Bevölkerung verbreitete sich die Vorstellung, die Juden hätten den Knaben auf dem ‚Judenstein‘ gefoltert, und um die Gebeine Oxners entstand ein Kult. Doch selbst diese kritische Version der Ereignisse, die sich genaueren Nachforschungen aus dem 19. Jahrhundert verdankt, lässt sich nicht mehr aufrechterhalten. Neuere Forschungen legen die Vermutung nahe, dass es einen Jungen namens Andreas Oxner vielleicht überhaupt nicht gegeben hat und das Jahr 1462 als Mordjahr aller Wahrscheinlichkeit nach eine Erfindung aus dem 17. Jahrhundert ist. Ein Arzt namens Hippolytus Guarinoni aus Hall in Tirol hatte von der Geschichte gehört und – ungeachtet ihrer Fragwürdigkeit – Belege gesammelt und veröffentlicht, die sie bestätigen sollten.⁵⁹ Einmal gedruckt, nahm die Legende eine neue Legitimität an. 1670 liessen die Einwohner von Rinn auf dem ‚Judenstein‘ eine Kirche bauen und nannten auch das

umliegende Dorf Judenstein. Daneben sammelten und veröffentlichten sie Dokumente, in denen die Folterung des Knaben in allen Einzelheiten geschildert wurde, und wandten sich an den Heiligen Stuhl, der den Wahrheitsgehalt der Geschichte bestätigen sollte. Die Kirche reagierte wie schon im Fall des Simon von Trient positiv. Im Jahr 1753 billigte Papst Benedikt XIV. einen religiösen Kultus zum Gedenken an Andreas von Rinn als Opfer eines jüdischen Ritualmords.⁶⁰

Die Legende vom Judenstein und ihre spätere Darstellung in einem Heiligenbild in der Kirche war kein vorübergehender Augenblick der Finsternis im Licht der christlichen Welt. Sie war im Gegenteil ein wichtiger Bestandteil einer katholischen religiösen Wiederbelebung, in deren Mittelpunkt die Faszination durch das Martyrium von Heiligen und die Unschuld von Kindern stand, erkennbar an der sich wandelnden ikonographischen Darstellung des Simon von Trient. Im 15. Jahrhundert stellten die Künstler den zweijährigen Knaben als einen kleinen Mann dar und betonten die Blutabnahme aus seinem Penis; später, in der Barockzeit, zeichneter sie ihn als ein engelhaftes Kleinkind, seine Sexualorgane verhüllt und die Stiche in seinem Leib an anderen Stellen.⁶¹ Das erneute Interesse an Ritualmord- und Hostienfrevelbeschuldigungen manifestierte sich auch in lokalen Akten der Konservierung. In Endingen in der Nähe von Freiburg wurde ein verblässendes Gemälde auf Holz, das die Ermordung einer christlichen Familie von Bettlern durch Juden im Jahr 1470 zeigte, 1614 restauriert.⁶² In den Jahren 1619 und 1722 erneuerten die Einwohner von Linz in Tirol den Stein, auf dem das Martyrium der vier Jahre alten Ursula dokumentiert war: «Anno Domini 1452 [...] das die Juden haben gemartert, und getodt am Charfreytag, und seit hie begraben».⁶³ In Pulkau in der Nähe von Wien hatte man an der Stelle eines angeblichen Hostienfrevels im Jahr 1338 eine Kapelle errichtet, und im 17. Jahrhundert frischen Maler das Fresko, das die Szene darstellte, wieder auf.⁶⁴ In Korneuburg wurden 1660 neue Bilder der angeblichen Hostienschändung aus dem Jahr 1298 gemalt, und in Deggendorf, 1338 ebenfalls

Schauplatz eines Gemetzels, das auf die Beschuldigung eines Hostienfrevels folgte, trugen die katholischen Einwohner bei Prozessionen eine Hostie, eine Schusterahle und die Nadel, die von den Juden benutzt worden sein soll, um die Hostie zu durchstechen.⁶⁵ 1732 wurde in der Grabkirche ein Fresko gemalt, auf dem «die Entdeckung der Hostie» dargestellt war. Der Text zu einer der Pilgerszenen lautete: «Die Juden werden von denen Christen aus rechtmässigem, gottgefälligem Eifer ermordert und ausgereutet. Gott gebe, dass von diesem Höllengeschmeiss unser Vaterland jederzeit befreit bliebe.»⁶⁶ Daneben gab es ein volkstümliches Lied, das ‚Deggendorfer Lied‘, in dem das Ereignis geschildert wurde. Bis zur Wende des 18. zum 19. Jahrhundert führten die Einwohner Deggendorfs zum Gedenken an das Ereignis ein Theaterspiel auf.⁶⁷

Das wiedererwachte Interesse an der Ritualmordbeschuldigung, seinerseits Teil einer umfassenderen religiösen Erneuerung, manifestierte sich auch in gedruckten Texten. Viele Ritualmordfälle aus dem Hoch- und Spätmittelalter – München 1285, Weissensee 1303, Überlingen 1331, Lienz 1442 –, wurden zwar in obskuren Chroniken und gelehrten Abhandlungen in lateinischer Sprache festgehalten, blieben jedoch lange Zeit unbeachtet. Als Katholiken im 17. Jahrhundert sich zunehmend lokaler Traditionen der Frömmigkeit annahmen, produzierten sie regionale Martyrologien wie Matthäus Raders *Bavaria Sancta*, die eine Fülle von detailreichen Holzschnitten enthielten und das Bild gepeinigter Kinder wiederbelebten, die ebenso gelitten hatten wie Christus am Kreuze. Solche Themen wurden auch in volkstümlichen Spielen jener Zeit wiederaufgegriffen, die einen wesentlichen Bestandteil der Kultur der Gegenreformation bildeten. Das ‚Endinger Judenspieh, dessen Aufführung erstmals für das Jahr 1610 schriftlich dokumentiert ist, war eine Inszenierung des ‚Ritualmords‘ von 1470. In dem Spiel bekennen Juden freimütig die rituelle Tötung einer Bettlerfamilie; danach geschehen Wunder, und die Juden finden den Tod auf dem Scheiterhaufen.⁶⁸ Aus der ganzen Umgebung strömten fromme Katholiken nach Endingen,

um das Spiel anzusehen, und das Grab der erschlagenen Familie wurde zu einem beliebten Wallfahrtsziel.⁶⁹ In Tirol erinnerte ein ähnliches Schauspiel an die Leiden von Andreas („Anderl“) Oxner aus Rinn. 1621 von einem Jesuiten verfasst, erfreute sich das Spiel grosser Beliebtheit und erlebte zahlreiche Aufführungen.⁷⁰

In dieser vielfältigen Weise – in Bildern, Spielen, Druckschriften und Gedenksteinen in Kapellen – formte die katholische Kultur die abergläubischen Vorstellungen der einfachen katholischen Bevölkerung. Es ist möglich, dass viele dieser Vorstellungen sich selbständig erhalten haben als Teil einer reichen, mündlich von einer Generation an die nächste weitergegebenen Kultur. Doch gleichzeitig erhielten sie auch frische Nahrung durch eine religiöse Erneuerungsbewegung innerhalb des Katholizismus, die versuchte, dem Leiden Christi und der Gemeinschaft der Heiligen eine besondere Unmittelbarkeit zu verleihen. Selbst nachdem die Kirche sich offiziell vom Ritualmordvorwurf distanziert hatte, wurde dieser von katholischen Geistlichen und Laien gleichermaßen immer wieder neu erfunden.

Im Lauf des 17. Jahrhunderts verlagerte sich jedoch die Hauptbühne für neue Ritualmordbeschuldigungen deutlich nach Osten, in der Hauptsache in die katholischen Territorien Polens, wo infolge mehrerer Vertreibungswellen aus dem Westen mittlerweile über ein Drittel der Juden auf der ganzen Welt lebte. In einer neueren Untersuchung über Ritualmordbeschuldigungen zwischen 1547 und 1787 zählte eine Gruppe von Wissenschaftlern allein in Polen 82 solche Beschuldigungen, auch wenn diese nicht in allen Fällen einen Gerichtsprozess nach sich zogen.⁷¹ Die Fälle häuften sich in bestimmten Gegenden, am auffälligsten in der Provinz Sandomierz in Galizien, kamen daneben aber auch in Orten vor, die bald zu Preussen gehören sollten: Bromberg (Bydgoszcz) 1713 und Posen (Poznan) 1736.⁷² Zwar gab es auch zeitliche Konzentrationen, doch wesentlich auffälliger ist die gleichmässige Verteilung von Fällen vom Ende des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts – eine Zeit, als es in anderen Teilen

Europas so aussehen konnte, als machten die Strahlen der Aufklärung Ritualmordbeschuldigungen zu einem Atavismus einer dunkleren Vergangenheit.

Im Unterschied zu den überaus zahlreichen Hexenbeschuldigungen hielten diese Vorwürfe jedoch bis in die Neuzeit an und hatten überall wo sie auftraten Zwistigkeiten, Feindschaft und Gewalt zur Folge. Und als sie in wachsender Zahl in Osteuropa vorgebracht wurden, nahmen sie erneut eine andere Färbung an. 1475 hatten die Ereignisse in Trient zu einer standardisierten Erzählung geführt, deren Kern darin bestand, dass Juden zur Pessachzeit Christenknaben töteten, weil sie deren Blut benötigten. Jetzt wurde die Geschichte dagegen wieder in den mannigfaltigsten Versionen erzählt. In einzelnen Fällen waren wieder junge Mädchen die Opfer – beispielsweise 1600 im polnischen Czechry und 1764 in Orcuta in Ungarn. In ihren unterschiedlichen Ausprägungen erschienen auch die wunderbaren und vielfältigen Eigenschaften des Blutes wieder als zentrales Motiv in den Beschuldigungen. In Szydlów hatten die Juden 1597 angeblich ihre Synagoge geweiht, indem sie sie mit dem Blut von Christenkindern bespritzten. In Sandomierz 1698 und in Michnow 1747 floss nach der Legende Blut aus der Wunde des Getöteten, als der Mörder sich dem Leichnam näherte. Die meisten Ritualmordbeschuldigungen wurden um die Zeit des Pessachfestes erhoben. Das 1600 in Czechry ‚geschächtete‘ Mädchen wurde im Mai ermordet; in einem anderen Fall in Sandomierz 1710 ging es um den Tod eines Kindes im August, und der Fall in Orcuta entzündete sich daran, dass ein zehnjähriger Junge «am 25. Juni ‚mit den Zeichen ritueller Ermordung‘ tot im Gehölz gefunden» wurde.⁷³

In Polen wie im katholischen Deutschland verlieh das gedruckte Wort der Ritualmordbeschuldigung bei der gebildeten Elite eine grössere Schärfe und unterstrich ihre allgemeine Anziehungskraft. Von den gegen die Juden veröffentlichten Flugschriften und Broschüren stammte die berühmteste, «Ein Kriminalfall von einem unschuldigen Kind», aus der gehässigen Feder des Abbé Stephan Zuchowski. Sie wurde 1713 veröffentlicht und

gab die Beschuldigungen wieder, die gegen die Juden von Sandomierz erhoben wurden. Man hatte diese damals zunächst gefoltert und anschliessend hingerichtet.⁷⁴ Mit sattsam bekannten Argumenten versuchte der Autor zu belegen, dass es zwölf Gründe gebe, warum die Juden Christenblut benötigten, in erster Linie weil sie die Christen und unter ihnen vor allem die Katholiken hassten. Gleich anderen Autoren vor ihm stützte Zuchowski sein Argument, indem er sich auf Autoritäten berief, insbesondere auf Eisenmenger, aber auch auf polnische und litauische Autoren. Daneben bediente er sich ausgiebig der Geschichte und führte, wie das Genre es jetzt erforderte, 80 Fälle von jüdischen Ritualmorden an, die sich in den vergangenen drei Jahrhunderten in Polen ereignet haben sollten.⁷⁵

Im Lauf des 18. Jahrhunderts verschlechterte sich die Lage der Juden in Polen. Um die Mitte des Jahrhunderts richteten sie eine verzweifelte Bitte an Papst Benedikt XIV., in ihrem Namen gegen die Ritualmordbeschuldigung einzuschreiten. «Im Verlaufe von 10 Jahren», hiess es dort, «wenn irgendwo Leichen von Christen zufällig gefunden wurden, [wurde] sofort ein Mord als ausgemacht angenommen und ohne Weiteres geglaubt, dass er von den Juden jener Gegenden für den erwähnten abergläubischen Zweck begangen worden sei.»⁷⁶ Der Vatikan leitete das Ersuchen an Kardinal Ganganelli weiter, der die jüngste Flut von Ritualmordbeschuldigungen in Polen untersuchte und sie alle für unbegründet befand. Unter Berufung auf ein von Ganganelli erstelltes Gutachten instruierte der neue Papst Klemens XIII. den polnischen Nuntius, der seinerseits den polnischen Premierminister unterrichtete, dass der Vatikan die gegen Juden in Polen erhobenen Ritualmordbeschuldigungen als nicht durch Tatsachen begründet ansehe.⁷⁷

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren diese Beschuldigungen in Polen zurückgegangen, zum Teil als Ergebnis der päpstlichen Ermahnungen dagegen und zum Teil, weil das polnische Parlament (der Sejm) 1776 die Folter als Mittel zur Erlangung von Geständnissen abgeschafft hatte. Von nun an brauchten

die Juden Polens keine phantastischen Geschichten mehr zu bestätigen, um sich und ihre Angehörigen vor einem schrecklichen Schicksal zu bewahren, zu dem noch vor nicht allzu langer Zeit das Abhacken von Händen und Füßen, das Abziehen der Haut in Streifen und das Verbrennen auf dem Scheiterhaufen gehört hatten.⁷⁸ «Wer kann die Asche der um des Glaubens Israels willen Verbrannten und um seinetwillen Gevierteilten zählen», fragte der Rabbi von Posen auf seinem Weg zum Galgen.⁷⁹

II

Fast zwei Jahrhunderte lang waren die deutschen Juden, von denen die meisten ein ruhiges, aber armseliges Leben auf dem Land führten, von grösseren, unmittelbar gegen sie gerichteten Ausbrüchen von Gewalt verschont worden. Nachdem sie den Dreissigjährigen Krieg unversehrt überlebt hatten als die Christen, in deren Mitte sie lebten, waren die Juden auch von den anschliessenden Katastrophen des von Krisen geschüttelten 17. Jahrhunderts weniger in Mitleidenschaft gezogen worden. Ausserdem endete die einzige grössere Judenverfolgung, der Fettmilchaufstand von 1614 in Frankfurt am Main, mit der triumphalen Rückkehr der Juden in ihre Wohnungen und Häuser in der Frankfurter Judengasse und der Hinrichtung des Bäckers, der die Unruhen angezettelt hatte. Zudem blieben die Unruhen auf Frankfurt beschränkt, und viele Juden fanden Zuflucht bei christlichen Familien. Für die deutschen Juden waren das 17. und das 18. Jahrhundert nicht die besten Zeiten, sie waren aber auch nicht die schlimmsten.

Nach dieser fast zweihundertjährigen Ruhepause tauchten zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Ritualmordbeschuldigungen wieder auf. 1819 wurde in Dormagen, einem Dorf zwischen Düsseldorf und Köln, ein zwölfjähriges Mädchen vermisst. Obwohl die Polizei noch keine Leiche gefunden hatte, beschuldigten die katholischen Einwohner die Juden, das Mädchen getötet zu haben. Am 14. Oktober 1819 schrieb der Ortschronist von Dormagen:

«Die Meinungen sind tausendfach. Die allgemein herrschende ist, dass Juden dieses Kind aufgefangen haben, weil sie zu Zeiten, einer alten Sage nach, Kristenblut haben müssen. Und da nun das Verschwinden des Kindes mit dem Laubhüttenfest-Ende zusammentraf, so finden sich allerhand Zeugen, welche bald den Juden Sekel mit dem Sack, bald den Juden Schimel um Mitternacht an Häusern lauernd gesehen haben wollen.»⁸⁰

Die Beschuldigungen erhielten ihre Nahrung auch aus dem bereits erwähnten ‚Werner Kult‘, der auf den Tod eines vierzehnjährigen Jungen im Jahr 1286 in Oberwesel zurückging, der damals ebenfalls den Juden angelastet wurde. Der Kult erfreute sich im Spätmittelalter grosser Beliebtheit, doch mit der Reformation begann diese zu verblassen. Dennoch verschwand er nicht vollständig – zum Teil, weil es eine eingewurzelte mündliche Tradition gab, und zum Teil aufgrund der Wirkung des gedruckten Wortes. In einem westfälischen Almanach von 1745 beispielsweise lautete der kalendarische Eintrag für Ostermontag, den 19. April, kurz und bündig «Werner». Anscheinend nahm der Verfasser an, dass auch die einfachen Leute wussten, dass der «gute Werner» vor langer Zeit blutdürstigen Juden in die Hände gefallen war.⁸¹ Das Bistum Trier, dessen Bischof die Legende nutzen wollte, weihte Werner in seinem eigenen Heiligenkalender zum ‚Diözesanheiligen‘. Etwa zu dieser Zeit renovierte die Gemeinde Oberwesel auch ein Relief, das den brutalen Mord an dem Knaben darstellte. Und bis zur Französischen Revolution gingen die Oberweseler jedes Jahr in einer Prozession zu Werners angeblichem Geburtsort Womrath mit.⁸² Ritualmordbeschuldigungen blieben demnach als eine Unterströmung im kollektiven Gedächtnis haften. Jetzt drangen sie wieder an die Oberfläche, als Dormagen für einige Zeit zu einem Wallfahrtsort für fromme Pilger wurde.⁸³

Die Ritualmordbeschuldigung trat zudem in einer Atmosphäre eines erbitterten Judenhasses auf. Nur zwei Monate vor dem Mord in Dormagen, im August 1819, breiteten sich innerhalb kurzer Zeit gewalttätige Unruhen, die sogenannten Hep-

Hep-Krawalle, von Würzburg über das fränkische Hinterland nach Frankfurt am Main, in die nordbadischen Städte und dann auf direktem Weg nach Hamburg, Danzig und bis hin nach Kopenhagen aus.⁸⁴ Diese Unruhen stellten den ersten überregionalen Ausbruch antisemitischer Gewalt in Deutschland seit dem Spätmittelalter dar. Sie brachen vor dem Hintergrund einer wirtschaftlichen Rezession und einer damit verbundenen Verarmung der Handwerker aus und machten die verbreitete Ablehnung einer beginnenden Judenemanzipation sichtbar. Dies äusserte sich unter anderem in der allgemeinen Unzufriedenheit darüber, dass die Juden in die Städte, aus denen man sie vertrieben hatte, zurückkehren durften.⁸⁵ Auch wenn man die Mordbeschuldigung in Dormagen in diesem Zusammenhang sehen muss, so entwickelte sie doch auch ihre gewalttätige Eigendynamik. Im benachbarten Hülchrath war in der Nacht zum 30. Oktober auf dem jüdischen Friedhof ein neu gesetzter Leichenstein zertrümmert worden, und am hellen Tag bewarf eine Rotte von 20-30 meist jungen Burschen die jüdische Schule mit Steinen und misshandelte zwei Juden, als diese die Schule verlassen wollten.⁸⁶ Das alles – die Wiederkehr der Ritualmordbeschuldigung und die Gewalt, von der sie begleitet war – bildete ein trauriges Überbleibsel einer Ära, die noch keineswegs wirklich vergangen war.

Fünfzehn Jahre später, diesmal in dem niederrheinischen Dorf Neuenhoven in der Nähe von Neuss, kam es zu einer erneuten Beschuldigung. Während die Vorwürfe im Wesentlichen die bekannten Elemente enthielten (Juden hätten einen sechsjährigen Jungen ermordet und sein Blut aufgefangen), traf die dadurch ausgelöste Gewalt die jüdischen Gemeinden der Gegend mit weitaus grösserer Wucht als in Dormagen. In der Nacht vom 20./21. Juli griff «ein zahlreicher Volkshaupe die Wohnungen zweier in Neuenhoven wohnenden Juden an», schrieb die *Elberfelder Zeitung*, «und verwüstete sie samt den darin befindlichen Mobilien und Waren fast gänzlich, während gleichzeitig zu Bedburdyk die dortige Synagoge erstürmt und ebenfalls ganz zerstört wurde».⁸⁷ Monatelang kam es unablässig in Stadt und Land auf der

linken Seite des Niederrheins zu Ausbrüchen antisemitischer Gewalt. Darüber hinaus ermutigte der Fall in Neuenhoven offenbar zu weiteren Denunziationen: in Willich im Kreis Krefeld wurden Juden 1835 erneut beschuldigt, Ritualmorde zu begehen, ebenso in Düsseldorf 1836 und erneut 1840.⁸⁸

Was an diesen Ereignissen besonders auffällt, ist der Kontrast zwischen der Welt volkstümlicher Religiosität, die noch erfüllt war von den Legenden mittelalterlicher Beschuldigungen, und der rationalen Reaktion der Behörden. In einem Erlass der Kgl. Ober-Prokuratur zu Düsseldorf vom 26. Juli 1834, zwei Wochen nach dem Mord von Neuenhoven, hiess es: «Die im Kreise Grevenbroich geschehene Ermordung eines Kindes christlicher Eltern hat einen aus der Barbarei längst vergangener Jahrhunderte hervorgegangenen Aberglauben geweckt», und «die gerichtliche Feststellung des Thatbestandes der Ermordung hat jeden Gedanken an die Wirklichkeit des albernen Märchens vollständig widerlegt».⁸⁹

Diese Erklärung markiert einen wichtigen Augenblick in der Geschichte der Ritualmordbeschuldigung – aufgeklärte Beamte waren der Überzeugung, dass sie per Dekret eine weniger abergläubische, informiertere öffentliche Sphäre formen könnten. Es war eine Zeit, in der die Vertreter des Staates zu glauben begannen, dass die aufkommende Macht der Bildung und des gedruckten Wortes solche Hirngespinnste wie das vom jüdischen Ritualmord, die die Phantasie der Bevölkerung gefangenhielten, ausrotten könnten. Und es bestand durchaus Grund zu Optimismus. In Deutschland kam eine wachsende Zahl von Männern und Frauen in den Genuss einer schulischen Bildung. Nach einer groben Schätzung konnten 1840 rund 40 Prozent aller Deutschen lesen, 1870 waren es bereits 75 und 1900 90 Prozent, so dass der Historiker Rolf Engelsing von einer wahren «Leserevolution» sprechen konnte.⁹⁰ Selbstverständlich haben sich nicht alle Lesekundigen in die Werke Goethes, Schillers und Lessings vertieft, doch viele lasen Zeitungen, Almanache und Groschenblätter. Wenn das neuerworbene Wissen leichter verbreitet und sich eine öffentliche Sphäre auf der Grundlage eines freien Austauschs

von Meinungen bilden würde – so die Hoffnung der Reformen im frühen 19. Jahrhundert –, dann würde auch der Glaube an Zaubererei und Wunder, Ungeheuer und Dämonen langsam, aber sicher verschwinden. Die «Entzauberung der Welt» (Max Weber) würde einen rationaleren Menschen hervorbringen.

Dennoch behauptete sich der Ritualmordglaube. Immer wieder wurden entsprechende Beschuldigungen erhoben: 1845 im bayerischen Schwaben, 1861 in Köln, 1873 im westfälischen Enniger, 1891 in Xanten – allesamt katholische Regionen. Aufgeklärte deutsche Liberale fanden das nicht verwunderlich. Seit den Jahren nach 1830 war es in den katholischen Regionen auf dem Land zu einer religiösen Wiederbelebung gekommen. Verstärkt durch soziale Spannungen zwischen Stadt und Land und durch einen politischen Konflikt um Mischehen sprach diese religiöse Strömung in einer zunehmend säkularisierten Zeit tiefe Bedürfnisse an, der Welt ihren Zauber zurückzugeben. Doch die deutschen Liberalen, selbsternannte Kämpfer gegen den Aberglauben, sahen darin das Gespenst einer Volksverdummung. Für sie bedeutete es den langen Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei; der fortschrittlichen Moderne gegen das rückschrittliche Mittelalter.⁹¹

Das gedruckte Wort sollte nach ihrer Überzeugung eine Waffe in ihrem Arsenal sein. Doch im Hinblick auf den Ritualmordvorwurf stellte sich dies wie bereits 1475 in Trient und 1710 in Sandomierz als ein zweischneidiges Schwert heraus. Druckerzeugnisse konnten von beiden Parteien in diesem Kampf für ihre Zwecke eingesetzt werden. Die Buchproduktion ist hierfür ein Beispiel. Im Deutschland des 19. Jahrhunderts kam es zu einem deutlichen Anstieg in der Veröffentlichung von Büchern zum Thema Blutbeschuldigung, wobei die meisten dieser Veröffentlichungen nach grösseren Fällen, die eine breite Diskussion auslösten – zuerst 1840 in Damaskus und erneut 1882 in Tisza-Eszlar in Ungarn –, gedruckt wurden. Zum Ende des Jahrhunderts gab es eine umfangreiche Literatur zur Frage des jüdischen Ritualmords, zu deren Autoren kleine Schreiberlinge ebenso gehörten

wie wohlmeinende protestantische Pastoren und Theologen in beiden Parteien des Streits. Die Auseinandersetzung beschränkte sich allerdings nicht auf Deutschland. Kritische und affirmative Bücher zu diesem Thema erschienen auch in Russisch, Hebräisch, Französisch, Jiddisch, Polnisch, Italienisch, Englisch, Ungarisch, Tschechisch, Holländisch und Neugriechisch. Darüber hinaus wurden vielfach auch grössere Werke übersetzt. Das bedeutendste Werk, *Efes Damim* («Kein Blut») von Isaak Baer Levinsohn, eine Verteidigung der Juden in Russland gegen die Ritualmordbeschuldigungen, wurde zuerst 1837 in Wilna publiziert und enthielt Texte in hebräischer, lateinischer, russischer und polnischer Sprache. Es wurde anschliessend ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt. Auf der Gegenseite der Debatte übersetzte man allerdings auch die Machwerke von August Rohling, eines betrügerischen Professors für katholische Theologie, der in Milwaukee, Münster und Prag gelehrt hatte. Ursprünglich in Deutschland von renommierten katholischen Verlagshäusern gedruckt, erschienen Rohlings Bücher auch in polnischer, tschechischer, ungarischer, holländischer, französischer und englischer Sprache.

Die im Lauf des 19. Jahrhunderts erschienenen Bücher zur Ritualmordbeschuldigung unterschieden sich sehr stark im Hinblick auf Fundiertheit, Stil und wissenschaftliche Strenge. Es kann nicht überraschen, dass Werke, die die Juden gegen die Blutmordbeschuldigung in Schutz nahmen, in der Regel in einem streng wissenschaftlichen Stil verfasst waren und sich an strikte Beweisregeln hielten. Hermann Leberecht Strack, Professor für evangelische Theologie in Berlin, dessen Werk *Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschen* (München 1892) noch immer die beste allgemeine Darstellung zu diesem Thema ist, widmete einen Grossteil seines wissenschaftlichen Lebens dem Nachweis – durch sorgfältige und kritische Lektüre der Quellen –, dass die Ritualmordbeschuldigung von Anfang an eine Täuschung und ihre modernen Vertreter nichts anderes als Schwindler in einem pseudowissenschaftlichen Gewand waren. Doch sein Stil war abschreckend, und seine Prosa erstickte häufig in unzäh-

ligen Zitaten, die er aneinanderreichte. Ebenso abschreckend, sogar für den gebildeten Leser, war das Buch von Moritz Stern *Urkundliche Beiträge über die Stellung der Päpste zu den Juden* (Kiel 1893). Es belegte, dass die Päpste des Hoch- und Spätmittelalters immer wieder die Ritualmordbeschuldigungen entschieden angeprangert haben. Doch Stern hatte darauf verzichtet, einige seiner Quellen zu übersetzen, und liess die Dokumente in lateinischer und italienischer Sprache für sich sprechen. Manche Autoren versuchten dagegen, ein breiteres Publikum zu erreichen. 1901 schrieb ein bayerischer Priester namens Friedrich Frank eine allgemeinverständliche Widerlegung der Ritualmordbeschuldigungen. Er stützte sich weitgehend auf das Buch von Strack, übernahm jedoch nicht dessen wissenschaftlichen Apparat und wies nach, dass die Beschuldigungen fast immer erfunden waren und dass ihnen in fast allen Fällen die katholische Kirche ebenso wie viele gelehrte Männer entgegengetreten waren.

Auf der anderen Seite hatten Autoren vom Schlage eines Rohling wesentlich weniger Hemmungen, wenn es darum ging, die Ritualmordbeschuldigungen zu popularisieren. Antisemitische Autoren ersparten sich nicht nur eine seriöse Quellenkritik; oft konnten sie nicht einmal Hebräisch lesen. Das galt für Ippolit Ljutostanskij, einen in Polen geborenen amtsenthobenen katholischen Priester, der nach Verbüßung einer Strafe wegen Vergewaltigung antisemitische Streitschriften verfasste, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Das gelang ihm eine Zeitlang in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, indem er sich als einen Talmudgelehrten ausgab, der zum Beten einen Gebetsmantel (Tallith) und Gebetsriemen (Tefillin) anlegte. Als er jedoch vom Herausgeber einer hebräischen Zeitung vor Gericht gebracht wurde, stellte sich heraus, dass er kein Hebräisch lesen und nicht einmal das hebräische Alphabet entziffern konnte.⁹² Bei anderen Autoren lag der Fall nicht so krass, doch August Rohling, zweifellos die meistgelesene und -zitierte antisemitische ‚Autorität‘ auf dem Gebiet des Ritualmords, entzog sich einer ähnlichen öffentlichen Herausforderung durch einen jungen Rabbi aus Gali-

zien namens Joseph Bloch. Wenn Rohling in der Lage sein sollte, eine zufällig ausgewählte Seite aus der Thora vor einem öffentlichen Forum zu übersetzen, würde Bloch ihm die ansehnliche Summe von 3'000 österreichischen Gulden aushändigen. Rohling wollte sich jedoch einer solchen öffentlichen Blossstellung nicht aussetzen.⁹³ Im Verlauf des Disputs wurde auch offenbar, dass Rohling den grössten Teil seiner Übersetzungen in seinem Buch *Der Talmudjude* aus Eisenmengers *Das entdeckte Judentum* abgeschrieben hatte.⁹⁴

Antisemitische Autoren bedienten sich auch skrupellos bei der schriftlich überlieferten Geschichte als Beweis für den Wahrheitsgehalt des Ritualmordvorwurfs. In der Regel veröffentlichten sie lange Listen historischer Fälle, ergänzt durch die Texte jüdischer ‚Geständnisse‘. Bereits Eisenmenger hatte 1700 ein solches Verzeichnis erstellt; zwar enthielt es nur 15 Fälle, doch versicherte er seinen Lesern, die wirkliche Zahl sei weit höher. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war die Liste beträchtlich erweitert worden. 1866 stoppelte Konstantin Ritter Cholewa de Pawlikowski, ein österreichischer Antisemit, in seinem Buch *Der Thalmud in der Theorie und Praxis* eine Liste von 73 ‚Menschenopfern‘ zwischen 169 v. Chr. und 1860 zusammen.⁹⁵ Nach dem Erscheinen dieses Buchs wurde die erweiterte Liste von zahlreichen Autoren einfach übernommen. Rohling stützte sich 1870 auf einen Grossteil von Pawlikowskis Material, ebenso Henri Desportes, ein französischer Priester, dessen 1889 erstmals erschienenes Buch *Le mystère du sang chez les Juifs de tous les temps* («Geheimnis des Blutes unter den Juden aller Zeiten») fast 200 Seiten auf die Aufzählung und Schilderung von mindestens hundert Ritualmorden verwendete, die angeblich seit dem 12. Jahrhundert begangen worden waren.⁹⁶ Für Leser mit antisemitischen Neigungen verstärkten diese Listen zweifellos den Glauben an den Ritualmord. Denn selbst wenn jemand einige dieser Fälle als zweifelhaft erklärte, so «bewiesen» doch die übrigen, dass sie keineswegs einer Phantasie entsprungen waren.

Es ist überaus schwierig, die Verbreitung solcher Werke einzuschätzen. Einige, wie die von Rohling, erlebten zahlreiche

Auflagen in mehreren Sprachen und erreichten, wie auch Rohlings Kritiker zugestehen mussten, ein breites Publikum. Joseph Bloch zum Beispiel konzidierte, Rohlings Werk habe den Talmud zu einem «Gesprächsstoff aller» gemacht: «im Kaffeehaus, beim Biertisch, in der Kneipe, in den Vereinsitzungen und Volksversammlungen», und Druckschriften von Befürwortern und Gegnern seien «bis in die verfallenen Hütten des Arbeiters kolportiert» worden.⁹⁷ Was den Bewohnern dieser ‚verfallenen Hütten‘ in Erinnerung geblieben ist, kann man nur vermuten: vielleicht Rohlings Behauptung, im Talmud würden Christen als Hunde und Esel bezeichnet, oder vielleicht seine ebenso bertichtigte Verleumdung, die Kabbala fordere das Schächten christlicher Jungfrauen.

III

Die Gewalt war in grossen Wellen angebrandet, wobei das unstete Klima der Kreuzzüge und das Aufkommen der Verehrung der Eucharistie die ersten schweren Fluten ausgelöst hatten, die über die ältesten jüdischen Gemeinden Europas hinweggerollt waren. Dass diese Gewalt etwas Neuartiges war, können wir aus den Klagen des Nürnberger Dichters Mose b. Eleasar Hakohen schliessen, der um 1300 seine Hoffnung zum Ausdruck brachte, dass die Rindfleisch-Massaker von 1298 «den grausamen Schlussakt des an Verfolgungen überreichen 5. Jahrtausends» bilden würden.⁹⁸ Das christliche Jahr 1298 war das jüdische Jahr 5'000, und wie wir wissen, erfüllte sich diese Hoffnung Hakohens nicht. Bereits das 14. Jahrhundert des christlichen Kalenders hatte noch schlimmere Katastrophen gebracht sowie einen dauerhaften Bruch in der Zivilisation des deutschen Judentums. In den folgenden drei Jahrhunderten waren die Gewaltausbrüche weniger heftig, erfolgten jedoch mehrfach, zumal in Polen, wo jetzt die meisten Juden lebten. Es folgte eine Periode relativer Ruhe, gekennzeichnet durch die Hoffnung der Aufklärung und die Verheissung der Emanzipation. Dennoch gab es düstere Vorzeichen: die Hep-Hep-Krawalle von 1819, die um sich greifende Gewalt

der Revolutionen von 1830 und 1848 und kleinere Erschütterungen dazwischen.⁹⁹ Die See wurde immer unruhiger.

1881 brach der Sturm los; in diesem Punkt herrscht unter Historikern Einmütigkeit. «Das Jahr 1881 markiert einen Wendepunkt in der Geschichte der Juden, der ebenso entscheidend war wie der im Jahr 70 n. Chr., als die Legionen des Titus den Tempel in Jerusalem niederbrannten, oder 1492, als Ferdinand und Isabella die Vertreibung aus Spanien verfügten», schreibt Irving Howe.¹⁰⁰ «Wenn 1933 und die Jahre unmittelbar danach den Gipfel der Agonie der europäischen Juden bezeichnen», hat unlängst der Historiker David Vital behauptet, «dann markiert 1881 den ersten grossen Meilenstein auf dem Weg dorthin.»¹⁰¹

Dieses Jahr erlebte den schlimmsten Ausbruch antijüdischer Gewalt in der Geschichte der Neuzeit vor dem 20. Jahrhundert. Ausgehend von der Gebietshauptstadt Jelisawetgrad (heute Kirowograd) in der Ukraine in der Osterwoche, breiteten die Unruhen sich sehr schnell aus, da die Regierung nicht mit der nötigen Entschlossenheit reagierte und aufgebrachte Bauern und Arbeiter auf Strassen, Schienen und Flüssen von den Grossstädten in die Kleinstädte und Dörfer überall auf dem Land strömten. Es war ein neuzeitlich geprägtes Massaker: städtisch in seinem Ursprung, von einer Weltanschauung angetrieben, von der Presse geschürt und von Politikern aus der Ferne begünstigt. Unorganisiert blieb die eigentliche Gewalt jedoch eher spontan als geplant.

Die Pogrome brachen vor dem Hintergrund politischer Ereignisse aus, die die Bevölkerung zum Handeln provozierten. Überall in Mittel- und Osteuropa führte das Einsetzen einer schweren Wirtschaftsdepression 1879 in Verbindung mit einer Reihe politischer Neuorientierungen zu einem Verfall des liberalen Einflusses in den Regierungsinstitutionen. Im russischen Reich war dieser Vorgang besonders abrupt. Am 13. März 1881 fiel der liberale Zar Alexander II., den Benjamin Disraeli als den «gütigsten Fürsten, der je über Russland herrschte» bezeichnet hatte, einem Attentat zum Opfer.¹⁰² Sein Thronerbe, Alexander III., zog die Zügel der autokratischen Herrschaft straffer, liess sich von seinem

GESCHICHTE UND VORBILDER

der Mystik zuneigenden Oberprokurator des Heiligen Synods, Konstantin Pobedonoszew, beraten und verfolgte eine Politik der «Orthodoxie, Autokratie und Nationalität». Das signalisierte zweifellos eine Wende zum Schlechteren. Dennoch war es im Gegensatz zu dem, was viele Historiker bereitwillig zu glauben schienen, nicht die Regierung, welche die Gewalt schürte. Sie reagierte allerdings so langsam, dass diejenigen, die mit Säbeln und Knüppeln über die Juden herfielen, glauben konnten, der Zar betrachte ihr grausames Treiben mit Zustimmung. Bis Ende 1881 hatte es Schätzungen zufolge 259 selbständige Pogrome gegeben; sie hatten Zehntausende Juden obdachlos gemacht, Schäden in Höhe von mehreren Millionen Rubel verursacht und waren mit alarmierenden körperlichen Angriffen verbunden, bei denen Juden misshandelt, zu Krüppeln gemacht und getötet und jüdische Frauen vergewaltigt wurden.¹⁰³ Ebenso wie die mittelalterlichen Massaker von Rindfleisch und Armleder hinterliessen die Pogrome in Russland ein Trauma, und eine ausgedehnte jüdische Gemeinde sah sich vor der Frage, welchen Ort auf Erden sie noch ihre Heimat nennen konnte.

Weitere Pogrome, zum Teil in Verbindung mit Ritualmordbeschuldigungen, folgten in den Jahren 1903, 1905, 1906 und 1911. Diese Pogrome und die sich verschlechternde Lage der russischen Juden überhaupt lösten zudem einen ständig wachsenden Strom von Auswanderern aus, der bei dem Dambruch von 1881 von einem dünnen Rinnsal zu einem reissenden Sturzbach anschwellte: Nach rund 40'000 jüdischen Auswanderern in den Jahren nach 1870 waren es in dem Jahrzehnt nach 1881 bereits 135'000 und in den zwanzig Jahren danach fast eine Million. Es war die grösste Wanderungsbewegung in der jüdischen Geschichte, da mehr als ein Drittel der Juden Osteuropas «das Land, das den Staub ihrer Vorfahren enthielt», verliessen und in die Neue Welt gingen.¹⁰⁴

Die Gewalt breitete sich weit nach Westen aus, bis nach Ungarn, Galizien, Westpreussen und Pommern, wo 1881 in Neustettin ein den Juden in die Schuhe geschobener Synagogenbrand den einzigen weiteren Ausbruch antisemitischer Unruhen in Deutsch-

GESCHICHTE UND VORBILDER

land im späten 19. Jahrhundert zur Folge hatte, der mit den Tumulten in Konitz 1900 vergleichbar war. Die von dem Synagogenbrand ausgelösten Krawalle brachen in einer nicht allzu entfernten Region aus wie die von 1900 in Konitz, und von ihnen wurden viele derselben Städte erfasst, nicht zuletzt Konitz selbst.¹⁰⁵ In ganz Europa nahm auch die Zahl der Ritualmordbeschuldigungen zu. Zu einem solchen Fall kam es beispielsweise im Frühjahr 1882 in der Stadt Tisza-Eszlar im nordöstlichen Ungarn. Ebenso wie das Russische und das Deutsche Reich hatte auch Österreich-Ungarn einen abrupten politischen Wandel erfahren, bewirkt durch eine sich verschärfende wirtschaftliche Depression und entflammte nationale Leidenschaften. Diese Umstände erklären vielleicht die Atmosphäre der Unsicherheit, die den Fall eines vermissten christlichen Dienstmädchens namens Esther Solymosi umgab. Unter dem Druck der Stimmung in der Bevölkerung verhaftete die ungarische Polizei mehrere jüdische Bürger, obwohl sie kaum etwas gegen sie in der Hand hatte, bis ein dreizehnjähriger Junge seinen Vater belastete und behauptete, er habe gesehen, wie dieser an der rituellen Tötung in der Synagoge teilgenommen habe. Der Prozess, der im Sommer 1882 stattfand, gipfelte in einer Gegenüberstellung von Vater und Sohn. «Ich möchte kein Jude mehr sein!» sagte der Sohn. «Wird es Dir nicht leid tun, wenn sie mich hängen?» fragte der Vater zurück.¹⁰⁶ Die erregten Zuschauer jubelten bei jedem Wort des Sohnes, doch die Polizei stellte später fest, dass der Sohn das Behauptete gar nicht hatte sehen können, und die 15 angeklagten Juden von Tisza-Eszlar wurden freigesprochen.

Den Juden Ungarns erschien der Freispruch wie der Sieg der Wahrheit über die «Schattenbilder der düstersten Jahrhunderte».¹⁰⁷ Dennoch erwiesen sich diese Phantome als hartnäckig, nicht zuletzt auch in Deutschland. Am 22. Januar 1884 fand man in der Kleinstadt Skurz, etwa 80 Kilometer östlich von Konitz, einen vierzehnjährigen Jungen unbekleidet mit durchschnitteter Kehle, mit mehreren Schnitten im Gesicht, die Gliedmassen vom

Körper getrennt, die Beine am Knie säuberlich durchschnitten, die Eingeweide herausgerissen und alle Körperteile blutleer.¹⁰⁸

«Die Juden haben den Mord begangen, um an den Osterfeiertagen Christenblut zu haben», glaubten die guten Menschen von Skurz, einem Ort von etwa 2'000 Einwohnern, die meisten von ihnen deutsche und polnische Katholiken.¹⁰⁹ Ein Arbeiter namens Mankowski behauptete gegenüber der Polizei, er habe am Morgen des 22. Januar einen armen jüdischen Metzger und Lumpenhändler namens Hermann Josefsohn in der Nähe des Fundorts der Leiche Weggehen sehen. Wie in einer Vorwegnahme der Ereignisse in Konitz verhaftete die Polizei Josefsohn, nachdem Mankowitz angegeben hatte, er habe gesehen, wie dieser «einen schweren Sack auf dem Rücken trug [...] An der unteren Ecke sei jedoch ein runder Gegenstand, der wie ein Menschenkopf aussah, bemerkbar gewesen.»¹¹⁰

Die Polizei verhaftete ausserdem zwei weitere Juden, den 65-jährigen «wohlbegüterten» Kaufmann Bloos und dessen Sohn.¹¹¹ Ein Zeuge wollte einen Tumult im Haus des Kaufmanns beobachtet haben, in dem sich angeblich viele Juden versammelt hatten. Der Zeuge hörte, wie jemand mit «einer Judenstimme» den später Ermordeten hereingerufen habe, und die beiden anderen Zeugen bestätigten diese Geschichte und reicherten sie mit weiteren Details an. Frau Reimann, eine Witwe, die im selben Haus wie Bloos wohnte, gab an, sie habe Lärm gehört und anschliessend aus dem Ziegenstall ein Geräusch, als sei etwas zu Boden gefallen. Weitere Ausschmückungen erfuhr die Geschichte durch das Dienstmädchen Katharina Kowalewska. Sie war gegen vier Uhr morgens nach Hause gekommen und wollte Frau Reimann besuchen, als sie aus der Wohnung ihres Dienstherrn ein Geräusch von zerbrechendem Glas hörte. Am folgenden Tag behauptete ein katholischer Schlachter namens Josef Behrend, das Blut in dem Topf, der sich im Besitz von Bloos befand, sei das Blut des ermordeten Jungen.¹¹²

Eine genauere Untersuchung ergab jedoch, dass es sich um Ochsenblut handelte. Bloos und sein Sohn wurden freigelassen,

ebenso Hermann Josefsohn. Doch Josefsohn, der im Gefängnis mehrere Monate auf seinen Prozess gewartet hatte, konnte nicht nach Hause zurückkehren, «ohne sich der Gefahr auszusetzen, todtgeschlagen zu werden».¹¹³ Im Mai 1884 war die Stimmung in Skurz in der Tat unheilschwanger, und die Ortspolizei, die Unruhen befürchtete, forderte Verstärkung an. Inzwischen hatte der Polizeikommissar aus Berlin, der das Verbrechen aufklären sollte, die beiden Zeugen, die angeblich gesehen hatten, wie Josefsohn einen Sack wegtrug, wegen Meineids und einen anderen wegen Mordes an dem vierzehnjährigen Jungen angeklagt. Dieser Mann war der katholische Schlachter Josef Behrend.

Der Fall kam Ende April 1885 vor ein Gericht in Danzig, wo zwölf Geschworene – sechs Katholiken und sechs Protestanten – das Urteil fällen sollten. Die Berliner Polizei glaubte, sie habe den Täter gefunden. Mankowski, der ausgesagt hatte, er habe gesehen, wie der jüdische Schlachter Hermann Josefsohn in der Nähe des Tatorts einen Sack weggetragen habe, gab zu, dass er die Unwahrheit gesagt hatte. Tatsächlich habe er Josef Behrend gesehen. Die Beweise, die für Behrend als Täter sprachen, schienen erdrückend. Doch im Zeugenstand zog Mankowski seine Aussage wieder zurück und sagte, er sei nicht mehr sicher, ob er den christlichen oder den jüdischen Schlachter mit einem Sack auf dem Rücken in der Nähe des Tatorts gesehen habe. Auf der Grundlage dieser widersprüchlichen Aussagen zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück. Die sechs katholischen Geschworenen plädierten für nicht schuldig, die übrigen für schuldig.¹¹⁴ Da die Prozessordnung im Fall einer Stimmengleichheit einen Freispruch vorsah, lautete der Spruch der Geschworenen auf «nicht schuldig». Nach dem Prozess geriet Behrend in Not und musste auf der Strasse betteln. Die in Berlin beheimatete Antisemiten-Liga sammelte sogar Geld für ihn.¹¹⁵ Das half ihm anscheinend auch nicht weiter, denn bald darauf wanderte Behrend nach Minnesota aus, wo das Gerücht aufkam, er habe auf dem Totenbett sein Verbrechen bekannt.¹¹⁶

Diese Fälle aus den Jahren nach 1880 machten die anhaltende emotionale Empfänglichkeit für die Ritualmordbeschuldigung

GESCHICHTE UND VORBILDER

deutlich. Sie enthüllten auch, dass das antisemitische Ritual – zunächst die Äusserung eines generellen Verdachts, dann der Übergang zu einer spezifischen Beschuldigung und schliesslich gewalttätige Ausschreitungen gegen die Juden – nicht erst geprobt werden musste. Die «Wege des Bewusstseins» (Mannheim) waren schon viele Male zuvor «ausgefahren» worden.¹¹⁷ Statt an Zahl und Heftigkeit abzunehmen, vervielfachten sich die Beschuldigungen.

In seinem zweimonatlich erscheinenden Mitteilungsblatt führte der Verein zur Abwehr des Antisemitismus mit Sitz in Berlin 79 Fälle auf, in denen in Europa zwischen 1891 und 1900 Ritualmordbeschuldigungen erhoben wurden. Tatsächlich lag die Zahl dieser Beschuldigungen noch höher, doch manche wurden allzu offensichtlich von antisemitischen Politikern in die Welt gesetzt. Andererseits wurden nicht alle Fälle angezeigt, und über manche wurde nur in kleinen Lokalblättchen berichtet, so dass sie nicht erfasst wurden. Dennoch stellt die Liste des Vereins die umfassendste Erhebung dar, die uns für eine Zehnjahresperiode zur Verfügung steht. Das Muster, das sich ergibt, wenn wir die Beschuldigungen in ihrer Gesamtheit betrachten, ist aufschlussreich.

Die Beschuldigungen erfolgten überall in Europa, in ihrer grossen Mehrzahl jedoch östlich des Rheins: 36 in Österreich-Ungarn (davon 13 in Ungarn, 8 in Böhmen, 6 in Mähren, 6 im eigentlichen Österreich und 3 in Galizien), 15 in Deutschland, 11 in Bulgarien, 5 in Russland, 2 in Rumänien und jeweils eine in Serbien und Frankreich. Von den 79 Beschuldigungen arteten 14 in mehr oder weniger gewalttätige Ausschreitungen gegen Juden aus. In über der Hälfte der Fälle wurden gegen einzelne Juden konkrete Beschuldigungen vorgebracht, während es sonst einfach hiess: «Das waren die Juden.» Sofern die Beschuldigungen nicht anonym geäussert wurden, kamen sie von Menschen aus bescheidenen Verhältnissen, allerdings nur selten von Bauern. Unter den namentlich bekannten Beschuldigten waren acht Dienstmädchen, sieben waren Mütter der Opfer und eine war die Grossmutter. Daneben gab es zwei Lehrlinge, zwei Bauern, zwei Bettler, einen

Arbeiter, eine Ordensschwester, einen Soldaten, einen Vater eines vermissten Kindes sowie drei junge Mädchen und zwei junge Burschen. Kein einziger Beschuldiger gehörte dem gehobenen Bürgertum an (mit Ausnahme eines Anwalts in Vertretung seiner Mandantin). In sechs Fällen kam die Beschuldigung unmittelbar von einer antisemitischen Tageszeitung. Dagegen gehörten die beschuldigten Juden in der Regel den gehobenen gesellschaftlichen Schichten an. Im Allgemeinen waren sie Kaufleute (sofern sie nicht Schlachter waren) und zu einem überproportionalen Anteil Dienstherrn, die ein christliches Dienstmädchen beschäftigten.

Die Beziehung zwischen einem christlichen Dienstmädchen und ihrem jüdischen Dienstherrn bildet ein wichtiges Motiv in den Ritualmordbeschuldigungen um die Jahrhundertwende, da viele Geschichten von den Mädchen selbst stammten. So hörte beispielsweise an Ostern 1894 in der böhmischen Stadt Lobositz an der Elbe ein Dienstmädchen namens Maria Lincha aus dem Dorf Wottitz angeblich, wie ihr Herr und dessen Bruder heimlich verabredeten, sie rituell zu töten. Sie habe sogar das Gefäss gesehen, das diese gebrauchen wollten, um ihr Blut aufzufangen. Weitere Ermittlungen ergaben, dass andere Frauen ihr Geschichten von einem ähnlichen Fall erzählt hatten, der sich im Vorjahr an Ostern in der nahe gelegenen Stadt Kolin ereignet hatte, wo man die Leiche eines Dienstmädchens in der Elbe gefunden hatte. Das Mädchen, Marie Havlin, hatte Selbstmord begangen, doch eine tschechische antisemitische Tageszeitung behauptete, sie habe Stichwunden am Körper gehabt; in dicken Schlagzeilen beschuldigte das Blatt den Herrn des Dienstmädchens, er habe sie wegen ihres Blutes getötet.¹¹⁸ Desgleichen verbreiteten 1896 in Mährisch-Trübau zwei Dienstmädchen das Gerücht, dem bald durch seine gedruckte Wiedergabe eine grössere Glaubhaftigkeit verliehen wurde, der jüdische Kaufmann Moritz Moller habe seinem früheren Dienstmädchen, einer Philomena Waclawek, Blut abgenommen, indem er des Nachts Nadeln in ihre Arm- und Beingelenke gestochen habe. Die Beschuldigung erwies sich je-

doch als völlig haltlos, und Waclawek musste für drei Monate wegen Verleumdung ins Gefängnis.¹¹⁹ Geschichten dieser Art nahmen auch in Deutschland überhand. Im oberschlesischen Schoppnitz beschuldigte 1898 ein Dienstmädchen ihren jüdischen Herrn, er habe ihr, während sie schlief, die Brust aufgeschlitzt. Die mit der Ermittlung beauftragten Polizeibeamten erklärten die Geschichte zu einer Erfindung und stellten das Verfahren ein.¹²⁰

Historiker müssen solche eingebildeten Geschichten jedoch ernst nehmen, weil sie Einblicke in die Mentalität von Menschen ermöglichen, die sonst kaum dokumentierte Spuren hinterlassen. Dienstmädchen kamen in der Regel aus einfachsten Verhältnissen, waren in einem Dorf oder auf dem Land aufgewachsen und hatten gewöhnlich die Volksschule überhaupt nicht oder nur sporadisch besucht. Als christliche Dienstmädchen lebten und arbeiteten sie in enger Gemeinschaft mit Juden, die zumeist dem mittleren oder gehobenen Bürgertum angehörten, im Allgemeinen in einer mittleren oder grösseren Stadt aufgewachsen waren und in aller Regel über eine bessere Schulbildung verfügten als ihre Bediensteten. Möglicherweise war es für die Mädchen das erste Mal, dass sie weg von zu Hause waren, und es war ihre erste nähere Bekanntschaft mit Angehörigen einer anderen religiösen Gruppe. Ausserdem lassen die Beschuldigungen erkennen, dass die Angst vor Männern und vielleicht vor einer Vergewaltigung (etwas, das in solchen Beziehungen zwischen Herr und Dienstmädchen immer wieder vorkam) zumindest einigen der Beschuldigungen, in denen von einer Verstümmelung die Rede war, einen gewissen emotionalen Nachdruck verliehen hatte.

Doch die Dienstmädchen standen mit ihren Befürchtungen nicht allein da. Diese wurden häufig bestätigt durch Gerüchte unter Freundinnen und die Propaganda antisemitischer Zeitungen. So kehrte in dem ungarischen Dorf Szenice im Juni 1894 eine junge Waschfrau nicht mehr zurück, nachdem sie bei der jüdischen Familie Keszler Wäsche abgeliefert hatte. Sogleich dachten die Einheimischen an einen Ritualmord. Ein anderes Mädchen behauptete, sie habe mehrere Rabbis und einen Schächter gesehen, die im Haus der Familie Keszler zusammengekommen

seien. Später stellte sich heraus, dass das vermisste Mädchen während einer plötzlichen Überschwemmung in einen Fluss gestürzt und ertrunken war.¹²¹ Gerüchte dieser Art wurden auch in Zeitungen verbreitet. In Wien führte zur Zeit des Pessachfestes 1897 das antisemitische *Deutsche Volksblatt* die Namen von vier Dienstmädchen auf, die in jüdischen Haushalten gedient hatten und jetzt angeblich vermisst waren. In allen vier Fällen war es einfach, ihren Aufenthalt festzustellen.¹²² Dennoch brachte das Blatt nie eine Richtigstellung, und die Gerüchte, einmal unter das Volk gebracht, liessen sich kaum noch ausröten.

In einer zweiten Kategorie von Mordbeschuldigungen ging es um vermisste Kinder. Mütter nahmen ihre Kinder mit auf den Markt, vielleicht auch in ein jüdisches Geschäft, und wenn sie plötzlich diese nicht mehr sahen, konnte das nur daran liegen, dass die Juden sie entführt hatten. Ein Fall in Bukarest im Königreich Rumänien, das als unabhängiges Land noch keine zwei Jahrzehnte bestand, war hierfür typisch. Eines Tages im August 1893 betraten zwei Christinnen den Porzellanwarenladen der Familie Pascal und stellten nach ein paar Minuten fest, dass das Kind, das sie dabei hatten, verschwunden war. Die Jüngere von beiden, die Mutter, schrie sofort die Eigentümerin des Ladens an: «Gib mir meinen Jonica zurück! Du hast ihn versteckt, um ihn zu tödten.» Sehr schnell bildete sich eine Menge, und wieder rief die Mutter: «Mein Jonica, mein Jonica, jetzt schneiden sie dir die Gurgel ab!» Nach wenigen Minuten brachte eine Bäuerin das Kind der Mutter wohlbehalten zurück.¹²³

Solche Vorkommnisse, von denen viele nirgends schriftlich festgehalten wurden, waren nicht auf die östlichsten Regionen Europas beschränkt. Siebzig Kilometer nördlich von Konitz, in der Kreisstadt Berent, kam es zu einem ziemlich ähnlichen Vorfall. Im April 1894 schickte eine katholische Witwe namens Hermann ihren Sohn mit einer Ziege zu einem jüdischen Schlachter namens Werner, die er diesem verkaufen sollte. Als der Sohn zu lange ausblieb, ging die Frau selbst zu dem Schlachter, packte dessen Frau am Kragen und verlangte ihr Kind zurück – leider

vergeblich. Ausser sich rannte die Witwe durch die Strassen und rief: «Mein Kind ist fort, die Juden haben es geschlachtet!» Sehr bald bildete sich eine aufgebrachte Menge und marschierte zum Rathaus, wo sie vom Bürgermeister verlangte, er solle den Jungen befreien. Dieser hatte, wie sich herausstellte, eine Nebenstrasse genommen und die Ziege einem anderen verkauft. Als die Polizei die Mutter wegen ihrer jüdenfeindlichen Ausrufe zur Rede stellte, antwortete diese, sie habe «aus Zeitungen gehört, dass solches geschieht».¹²⁴

Ritualmordbeschuldigungen dienten auch dazu, die Misshandlung von Kindern sowie Kindsmord zu vertuschen. Das geschah beispielsweise in Labischin in der Provinz Posen. Im Juni 1894 meldeten die Eltern Kuniszewski ihren fünfjährigen Jungen als vermisst, der daraufhin gesucht und schliesslich tot in einem Wald in einem hastig ausgehobenen und wieder zugeschaufelten Grab gefunden wurde. Ermittlungen förderten zutage, dass die Mutter den Sohn brutal misshandelt und, wie die Autopsie ergab, lebendig begraben hatte. Ihrem Ehemann und den Behörden erzählte sie, die Juden hätten den Jungen gestohlen, um ihn zu schlachten.¹²⁵

Schliesslich dienten Ritualmordbeschuldigungen auch dem Zweck, die Aufmerksamkeit von einem Delikt abzulenken, das die europäische Gesellschaft zur Zeit der Jahrhundertwende ebenso faszinierte wie abstiess: dem Sexualmord. Die sexuelle Bedrohung durch Juden war ein altes Klischee antisemitischer Phantasien. 1888 war es im Zusammenhang mit dem berühmtesten Fall Jack the Ripper wiederbelebt worden. Einer von Wiener Zeitungen propagierten Theorie zufolge war Jack the Ripper möglicherweise ein Ostjude, der entsprechend den Geboten des Talmuds Christenmädchen umbrachte, mit denen er sexuelle Beziehungen unterhalten hatte.¹²⁶ Auch wenn diese spezifische Beschuldigung die Londoner Gesellschaft jener Zeit nicht überzeugte, so stiess die allgemeine Vorstellung im kulturellen Milieu Mitteleuropas damals doch auf eine beträchtliche Resonanz.

IV

Von den 79 in Europa dokumentierten Fällen verdient einer besondere Beachtung, weil er zeigt, dass nicht nur die Motive, sondern auch der Modus operandi der Ritualmordbeschuldigung einem ganz bestimmten Muster folgte. Am Peter-und-Pauls-Tag, dem 29. Juni 1891 wurde in der katholischen Stadt Xanten in einer Scheune die Leiche eines fünfjährigen Jungen gefunden, dem jemand von einem Ohr zum anderen die Kehle durchgeschnitten hatte. Wie auf einen Fingerzeig beschuldigten einheimische Katholiken Adolph Buschhoff, den jüdischen Schlachter, der in der Nähe des Fundorts der Leiche wohnte.

Der erste, der ihn beschuldigte, war Heinrich Junkermann, der katholische Schlachter. Am Abend des 29. Juni hatte Junkermann zusammen mit anderen die frische Leiche des Jungen in der Scheune gesehen. Am nächsten Morgen um Punkt halb sieben war er zum Bürgermeister gegangen und hatte ihn aufgefordert, Buschhoff zu verhaften. Die Juden bräuchten Christenblut, sagte er, das wisse er von seinem Sohn, der Medizin studierte. Als Schlachter könne er auch bezeugen, dass der Schnitt von einem Schächter stammen müsse.¹²⁷ Bis zum Mittag war Buschhoff in den Augen der meisten Einwohner der Stadt bereits der Hauptverdächtige. Je mehr die Leute über den Fall redeten, desto plausibler und detailreicher wurden ihre Geschichten.¹²⁸

Der Steinmetz Heinrich Wesendrupp, Junkermanns Schwager, behauptete, falls kein Betäubungsmittel gebraucht worden sei, hätte das Blut kräftiger aus dem Hals sprudeln müssen, als es tatsächlich der Fall war. Möglicherweise habe Buschhoff das Blut aufgefangen.¹²⁹ Sein Freund Hermann Mölders schloss sich dieser Ansicht an. Er war ein 68jähriger Gärtner, der weder lesen noch schreiben konnte, und gewöhnlich nahm er schon frühmorgens einige Schnäpse zu sich. Am Morgen des 29. Juni hatte er sein Quantum bereits intus, als er am Haus Buschhoffs ein merkwürdiges Geschehen beobachtete. «Et kam en Arm von einem

erwachsenen Minsch», sagte er. «Sie trock ihn herein.»¹³⁰ Die Zahl der angeblichen Beobachtungen und belauschten Gespräche wurde immer grösser. Unzählige Menschen meldeten bei der Polizei, Buschhoff habe sich verdächtig verhalten, er mache einen beunruhigten Eindruck, seine «Couleur hat sich verändert». Man merkte ferner an, dass Buschhoff Menschen häufig nicht beachte (er war fast völlig taub) und dass er auf die Beschuldigungen abwehrend reagiere.¹³¹ Mathilde Biesenkamp gab an, Buschhoff habe zu ihr gesagt, sie solle schweigen: «Ji salit man die Mui halde, ji weet von de ganze Sak nix von.»¹³² Andere behaupteten, Gespräche mit angehört zu haben: die Dienstmädchen Selma Roelen und Anna Moritz wollten gehört haben, wie Buschhoff und sein Sohn gesagt hatten, «Wenn sie es nicht beweisen können, können sie uns nichts machen» und «Wenn es nur nicht herauskommt».¹³³ Anderen Zeugen zufolge wirkten einheimische Juden an der Vertuschung des Verbrechens mit. «Wir müssen es geheimhalten», hatte ein Xantener Jude angeblich zu einem anderen gesagt, und «er muss sorgen, dass er sich nicht verplappert».¹³⁴

Es war ein Muster, dem wir schon so oft begegnet sind: Es begann mit einer Denunziation, auf die eine wachsende Zahl von Anschuldigungen folgte, deren Inhalt nach und nach konkreter wurde. Im Lauf der Zeit hatten die Leute immer weniger Hemmungen, ihre jüdischen Nachbarn zu beschuldigen. Sogar den Zeitgenossen war das Muster vertraut. «Die Leute haben sich ein Bild gemacht», klagte Landgerichtsrat Brixus, «worin einige Bruchstücke von selbst Erlebtem vorkommen, sie haben sich allmählich in dies Bild hineingelebt, und es kommt hinzu, was sie von anderen gehört haben.»¹³⁵ Die Schilderungen der angeblichen Zeugen würden immer präziser statt unbestimmter, da sie in zunehmendem Masse von der Wahrheit ihrer eigenen Phantasiebilder überzeugt seien.¹³⁶

Die ersten, von denen die Beschuldigungen erhoben wurden, waren einheimische Antisemiten. Junkermann hatte den Tag, an dem der Mord geschah, auf einem Bierfest auf dem Fürstenberg verbracht, wo er sich abfällig über die Juden äusserte. «**Ich kann**

die Juden nicht leiden», sagte er, «die Juden sind ein schlechtes Volk, Lumpenpack und dergleichen Betrüger.» Als er den ermordeten Jungen liegen sah, war sein erster Kommentar: «Das hat sicher ein Jude gethan.»¹³⁷ Dasselbe liess sich von seinem Schwager Wesendrupp sagen, den man wohl kaum als einen anständigen Bürger bezeichnen konnte. Ein gewalttätiger Mann von schlechtem Charakter, hatte er jahrelang seine Frau geschlagen, sein Geschäft vernachlässigt und nach dem Tod seiner Frau die drei Kinder in ein Waisenhaus gegeben.¹³⁸ Auch er hasste die Juden, vor allem Buschhoff, der ihn am Freitag vor dem Mord entlassen hatte, als er wieder einmal betrunken zur Arbeit gekommen war. Als er Buschhoffs Wohnung verliess, drohte Wesendrupp, er werde schon dafür sorgen, dass seine jüdischen Nachbarn «keinen Schabbes haben».¹³⁹ Der Groll, den Junkermann und Wesendrupp gegen Buschhoff hegten, hat sogar einen Historiker zu der Spekulation bewogen, sie selbst könnten den Mord begangen und anschliessend die Aufmerksamkeit der Polizei auf Buschhoff gelenkt haben.¹⁴⁰ Was Wesendrupp angeht, dessen Alibi zweifelhaft war und den die Lokalbehörden eines solch abscheulichen Verbrechens durchaus für fähig hielten, hatte diese Spekulation sogar etwas für sich. Zwei Jahre später hatte er angeblich in Lokalen im nahegelegenen Kalkar das Verbrechen zugegeben.¹⁴¹ Doch während man zwar leicht nachvollziehen kann, warum Wesendrupp versuchte, Buschhoff anzuschwärzen, dürfte es schwerer fallen, bei ihm überhaupt ein Motiv für den Mord auszumachen.¹⁴²

Von Anfang an wurden die Beschuldigungen gegen Buschhoff auch von gebildeten Leuten wie Dr. Steinert unterstützt, dem Amtsarzt, der als erster den Leichnam untersuchte. Entgegen dem tatsächlichen Befund erklärte er, der Leichnam habe unerklärlich viel Blut verloren. Auch Junkermanns Sohn Karl, der Medizinstudent, behauptete, Juden bräuchten Christenblut, um Matzen zu backen.¹⁴³ In Xanten trug der katholische Priester am Ort, Kaplan Bresser, ebenfalls zu der feindseligen Stimmung gegen die Juden bei, indem er vor allem unter den Kindern der Ein-

heimischen Aussagen gegen die Juden sammelte und seine Ergebnisse im *Xantener Boten für Stadt und Land* veröffentlichte.¹⁴⁴ Darüber hinaus schrieb er einen Aufsatz für Junkermann, so wie Bruhn dies später in Konitz für Hoffmann tun sollte, in dem er behauptete, der Schnitt am Hals entspreche dem koscheren Schnitt beim Schächten. Anschliessend diktierte er Junkermann den Aufsatz Wort für Wort, der ihn unterschrieb und unter seinem Namen veröffentlichte.¹⁴⁵

Neben der Unterstützung durch Angehörige der gebildeten Schichten erhielten die ursprünglichen Beschuldigungen auch durch eine Dynamik der Gewalt und des Gruppendenkens neue Nahrung. In den Wochen nach dem Mord hatte es in den Strassen Xantens immer wieder Demonstrationen gegeben. Als diese an Stärke zunahmen, beteiligten sich die nichtjüdischen Einwohner der Stadt öffentlich an Ritualen einer ‚ausschliessenden Gewalt‘ – indem sie Juden auf der Strasse verhöhten, Fenster von jüdischen Häusern einwarfen und deren Wände mit antisemitischen Parolen beschmierten.¹⁴⁶ Ausserdem hatte sich am 12. Juli eine überregionale Zeitung mit ihrer Berichterstattung eingeschaltet. Das konservative antisemitische Blatt *Das Volk* berichtete, man habe die Leiche des Jungen «vollständig blutlos» gefunden.¹⁴⁷ Einige Wochen später schrieb die in Dortmund erscheinende *Westfälische Reform* von einem «nachweislichen Ritualmord».¹⁴⁸

Jetzt erkannten die Juden von Xanten das Prekäre ihrer Lage. Mit der Hilfe von Rabbi Horowitz von Krefeld schrieben sie am 14. September einen formellen Brief an den preussischen Innenminister. «[Wie Euer Hochwohlgeboren wissen,] nimmt die Aufregung täglich zu. Nur durch eine schnelle Ermittlung des ruchlosen Täters kann Abhilfe geschaffen werden.»¹⁴⁹ Die Regierung entsandte Inspektor Wolff aus Berlin. Ähnlich wie später Braun in Konitz nahm Wolff binnen Kurzem eine Verhaftung vor, allerdings die des jüdischen Schlachters, Adolph Buschhoff. Buschhoff habe den Jungen in einem Wutanfall geschlagen, so seine Theorie, weil dieser Grabsteine beschädigt hatte. Als der Fünfjäh-

rige bewusstlos zu Boden stürzte, habe Buschhoff erkannt, was er getan hatte, sei in Panik geraten und habe seine Tochter aufgefordert, das Kind unter ihrer Schürze in die Scheune zu tragen; der Vater sei ihr gefolgt und habe dort dem Jungen die Kehle durchgeschnitten.¹⁵⁰

Wolff ging bei seiner Theorie davon aus, dass Mölders bei seiner Aussage («Et kam en Arm von einem erwachsenen Minsch») die Wahrheit gesagt hatte. Für diese Annahme sprachen zudem zahlreiche Beobachtungen, dass Buschhoff sich anscheinend in einem angespannten Zustand befand, und sie wurde gestützt durch eine angebliche Äusserung von Buschhoffs Frau gegenüber Wesendrupp: «Sie sei froh und glücklich, dass das Kind nicht bei ihr gefunden sei, wegen ihrer Eigenschaft als Israeliten.»¹⁵¹ Für Inspektor Wolff lag hier das Motiv, das «sie anscheinend bewegt haben muss», den Jungen in der Scheune zu töten.¹⁵² Am 14. Oktober nahm er Adolph Buschhoff und seine Angehörigen in Untersuchungshaft. Der Fall wurde an Untersuchungsrichter Brixus übergeben, der nach zwölfmonatigen Ermittlungen zu dem vernünftigen Schluss gelangte, dass die Theorie Inspektor Wolffs auf unbewiesenen Annahmen und zweifelhaften Zeugenaussagen beruhte. So konnte beispielsweise Mölders von dem Standort aus, den er angegeben hatte, gar nicht gesehen haben, was er in seiner Aussage behauptet hatte.¹⁵³ Da die Beweise für eine Anklage nicht ausreichten, empfahl Brixus, die Familie Buschhoff freizulassen. Am 23. Dezember wurden Adolph Buschhoff und seine Angehörigen in die Freiheit entlassen, ohne jedoch endgültig in ihr Zuhause zurückkehren zu können, denn Xanten war für sie kein sicherer Ort mehr.

Mit der Entlassung Buschhoffs und seiner Angehörigen begann die öffentliche Debatte mit erneuter Heftigkeit aufzuleben. Nicht nur die antisemitische Presse, auch die katholischen Zeitungen und die der Konservativen Partei sahen in der Einstellung des Verfahrens einen Hohn auf die Gerechtigkeit.¹⁵⁴ Plötzlich wurde die Xantener Affäre zu einer nationalen Angelegenheit. Sie war sogar Gegenstand einer Debatte im preussischen Landtag, wo ein konservativer Abgeordneter aus dem ländlichen

Sachsen, Baron von Wackerbarth-Linderode, den staunenden Zuhörern auseinandersetzte, dass die Juden sehr wohl Ritualmorde verübten und nur deshalb ungeschoren davonkämen, weil sie die preussische Justiz in der Tasche hätten.¹⁵⁵ Anfang Februar, als der Baron seine Tirade losgelassen hatte, sahen sich die kommunalen Behörden Xantens durch das politische Klima im Lande bereits gezwungen, den Fall noch einmal aufzurollen. Im Verlauf neuer Ermittlungen entdeckte der Kreisarzt Dr. Ferdinand Bauer etwas Neues: Ein Riss im Hemd des Mordopfers sei durch eine Scharte in der Schneide eines Messers verursacht worden, das man in Buschhoffs Wohnung gefunden hatte – Messer Nummer 13.¹⁵⁶ Amtliche Gerichtsgutachter wiesen diesen Befund zurück (es gab viele mögliche Ursachen für den Riss), doch Bauer hielt an seiner Theorie fest. Jetzt traten ausserdem eine Reihe neuer Zeugen auf den Plan und sagten aus, sie hätten Buschhoff in einem erregten Zustand gesehen. Die Polizei verhaftete Buschhoff und seine Familie erneut, und der Fall kam am 4. Juli 1892 vor das Landgericht Cleve.¹⁵⁷ Der Prozess dauerte zehn Tage, und am Ende gelangten die Geschworenen zu dem Urteil «nicht schuldig». Sie hätten kaum anders entscheiden können. Zu diesem Zeitpunkt räumte selbst der Staatsanwalt ein, dass die Beweise gegen Buschhoff fragwürdig waren, und er forderte die Geschworenen auf, dementsprechend ihr Urteil zu fällen.

Für die antisemitische Presse dagegen und für die Menschen in der Region gab es nichts, was Buschhoff hätte entlasten können. Die Entscheidung löste einen Sturm der Kritik und eine neue Welle von Gewalt aus.¹⁵⁸ Während der folgenden beiden Wochen kam es zu Zwischenfällen in Neuss und Grevenbroich südlich von Xanten sowie im Hinterland dieser Städte. In Grevenbroich schändeten Antisemiten den jüdischen Friedhof, es wurden «Grabsteine aus der Erde gerissen und zum Teil in Stücke zerschlagen».¹⁵⁹ In den nahegelegenen Dörfern und Kleinstädten wurden ebenfalls jüdische Friedhöfe geschändet, und in mindestens zwei Gemeinden, Hemmerden und Gierath, warfen die Leute blutbeschmierte Steine in die Fenster der Häuser von Ju-

den. In Grevenbroich selbst schmähten die Antisemiten Juden auf der Strasse, warfen Schaufenster von jüdischen Geschäften ein und zerstörten die Fenster der Grevenbroicher Synagoge; im August versuchte sogar jemand, dieses Gebäude in die Luft zu sprengen. In Neuss war die Situation kaum besser. Jüdische Häuser wurden mit Hetzplakaten beklebt, und am Samstagabend des 23. Juli bemalten Antisemiten deren Wände «mit bluthroten grossen Kreuzen».¹⁶⁰

Wie in unzähligen anderen Fällen angeblicher Ritualmorde und Hostienfrevler erzählte die Gewalt im Sommer 1892 eine symbolische Geschichte der Ausschliessung und Vertreibung. Xanten war keine Heimatstadt – nicht für die Juden. Die Gewalt war natürlich real, doch blutrote Kreuze beschworen auch Jahrhunderte einer christlichen Feindseligkeit gegenüber den Juden herauf, die Geschichte einer kaum verhohlenen Feindschaft und einer in höchstem Masse eingeschränkten Toleranz. Und dennoch sollte das Schlimmste erst noch kommen.

Hinter der Bösartigkeit des Antisemitismus stand die ganze Kraft einer fast tausendjährigen Erfahrung. Um den Historiker Edward Muir zu zitieren: «Das Blut kochte weniger aus natürlichen als aus erlernten Gründen.»¹⁶¹ Was gelernt war, war nicht schon immer da, und es war auch mehr als einfach die Brille des Vorurteils. Die Menschen hatten vielmehr im Lauf der Zeit eine Reihe von Geschichten gehört, eine Sammlung von Mordgeschichten, die als Alibis für ihre Angriffe dienten.¹⁶² Die Geschichten folgten zudem einem vertrauten Handlungsmuster, das in seiner Besonderheit überaus wirksam war. Die Menschen erfuhren etwas über die Akteure und ihre Rollen. Da gab es den heruntergekommenen Juden, der einen Kopf in einem Sack auf dem Rücken trug. In Konitz schrieb man diese Rolle Wolf Israelski zu. Doch eine solche Figur wurde 1884 auch von einer Frau in Skurz als Traum gesicht geschildert. Im Traum kam der vierzehnjährige Onofrius Czybulla zu Ihr, ganz in Weiss gekleidet, und klagte, ein Jude habe ihn in einem Sack weggetragen.¹⁶³ Das

Bild war auch schon 1819 in Dormagen und weitere 400 Jahre früher in Ravensburg vorhanden. Im letzteren Fall hatten die Juden angeblich einen Christenjungen von einer Hochzeitsfeier entführt, rituell geschlachtet und seinen Leichnam in einem Sack herumgetragen.¹⁶⁴ Auch der randständige Jude, der die Geheimnisse des Mordes enthüllt, war eine immer wiederkehrende Figur. Mit anderen Worten, der dumme Alex' war kein Einzelfall. Sein Pendant war bereits in Gestalt des Verbrechers Giovanni da Feltre in dem Prozess in Trient zugegen, aber auch als Taufjude, der behauptete, sein Vater habe Christenblut für Pessachrituale gebraucht.¹⁶⁵ Und da war auch Reichart von Mospach, ein Kronzeuge bei den Prozessen in Regensburg von 1475. Ein Dieb, dreimal getauft, bald Jude, bald Christ, dreimal verheiratet, sagte als Eingeweihter aus, dass die Juden von Regensburg die Hostie geschändet hätten.¹⁶⁶

Auch auf der Seite der Christen stammten die Zeugen nicht immer aus den besten Kreisen. «Lügner, Verbrecher und Verrückte oder Beschränkte», schreibt der Historiker Wolfgang Treue, «gewannen in den Judenprozessen leicht die Funktion von ‚Kronzeugen‘.»¹⁶⁷ So nahmen die Rollenvorbilder von Stotter-Anton und Rosine Simanowski, nicht zu reden von Bernhard Masloff und seiner Schwiegermutter Anna Ross, in dem Ritualmorddrama ihren Platz ein, wie sie es in der Vergangenheit des Öfteren getan haben. Dasselbe gilt für christliche Dienstmädchen, deren Körper angeblich von blutdürstigen jüdischen Hausherrn verletzt wurden. Die Fälle einer Denunziation durch Frauen und Mädchen, die in jüdischen Häusern arbeiteten, sind zu zahlreich, um sie alle anzuführen. Hier mag der Hinweis genügen, dass die angebliche Vergewaltigung von Mathilde Rutz ein vor allem zum Ende des 19. Jahrhunderts häufig wiederkehrendes Thema zum Ausdruck brachte. Die Frauen waren damit allerdings nicht allein. Die phantasierte Berührung durch einen Juden konnte auch Männern Schauer über den Rücken jagen. In Konitz sagte der Bauer Josef Laskowski unter Eid aus, Adolph Lewy habe seine Armmuskeln und Hüften angefasst, um ihn wie Schlachtvieh zu taxieren.¹⁶⁸ Doch auch das war ein Klischee, das die Leute gelernt

GESCHICHTE UND VORBILDER

hatten. In Xanten glaubte acht Jahre zuvor der Vater des ermordeten Jungen eine blutige Hand zu spüren, als der jüdische Schlachter Adolph Buschhoff ihm die Hand auf den Rücken legte.¹⁶⁹ Und schliesslich gab es noch den christlichen Schlachter, möglicherweise der wahre Mörder, der die Schnitte an der Leiche als die seines jüdischen Nachbarn und Berufsgenossen erkannte. So geschah es in Skurz. So geschah es in Xanten. Und das ist die Rollenanweisung, der zumindest in einer Hinsicht auch Gustav Hoffmann folgte.

Beschuldigungen

Denn sie trachten Schaden zu tun und suchen falsche Anklagen wider die Stillen im Lande.

Psalmen, 35:20

Es steht ausser Zweifel, dass Beschuldigungen wegen Hexerei unter Menschen erhoben wurden, die sich gut kannten.

*Alan Macfarlane, Witchcraft
in Tudor and Stuart England*

I

Bis zum August 1900 hatten die Ermittler in der Mordsache Winter fast 800 Aussagen von Personen zu Protokoll genommen, die überzeugt waren, sie hätten etwas gesehen oder gehört, das für die Entdeckung des Täters von Bedeutung sei.¹ Selbst, wenn man berücksichtigt, dass einige von ihnen mehrmals bei der Polizei vorsprachen, kam doch die grosse Zahl von Personen, die von sich aus eine Aussage machen wollten, für die Ermittler völlig unerwartet. Dies hatte einen Berg von beschriebenem Papier zur Folge; die Anschuldigungen, meistens gegen Juden, füllten 18 Aktenordner.² Zu allem Überfluss war der grösste Teil der Aussagen kaum glaubwürdig, da die Zeugen «Erzählungen, falsch aufgefasste oder missverstandene Äusserungen, Träume» anboten.³ Eine Frau behauptete sogar, sie habe den Mörder über einen spirituellen Kontakt zu dem Toten in Erfahrung gebracht.⁴ Und dann gab es zahlreiche Zeugen, die angeblich Juden aus Konitz unter verdächtigen Umständen beobachtet hatten.

An dem konkreten Beispiel Konitz, das 1900 von einer Flut phantastischer Behauptungen über Juden, die einen Ritualmord

BESCHULDIGUNGEN

begangen hatten, überschwemmt wurde, lassen sich die vor der Polizei gemachten Angaben häufig auf individuelle Motive zurückführen. Zwar sind nicht alle Ermittlungsakten zu dem Mordfall erhalten geblieben, doch können wir an die mehr als 40 überlieferten Fälle von Denunziationen Fragen richten, die uns diesen individuellen Motiven näherbringen: Wer waren die Beschuldiger, und in welcher Beziehung standen sie zu den Juden, die von ihnen beschuldigt wurden? Unter welchen Umständen erfolgten die Beschuldigungen? Und was versprachen sich die Beschuldiger davon? Die Antworten auf diese Fragen lassen sich in keinem allgemeinen Schema unterbringen. Es waren nicht immer die Armen, die die Reichen beschuldigten, oder die Gekränkten, die jemanden denunzierten, in dem sie ihren Bedrücker sahen. Der Antisemitismus spielte manchmal eine Rolle, aber nicht immer. Einige der Beschuldigungen waren glatte Lügen, andere entsprangen dagegen den Verwirrungen eines trügerischen Gedächtnisses. Trotzdem ergaben die Beschuldigungen zusammengenommen ein Muster: Sie waren häufig ein Mittel für Einzelne innerhalb der Gemeinschaft, Macht über die Juden auszuüben, und noch genauer über Juden, die sie kannten.

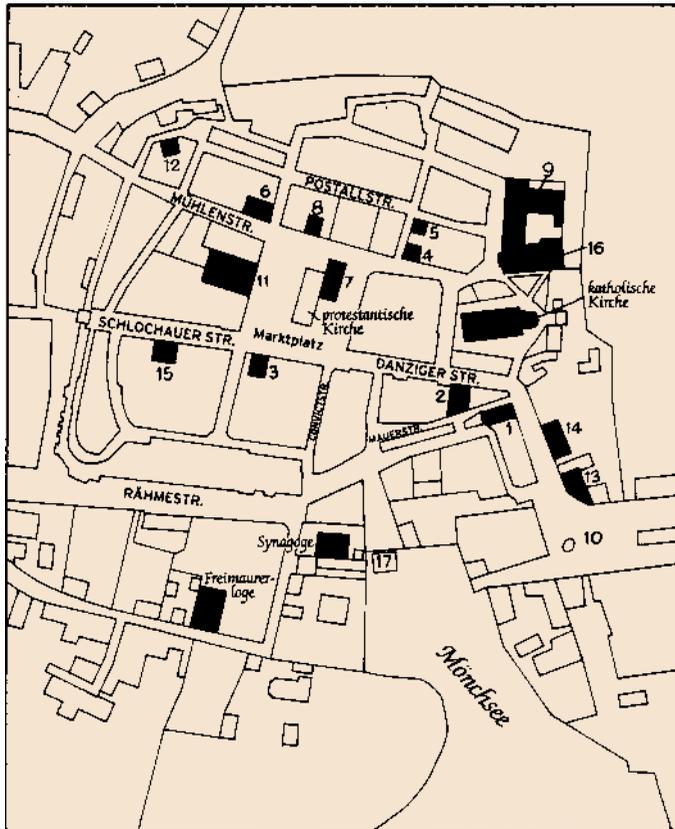
Der unmittelbare Kontext war jedoch eine deutsche Kleinstadt, in der es wie in jeder Stadt Wohnviertel der Reichen und Armenviertel gab, schmutzige Seitenstrassen und gepflegte Promenaden. Mit seinen zehntausend Einwohnern war Konitz gross genug, dass solche Unterschiede ins Auge sprangen, was auch die Redensart Lügen strafe, hier habe jeder jeden gekannt. «Die gute alte Zeit» der Grossfamilien, in der die Söhne den Beruf des Vaters erlernten und die Familien über Generationen hinweg in derselben Stadt wohnten, gehörte längst der Vergangenheit an.⁵ Es gab viele Zuzügler in Konitz, wenngleich die Stadt dadurch nicht weltoffener wurde. Da die meisten Neuankömmlinge aus der Umgebung stammten, hingen sie eher der regionalen Tradition als neuen Denkweisen an.⁶ Somit war die Stadt von der Atmosphäre einer provinziellen Rückständigkeit geprägt, einer Atmosphäre, die durch die vielen kleinen Beamten, die hier wohnten, noch verstärkt wurde.

BESCHULDIGUNGEN

Trotz dieser preussischen Bürokraten, kafkaesken Figuren in einer entlegenen Randregion, blieb Konitz ein relativ armer Ort. Mit einem Anteil von 60 Prozent der Haushaltsvorstände, die weniger als 900 Mark im Jahr verdienten und damit von der Einkommensteuer befreit waren, lag es weit hinter den wohlhabenderen Gemeinden im Westen des Reichs.⁷ Jedem, der nach Konitz kam, musste die Ärmlichkeit seiner Bewohner sofort ins Auge fallen. In düsteren Häusern zusammengepfercht – «jeder irgendwie bewohnbare Raum auch stets von einem halben Dutzend Kinder und Erwachsenen bevölkert» –, lebten die Arbeiter an den Rändern, in den provisorischen Vierteln der Nordseite der Stadt, in der Nähe des Hofes Dunkershagen, wo der Kopf Winters gefunden wurde, oder in den Strassen mit den Arbeiterhäusern, der Ziegelstrasse und Hohe Höfe, die vom jüdischen Friedhof in die Stadt führten.⁸ Arbeiter lebten auch im Süden von Konitz, in bescheidenen Reihenhäusern an der Henningsdorfer Strasse, vor allem in der Nähe der ungesunden Ufer des Mönchsees oder an der Pulverstrasse in der Nähe des Gaswerks oder vor den alten Stadtmauern an der Rähmestrasse, die häufig als Müllabladeplatz benutzt wurde (damals gab es noch keine städtische Müllabfuhr).⁹

Die ärmsten Arbeiter wohnten unter sich oder in feuchten Wohnungen bei Witwen und Invaliden, die mit mageren Renten auskommen mussten. Dagegen wohnten besser bezahlte Arbeiter in der Regel in gemischten Vierteln gemeinsam mit Handwerkern, Verkäufern und niederen Beamten. Als die Soldaten nach Konitz gerufen wurden, quartierte man die meisten von ihnen bei «kleinen Handwerkern und zahlreichen Subaltern- und Unterbeamten» ein, von denen einige sich verschuldeten, da sie die mit der Einquartierung verbundenen Ausgaben nicht selbst bestreiten konnten.¹⁰ In Konitz lagen diese gewerblichen Mischgebiete im Innern der alten Stadtmauern und an Seitenstrassen wie der Poststallstrasse. Hier wohnte auch Bernhard Masloff bei seiner Schwiegermutter Anna Ross, und von ihrem rückwärtigen Zimmer aus konnten sie in das Haus des Bäckers Hermann Lange und

BESCHULDIGUNGEN



Das Stadtzentrum von Konitz 1900

- | | |
|---|--|
| 1. Haus von Gustav Hoffmann | 9. Gymnasium |
| 2. Haus von Adolph Lewy | 10. Wilhelmsplatz |
| 3. Haus von Frau Wivjorra | 11. Post |
| 4. Haus von Bäcker Lange
(wo Ernst Winter gewohnt hat) | 12. ungefähre Lage der Wohnung von Israelski |
| 5. Wohnung von Anna Ross | 13. Zigarrenhandlung Fischer |
| 6. Kühns Hotel | 14. Haushaltswarenhandlung Meyer |
| 7. Stadhalle | 15. Schlachter Ziebarth |
| 8. Falkenbergs Lokal | 16. Jesuitenkirche |
| | 17. Spüle des Mönchsees |

BESCHULDIGUNGEN

in das von Ernst Winter gemietete Zimmer sehen. Die besseren Adressen lagen im Zentrum der Stadt, abgesehen von ein paar hübschen Häusern entlang der neueren Bahnhof- und der Bismarckstrasse und in der Umgebung des Wilhelms- und des Denkmalplatzes, wo die prächtigen Häuser der antisemitischen Rechtsanwälte Dr. Max Vogel und Karl Gebauer standen.

Es war jedoch die Danziger Strasse, die vom Wilhelmsplatz zum Marktplatz führte, in der die Akteure, die in dem Konitzer Drama die Hauptrollen spielten, ihre Läden und Häuser hatten. Anfangen mit der Ecke am Wilhelmsplatz, war die Danziger Strasse i das Haus des Zigarrenhändlers Fischer, der wegen seiner pädophilen Neigung für kurze Zeit in den Kreis der Verdächtigen geriet. Zwei Türen weiter wohnte Matthäus Meyer, der Eigentümer des Haushaltswarenladens, der beschuldigt wurde, eine angebliche, von den Juden herungereichte Todesliste unterschrieben zu haben. Noch einige Türen weiter lag das Haus von Hermann Lewinski, dessen Keller später einem antisemitischen Polizeinspektor für einen Ritualmord als noch geeigneter erscheinen sollte als der Keller von Adolph Lewy. Auf der anderen Strassenseite warf das Haus von Gustav Hoffmann mit der Hausnummer 31 einen langen, niedrigen Schatten über die erste Biegung der Danziger Strasse, und drei Türen weiter stand das Haus von Adolph Lewy, dessen rückwärtige Türen an die des Hoffmannschen Hauses anstiessen.

II

Innerhalb der Strassen und Gassen von Konitz und der umgebenden Städte denunzierten Christen Juden, die sie kannten. Entweder arbeiteten sie für die Juden, die sie beschuldigten, oder sie unterhielten geschäftliche Beziehungen mit ihnen. Eine Ausnahme bildeten lediglich die Schüler, die behaupteten, sie hätten Moritz Lewy und Ernst Winter mehrfach zusammen gesehen. Wie so oft in der langen Geschichte der Ritualmordbeschuldigungen stammten die Beschuldiger im Allgemeinen aus der Unterschicht oder der unteren Mittelschicht: zu ihnen gehörten ungelernete Ar-

BESCHULDIGUNGEN

beiter und Tagelöhner, Maurer und ein Beamter, ein Gefängniswärter und ein Nachtwächter, ein armer Bauer und seine Angehörigen, eine Handvoll Lehrlinge und eine grössere Zahl von Dienstmädchen. Unter den Beschuldigten befanden sich etwa gleich viele Männer und Frauen (anders als etwa im «Dritten Reichs wo es in der Hauptsache Männer waren, die ihre ‚Volks-genossen‘ denunzierten).¹¹ Wie zu erwarten, verfügten etliche der Beschuldiger nur über eine minimale Schulbildung. Neben Franz Hellwig, der «geistig etwas langsam» war, konnte Anna Ross ebensowenig lesen wie der Nachtwächter Friedrich Russ, der angab, er habe Ernst Winter fast jeden Abend nach zehn Uhr mit Moritz Lewy zusammen die Danziger Strasse auf und ab gehen sehen.¹² Schliesslich waren einige Beschuldiger vorbestraft, darunter der Hauptbelastungszeuge Bernhard Masloff wegen vorsätzlicher Körperverletzung, Friedrich Russ, ein Gewohnheitstrinker, und Margarete Radtke, die bei einem Diebstahl erappt worden war.

Eine bestimmte Richtung der historischen Analyse würde in den Denunziationen bürgerlicher Juden durch ärmere Christen eine rudimentäre Form des ökonomischen oder Klassenprotests sehen. Getrieben vom Neid auf ihre bessergestellten jüdischen Nachbarn hätten die Christen ihre jüdischen Nachbarn fälschlich beschuldigt und die Ausschreitungen ausgelöst, von denen Kowitz im Sommer 1900 erschüttert wurde. Doch die Muster sind nicht so einfach, wie diese Theorie eines sozialen Protests es vielleicht nahelegt: Nicht alle Christen, die Juden denunzierten, waren materiell benachteiligt, und nicht alle beschuldigten Juden gehörten der bürgerlichen Schicht an. Noch schwerer fällt ins Gewicht, dass wirtschaftliche Aspekte in der tatsächlichen Dynamik der Beschuldigungen kaum eine Rolle spielten. Dagegen war das verworrene Geflecht persönlicher Beziehungen wesentlich wichtiger. Die grosse Zahl von Dienstmädchen unter den Beschuldigten rückt diese komplizierte Frage in ein besonders helles Licht. Von den 46 Beschuldigten waren acht Dienstmädchen, die in der Mehrzahl im Haus ihrer jüdischen Arbeitgeber wohnten. Wenn

BESCHULDIGUNGEN



Danziger Strasse um 1890

wir Anna Ross, Martha Masloff und Anna Berg hinzurechnen, die für die Lewys die Wäsche wuschen und den Hausputz machten, ohne jedoch in deren Haus zu leben, erhöht sich diese Zahl noch entsprechend.

Auf den ersten Blick erscheint es ungewöhnlich, dass Mädchen, die in solch enger Nähe mit jüdischen Familien lebten, diejenigen sein sollten, welche die ihnen bekannten Juden eines so phantastischen Verbrechens wie Ritualmord bezichtigen sollten. Physische Nähe ist jedoch nicht gleichbedeutend mit emotionaler Nähe oder gar Vertrauen. Ausserdem lebten gegen Ende des 19. Jahrhunderts Dienstmädchen zunehmend an den Rändern der bürgerlichen Familie, für die sie arbeiteten. Sie assen nicht mehr mit der Familie am selben Tisch und lebten häufig in einer winzigen, meistens von der Küche abgetrennten Kammer für sich allein. Innerhalb des Haushalts lag das ganze Gewicht der körperlichen Arbeit auf ihren Schultern, und der Status einer bürgerlichen Ehefrau beruhte auf dem Umstand, dass sie selbst keine Hausarbeit verrichtete.

BESCHULDIGUNGEN

Die Beziehung zwischen einem Dienstmädchen und ihrem Arbeitgeber war demnach nicht nur durch Nähe gekennzeichnet, sondern auch durch Distanz und ein extremes Machtungleichgewicht.¹³ Denunziationen kehrten dieses Ungleichgewicht um, häufig mit verhängnisvollen Folgen für die bürgerliche jüdische Familie. Das war offensichtlich der Fall bei Adolph Lewy, der von Frauen denunziert wurde, die in seinem Haus die Hausarbeit verrichteten. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr Moritz Zander in Konitz und Max Grossmann in Bütow.

Praktisch kein Jude in der Gegend blieb davon unberührt. Das zeigte sich im Fall des Josef Rosenthal, eines Kaufmanns und reichsten Mannes im Dorf Kamin, etwa dreizehn Kilometer südlich von Konitz.¹⁴ Anfang Juli, mitten in der Welle antisemitischer Gewalt nach der Sistierung von Gustav Hoffmann, behauptete Rosenthals Dienstmädchen Margarete Radtke, dieser sei an der Ermordung Ernst Winters beteiligt gewesen und «werde alles aussagen».¹⁵ Schuldbeladen habe er sogar versucht, sich an einem Haken in seinem Haus zu erhängen. Die Polizei ging dem Hinweis nach und durchsuchte Rosenthals Haus, konnte jedoch den verräterischen Haken nicht finden. Die Juden hätten ihn zweifellos versteckt, entgegneten die antisemitischen Kritiker. Die Polizei kehrte bald noch einmal zum Haus Rosenthals zurück, diesmal mit einem Experten aus Berlin, der sogar einen Teil der Zimmerdecke entfernte, um den Balken freizulegen, an dem Rosenthal sich angeblich aufhängen wollte. Doch als auch diesmal kein Haken gefunden wurde, verklagte Rosenthal Margarete Radtke wegen Verleumdung. Sie beschuldigte ihn ihrerseits, er setze sie unter Druck, einen Meineid zu begehen. Zusammen mit anderen Familienangehörigen habe er versucht, sie dazu zu bewegen, ihre Aussagen zurückzunehmen. Aus Gründen, die den Dokumenten nicht zu entnehmen sind, verhaftete die Polizei nicht etwa Margarete Radtke, sondern Rosenthal und seine Angehörigen, und sie mussten mehrere Monate in Untersuchungshaft verbringen, bis ihnen der Prozess gemacht wurde. In den heißen und feuchten Gefängniszellen erkrankten zwei Angehöri-

BESCHULDIGUNGEN

ge der Familie und mussten in ein Krankenhaus verlegt werden. Einer der beiden starb bald darauf. Zu einer Verhandlung sollte es allerdings nie kommen.¹⁶

Was bewog Margarete Radtke, sich vorzustellen, dass ihr Arbeitgeber sich an einem Haken aufhängen würde? Rosenthal war anscheinend überzeugt, dass sie aufgrund einer psychischen Labilität nicht mehr zurechnungsfähig war. Als der Prozesstermin nahte, beantragte er beim vorsitzenden Richter, die Zeugin von einem Gutachter auf ihren Geisteszustand untersuchen zu lassen. Der Richter lehnte den Antrag jedoch ab, da er befürchtete, dies werde die öffentlichen Gemüter nur noch mehr erregen.¹⁷ Ausserdem deuteten gewisse Zeugenaussagen darauf hin, dass Margarete Radtke sehr genau wusste, was sie tat. Sie hatte bei einer früheren Gelegenheit einen anderen Arbeitgeber wegen Vergewaltigung angezeigt, nachdem er sie wegen Diebstahls entlassen hatte. Zweifellos kam sexueller Missbrauch von Dienstmädchen so häufig vor, dass der Vorwurf glaubhaft war. Doch die Behörden, die in dem Fall ermittelten, gelangten zu dem Schluss, dass jedes Wort ihrer Geschichte erfunden war. Angesichts dieser zweiten Denunziation zeichnete sich mithin ein Muster ab: Margarete Radtke beschuldigte ihre Arbeitgeber, um ihnen eins auszuwischen.¹⁸

Neben dem Verhältnis Dienstherr – Dienstmädchen boten die Verwicklungen einer sexuellen Intimität, vor allem über verboteene Grenzen von gesellschaftlicher Schicht und Religion hinweg, einen weiteren Punkt, an dem sich die Dynamik von persönlicher und gesellschaftlicher Macht umkehren liess. Das war offensichtlich bei Rosine Simanowski der Fall, dem siebzehnjährigen Mädchen, das sich einbildete, die Konitzer Juden würden sie mit Messern verfolgen. Ihrer ursprünglichen Aussage zufolge hatte sie mit angehört, wie Heinrich Friedländer im Verlauf eines Gesprächs gesagt hatte: «Die Juden brauchten ja auch Blut.» Später habe er ihr versprochen, er wolle ihr «etwas Schönes schenken», wenn sie den Mund hielt. Wie sich im Lauf der Ermittlungen ergab, hatte der 23 Jahre alte Friedländer seit fast zwei Jahren ein intimes Verhältnis mit Rosine Simanowski. Wie er aussagte,

BESCHULDIGUNGEN

kannte er das Mädchen seit November 1898 und hatte mit ihr «häufig den Beischlaf vollzogen, stets in [s]einer Wohnung».¹⁹ Friedländer bestritt, sie bezahlt zu haben, räumte jedoch ein, er habe für sie Geschenke gekauft und ihr zweimal Geld gegeben: einmal, damit sie sich ein Paar Schuhe kaufen konnte, und ein andermal, um ihre Schulden bei einem Schneider zu bezahlen. Seit Juli 1899 habe Rosine Simanowski der «sittlichen Kontrolle» unterstanden und sich regelmässig untersuchen lassen müssen. Mit anderen Worten, sie war eine Prostituierte. Doch Friedländer bestritt, dass er sie «als solche» benutzt habe, selbst wenn es für ihn eine rein sexuelle Beziehung war.²⁰ Im Wesentlichen wurde seine Geschichte von der Aussage des Dienstmädchens bestätigt. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit («weil die öffentliche Verhandlung eine Gefährdung der Sittlichkeit erwarten lässt») gab Rosine Simanowski zu, dass sie sich ihm kurz nach ihrer Firmung «hingegen hatte».²¹

Ob sie zu diesem Zeitpunkt noch unberührt war, ist unklar; Friedländer jedenfalls glaubte es nicht.²² Sie gab auch zu, häufig mit ihm geschlafen zu haben, was die Frage aufwarf, wann sie damit aufhörten, wer von beiden Schluss machte und warum. In diesem Punkt waren beider Aussagen dunkel und widersprüchlich. Nach Simanowski hatte sie die sexuelle Beziehung zu Friedländer nach dem Tod Ernst Winters Mitte März abgebrochen; nach Friedländer hatte er sie Anfang April «zum letzten Male gebraucht».²³ Auch die Darstellungen ihrer Begegnungen in Friedländers Geschäft an einem Werktag im Sommer 1900 widersprachen sich. Nach ihren Angaben war sie zweimal dort, um Kleidung zu kaufen, während er aussagte, sie sei nur einmal dort gewesen. Wesentlicher war indessen, dass sie ihm ihrer Aussage zufolge gesagt hatte, sie wisse, dass Moritz Lewy und Ernst Winter zusammengewesen seien und dass Friedländer im Zusammenhang mit der Mordgeschichte bemerkt hatte: «Die Juden brauchen ja auch Blut.»

Man kann nur Vermutungen darüber anstellen, was für ein Motiv hinter diesen Beschuldigungen stand. Vielleicht war Friedländer für ihre Probleme verantwortlich, vielleicht liebte sie ihn,

BESCHULDIGUNGEN

ohne dass ihre Gefühle erwidert wurden. Auf jeden Fall war sie der schwächere Teil von beiden. Aufgrund ihrer sozialen Herkunft und Stellung, ganz zu schweigen von ihrer Jugend, war sie die Unterlegene, und ihr zweifelhafter Ruf machte sie noch verletzlicher. Man kann sich nach alledem vorstellen, wie sie sich seine Worte zurechtlegte. Wenn er sagte, «er werde [ihr] auch etwas Schönes schenken», mochte er sie für den sexuellen Genuss bezahlen, ein Geheimnis, das nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollte. Auch wenn sie in ihn verliebt war, nahm sie ihm wahrscheinlich übel, dass er sie wie eine gewöhnliche Prostituierte behandelte. Zurückgewiesen, wollte sie es ihm auf jeden Fall heimzahlen.

Rosine Simanowski war nicht die Einzige, die öffentlich Rache für eine private Kränkung nahm. Josef Laskowski, ein Landarbeiter, der phantastische Geschichten von Adolph Lewy erzählte, wie dieser ihn als potentielltes Schlachtopfer taxiert habe, hatte ebenfalls Grund, gekränkt zu sein. Seine Geschichte beginnt an dem Tag von Winters Ermordung, dem ii. März. Hugo Lewy, der jüngere der beiden Söhne Adolph Lewys, hatte mit Laskowski ausgemacht, dass dieser eine Kuh vom nahe gelegenen Dorf Frankenhagen nach Konitz trieb, eine Entfernung von etwa sieben Kilometern. Für diesen Dienst erwartete Laskowski einen Lohn von einer Mark fünfzig, doch Lewy bot ihm lediglich eine Mark fünf- undzwanzig. Lewy hatte Laskowski ausserdem aufgetragen, einen neuen Kälberstrick zu kaufen, an dem er die Kuh hinter sich herziehen sollte. Laskowski hatte jedoch stattdessen zwei alte Stricke zusammengebunden und das Geld behalten. Als Adolph Lewy davon erfuhr, stellte er Laskowski zur Rede, und als zufällig der Polizeiwachtmeister Kühn vorbeikam, erzählte Lewy ihm, was Laskowski getan hatte.²⁴ Was danach geschah, ist unklar. Nach Aussage Laskowskis hatte Adolph Lewy ihm aufgetragen, die Kuh nach hinten zu bringen und dann ins Haus zu kommen, wo Laskowski mit «Angst im Herzen» zitterte und angeblich gehört hatte, wie Adolph Lewy sagte: «Wir brauchen Blut [...] Gymnasiasten spazieren [...] Kantor habe da viel zu tun [...] Kantor

BESCHULDIGUNGEN

wird ein Bad anlegen [...] Leine, fesseln, Mönchsee». Dann sei Adolph Lewys Frau Pauline ins Zimmer gekommen und habe nach Laskowskis Alter gefragt, ob er verheiratet sei und ob er Kinder habe. Lewy habe ihn taxiert und verlangt, seinen Arm zu sehen. «Zu weiss, zu weiss, blass, blass», habe Lewy gemurmelt und Laskowski gehenlassen.²⁵

Natürlich bestritten die Lewys jedes einzelne Wort der Aussage Laskowskis, die dieser «im Zustande schwerer Trunkenheit» gemacht hatte.²⁶ Für die Antisemiten gab es jedoch kein Zeugnis gegen die Juden, das durch einen solchen Befund unverwertbar geworden wäre. Indem die antisemitische Presse die Aussage Laskowskis immer wieder druckte, wurde diese zu einem festen Bestandteil der Konitzer Erzählung, in der die Juden Christen taxierten – als wären sie ein Stück Vieh –, bevor sie einen von ihnen für einen Ritualmord auswählten.

III

Von allen Denunziationen in Konitz ergaben sich die tragischsten Folgen aus den Angaben mehrerer Zeugen, die Ernst Winter in Gesellschaft von Moritz Lewy, dem älteren der beiden Söhne Adolph Lewys, gesehen haben wollten. Moritz Lewy bestritt, Ernst Winter gekannt zu haben, räumte jedoch ein, dass er gelegentlich neben anderen in seiner Gesellschaft gestanden haben mochte und dass er ihn möglicherweise auf der Strasse im Vorbeigehen gegrüsst hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Moritz Lewy damit die Wahrheit gesagt. Willi Rahmel und Erich Boeckh, die beiden besten Freunde Ernst Winters, sahen Winter fast täglich und tauschten sich mit ihm über ihre persönlichsten Angelegenheiten aus, doch selbst sie konnten sich nicht erinnern, dass er dabei jemals den Namen Moritz Lewys erwähnt hätte.²⁷ Trotzdem behaupteten etliche Zeugen das Gegenteil, und im Oktober 1900 verhaftete die Polizei Moritz Lewy wegen eidlicher Falschaussage. Bis zum Prozess gegen ihn im Februar 1901 hatten erstaunlicherweise 30 Zeugen ausgesagt, sie hätten die beiden zusammen gesehen – ein Phänomen, das die verschiedenen Wei-

BESCHULDIGUNGEN

sen beleuchtet, wie Christen in einer von Anschuldigungen erfüllten Atmosphäre zweifelhafte Beweise gegen die Juden der Stadt vorbringen konnten.

Die Geschichte dieser Beobachtungen beginnt mit den Beschuldigungen Richard Speisingers, eines siebzehnjährigen Schulabbrechers, der behauptete, Ernst Winter habe ein Verhältnis mit zwei jüdischen Mädchen, Meta Caspari und Selma Tuchler, sowie mit Anna Hoffmann gehabt. Ein eifersüchtiger Schlachtergeselle, dessen Namen Speisinger nicht kannte, der aber möglicherweise bei Hoffmann arbeitete, habe eines Abends im Herbst 1899 zu Winter gesagt: «Warten Sie, bei nächster Gelegenheit, wenn wir beide allein sind, werde ich Ihnen das besorgen, dass Ihnen das Backen auf immer vergehen wird.»²⁸ Diese Beschuldigung, die am 27. März bei der Polizei von Jastrow gemeldet wurde, betraf weder die Lewys noch allgemein irgendwelche Juden. Wenn überhaupt, war dies eher ein Fingerzeig auf das Haus Gustav Hoffmanns.

Die Polizei nahm diese erste Beschuldigung Speisingers nicht ernst. Sie konnte nicht bestätigt werden. Auch Speisingers frühere Lehrer hielten ihn für einen Faulpelz, Prahlhans und Lügner. Doch als die Ermittlungen sich nach der Vernehmung Gustav Hoffmanns, die soviel Staub aufwirbeln sollte, allmählich festfuhren, lud die Polizei Speisinger nach Konitz vor, wo er seine Aussage wiederholen sollte. Damit begann die Tragödie.

Als Speisinger am Morgen des 23. Juni, einem Samstag, das Landgericht Konitz verliess, wurde er sogleich von dem antisemitischen Journalisten Wilhelm Bruhn begrüsst, der ihn zunächst auf ein Glas oder zwei und dann zum Mittagessen in ein Lokal einlud und ihm sagte, er sei ein wichtiger Zeuge und für den Fall von eminenter Bedeutung. Am Nachmittag nahm Bruhn ihn mit zu einem Treffen mit gleichgesinnten Journalisten bei Kaffee und Kuchen, und dann gingen sie zum Schützenhaus. Am nächsten Morgen hatte Speisinger furchtbare Kopfschmerzen, konnte sich jedoch noch gut an Bruhns antisemitische Tiraden erinnern. Seine Geschichte begann eine andere Färbung anzunehmen.

BESCHULDIGUNGEN

In der Montagszeitung brachte Bruhn einen Artikel, in dem er ausführlich die sensationelle Geschichte Speisingers ausbreitete, aber jene Teile wegliess, die möglicherweise einen von Hoffmanns Lehrlingen betrafen, dafür jedoch behauptete, Winters Beziehungen zu Selma Tuchler und Meta Caspari seien intimer gewesen als die zu Anna Hoffmann.²⁹ Dennoch hatte Speisinger bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht den Namen Moritz Lewy erwähnt.

Lewy kam bereits am Sonntag nach dem Treffen zwischen Speisinger und Bruhn in die Geschichte. Als Speisinger über die Danziger Strasse spazierenging, bat ihn Martha Hoffmann ins Haus, um mit ihm über seine Aussage zu sprechen. Sie fragte ihn über Winters Beziehungen und ob er wisse, dass Moritz Lewy und Ernst Winter des Öfteren miteinander zusammen waren. Speisinger erwiderte, er wisse das, es sei jedoch nicht bestätigt. «Es liegt uns daran, den Moritz Lewy meineidig zu machen», hatte Martha Hoffmann darauf erwidert.³⁰ Danach verliess Speisinger das Haus für 20 Minuten, angeblich, um sich mit einem Freund zu beraten. Als er zurückkehrte, sagte er, «jetzt könne er [...] es auf seinen Eid nehmen».³¹

Für Martha Hoffmann war das jedoch noch nicht genug. Sie sagte Speisinger, er würde meineidig werden, wenn er Details zurückhalte, und er sei gut beraten, seine Beschuldigung schriftlich aufzusetzen. Nach erneuter Rücksprache mit einem Freund folgte er diesem Rat. Bei seiner anschliessenden Vernehmung am 6. Juli erklärte Speisinger: «Moritz Lewy ist mit Winter bekannt. Im Herbst v[origen] J[ahres] habe ich sie auf der Danziger [...] Strasse zusammen gesehen. Ein ander mal habe ich sie vor der Lewy'schen Thür stehen sehen.»³²

Wir wissen nicht, was Martha Hoffmann bewog, Speisinger dazu zu drängen, ihr dabei zu helfen, Lewy des Meineids zu überführen. Sie selbst konnte Winter und Lewy nicht zusammen gesehen haben, da sie zu jener Zeit in Warschau war. Sie gab jedoch zu, dass sie Lewy nicht ausstehen konnte und dass sie ebensowenig wie ihr Vater objektive Beweise für ihre Behauptungen hatte.³³ Die Hoffmanns spannen übrigens nicht allein an ihrem

BESCHULDIGUNGEN



Moritz Lewy

komplizierten Intrigennetz. Als Speisinger Hoffmanns Haus zum zweitenmal besuchte, fand er dort zwei weitere Männer vor, den

BESCHULDIGUNGEN

Journalisten Max Wienecke und einen geheimnisvollen Mann mit einer weissen Baskenmütze und einem Schnurrbart.³⁴

Bis zum Beginn des Meineidsprozesses gegen Moritz Lewy im Februar 1901 hatten sich neun weitere Zeugen bei der Polizei gemeldet und ausgesagt, sie hätten Ernst Winter und Moritz Lewy zusammen gesehen. Von diesen behaupteten nur zwei, lediglich gesehen zu haben, dass Lewy Winter auf der Strasse gegrüsst hatte, was Lewy nicht kategorisch bestritt. Von den sieben übrigen war der erste, der sich gemeldet hatte, Friedrich Russ, der Nachtwächter, dessen Revier die Danziger Strasse und ihre Seitenstrassen waren. Nachdem er die Fotografie von Ernst Winter in Heyms Studio gesehen hatte, behauptete Russ, er habe Lewy und Winter mindestens drei- bis viermal in der Woche zusammen gesehen, und zwar stets nach zehn Uhr abends, obwohl Schulkameraden von Winter in Langes Pension beteuerten, zu dieser Tageszeit sei Winter in der Regel bereits in seinem Zimmer gewesen.³⁵ Russ war allerdings kein sehr zuverlässiger Zeuge. Er hatte keine Schule besucht und konnte sich kaum verständlich ausdrücken, suchte fortwährend Streit, trank mehr, als ihm guttat, und vernachlässigte seine beruflichen Pflichten. Ausserdem bettelte er, und Moritz Lewy hatte ihm einmal sogar etwas Kleingeld gegeben.³⁶ Warum Russ Lewy beschuldigte, ist somit unklar, doch in Konitz nahm ihn kaum jemand ernst, ausgenommen die antisemitischen Journalisten, die sich sofort auf seine Geschichte stürzten und sie – ohne Quellenangabe – auf der Titelseite der Abendausgabe vom Samstag, dem 23. Juni, brachten.³⁷

Etlliche Beobachtungen von Moritz Lewy in Gesellschaft von Ernst Winter waren der kreativen Phantasie von Leuten entsprungen, die bereits zweifelhafte Aussagen gemacht hatten. Rosine Simanowski, die behauptet hatte, Heinrich Friedländer habe gesagt, «die Juden brauchten Ja auch Blut», erklärte jetzt, sie habe Ernst Winter und Moritz Lewy im Eingang zu Lewys Haus in der Danziger Strasse miteinander reden sehen. Christian Lübke, der Maurer, der die seltsame Geschichte aufbrachte, die Juden hätten Winters Körperteile in geheimen Gewölben unter der Synagoge

BESCHULDIGUNGEN

versteckt, sagte ebenfalls aus, er habe Moritz Lewy und Ernst Winter zusammen gesehen – bei mindestens 20 verschiedenen Gelegenheiten. Er kannte Ernst Winter jedoch gar nicht und erkannte ihn erst nachträglich, nachdem er sein Bild in Heyms Fotoatelier gesehen hatte. Ausserdem hatten die antisemitischen Zeitungen gegen Ende Juni begonnen, Berichte über alle diese Beobachtungen zu bringen. Anfang Juni machte Lübke seine Aussage, ebenso seine Tochter Anna.³⁸ Doch bevor sie vor Gericht erschien, sprach Anna Lübke mit einer Frau, die uns bereits vertraut ist: Martha Hoffmann.³⁹

Wenigstens zwei der später gemachten Aussagen lassen sich auf einen besonderen Groll gegen den Beschuldigten zurückführen. Die eine stammte von Karl Nagorra, ehemals Polizist und jetzt Hilfsgefangenenaufseher im Gefängnis, der trotz seiner extrem schlechten Augen behauptete, er habe zu drei verschiedenen Malen Ernst Winter und Moritz Lewy zusammen Spazierengehen sehen. Wie sich herausstellte, hatte Nagorra seine persönlichen Gründe: Adolph Lewy hatte eine Beschwerde über Nagorra eingereicht, die 1896 zu dessen Entlassung aus dem Polizeidienst geführt hatte.⁴⁰ Der zweite Zeuge, dem wir persönliche Motive unterstellen können, war Gustav Schlichter, ein siebzehnjähriger Klempnergeselle, der zunächst angab, er habe Ernst Winter und Moritz Lewy einmal auf der Danziger Strasse gesehen, später jedoch «zu der Überzeugung gekommen [war], dass [er] sie häufiger gesehen [hatte]». ⁴¹ Bei einem anschliessenden Prozess sagte jedoch ein anderer Klempnergeselle aus, «der Klempnergeselle Schlichter wolle mit seinem Eide Moritz Lewy nur hineinlegen». ⁴² Nicht minder entlarvend war der Umstand, dass Schlichter später zugab, am Abend des 9. Juni einer der Brandstifter an der Synagoge gewesen zu sein. ⁴³

Schlichters angebliche Beobachtungen mochten Franz Hellwig, einen Druckerlehrling, zu der Aussage angeregt haben, auch er habe gesehen, wie Ernst Winter und Moritz Lewy auf der Danziger Strasse auf und ab gegangen und in der Eingangstür zu Lewys Haus gestanden hätten. Angesichts der Tatsache, dass Hellwig «geistig etwas langsam» war, stellte diese Aufgabe, die

BESCHULDIGUNGEN

er erst anderthalb Jahre nach dem Mordfall machte, eine beachtliche Gedächtnisleistung dar.⁴⁴ Er kannte Ernst Winter überhaupt nicht und verwechselte ihn später mit einem anderen. Doch als Freund Schlichters mochte der einfältige Hellwig vielleicht seinen Freund in dem Bemühen unterstützen, Moritz Lewy hereinzulegen.

Von den ursprünglich sieben Beschuldigern blieb nur Elisabeth Tuszik, ein «frommes, wahrheitsliebendes» Dienstmädchen, übrig. Sie hatte angeblich Lewy und Winter zusammen Spaziergehen sehen, doch wann das genau war, wusste sie nicht mehr, ob 1898 oder 1899, ob im Sommer oder im Winter. Sie behauptete, die ganze Zeit über gewusst zu haben, dass Moritz Lewy bei dem Mord an Ernst Winter seine Hände im Spiel gehabt habe. Zwei oder drei Tage nach dem Mord lehnte Elisabeth Tuszik aus dem Fenster, und als Moritz Lewy unten vorbeiging, rief sie angeblich: «Moritz! Moritz! Wo hast du den Winter gelassen?» «Worüber sprichst du, Elisabeth?», hatte Frau Niewolinski daraufhin gesagt. «Es wird gesagt, die Juden haben es gethan. Und wenn er es auch nicht gethan hat, so hat er [Moritz Lewy] ihn doch irgendwie hineingelockt. Ich kann das sagen», setzte sie hinzu, «ich habe gesehen, wie er mit dem Ernst Winter gegangen ist.» «Da bist du ja eine gute Zeugin», war die Antwort von Frau Niewolinski. Doch das Dienstmädchen meldete seine Beobachtung erst im September 1900 bei der Polizei. «Ich könnte ja schliesslich auch eingesteckt werden», war ihre Erklärung.⁴⁵

Während des Prozesses gegen Moritz Lewy meldeten sich weitere Zeugen. Je mehr Menschen eine Aussage machten, desto geringer wurden die Risiken einer öffentlichen Denunzierung. Zu denen, die gegen Moritz Lewy auftraten, gehörten auch Regina Schultz, das polnischsprechende Dienstmädchen von Lewys nächstem Nachbarn Hermann Aaronheim, Anna Schnick, ein Dienstmädchen, das zwei Häuser weiter wohnte, einige Schüler und Lehrlinge sowie Anna Hoffmann. Anna Hoffmanns Aussage ist interessant wegen der Vorsicht, die sie dabei walten liess. Auf die Frage, ob Ernst Winter Moritz Lewy gekannt habe, blieb sie

BESCHULDIGUNGEN

merkwürdig schweigsam; ebenso wie die übrigen sagte sie jedoch, sie habe die beiden zusammen auf der Strasse gesehen.⁴⁶

Überhaupt beschränkten sich diese Beobachtungen zunehmend auf zwei Motive: Lewy und Winter als Spaziergänger auf der Danziger Strasse und unter der Tür des Lewyschen Hauses stehend und miteinander redend. Wie wir uns erinnern, wurden diese Szenen ursprünglich von Richard Speisinger zu Protokoll gegeben, dessen Visionen ein Gespräch mit Martha Hoffmann vorausgegangen war. Der Weg der Denunziation machte eine Kehrtwende und führte zurück zum Haus Gustav Hoffmanns.

Der Prozess gegen Lewy wurde ebenso wie der gegen Masloff zu einem grandiosen Schauspiel, in dem ein Zeuge nach dem anderen behauptete, er habe die beiden jungen Männer gemeinsam Spaziergehen oder in einem Hauseingang reden sehen. Für Aussenstehende schien es ein klarer Fall von ‚Suggestion‘, aber das war es nicht einmal. Die Aussagen der gegen Moritz Lewy auftretenden Zeugen hatten einen Beigeschmack von Boshaftigkeit. Dennoch befand das Geschworenengericht am 16. Februar 1901 Moritz Lewy in drei Punkten des Meineids schuldig und verurteilte ihn zu vier Jahren Haft im Gefängnis Graudenz und zum Verlust der Bürgerrechte für die Dauer der Haft. Ausserdem hatten die Lewys die Kosten des Verfahrens zu tragen. Zwei Tage später verzog die Familie nach Berlin, und bald darauf trat Moritz Lewy seine Strafe an; sein Entlassungstermin wurde auf den 10. Mai 1905 festgesetzt. In einem Polizeibericht damals hiess es: «Die Verurtheilung des Moritz Lewy wurde von einem grossen, ja überwiegenden Theile der hiesigen Bevölkerung mit Genugthuung empfunden und hat wesentlich zur Beruhigung derselben beigetragen.»⁴⁷

IV

Die Rhetorik des modernen Antisemitismus stellte die Juden als übermächtig dar. Sie beherrschten die Presse, das Rechtswesen und die Finanzwelt und nutzten ihre Macht im verborgenen: Sie verkauften beispielsweise Saatgut zu Wucherpreisen an die Bau-

BESCHULDIGUNGEN

ern, und sie hielten zusammen. In Konitz wie in vielen anderen Städten in Deutschland war dieses Bild des mächtigen, mauschelnden Juden allgegenwärtig. Es wurde in Zeitungen und Flugschriften, von der Kanzel und im Klassenzimmer verbreitet. Und man begegnete ihm auf der Strasse.

Dennoch legt die Realität der Beschuldigungen gegen die Juden in Konitz eine andere Beziehung nahe. Vor allem in den ersten Monaten der Ermittlungen waren die meisten der in Konitz denunzierten Juden selbst Aussenseiter, in gewisser Hinsicht innerhalb der Gemeinschaft an den Rand gedrängt und auf jeden Fall verwundbar. Es gab wichtige Ausnahmen. Die Denunzierung Heinrich Friedländers durch Rosine Simanowski entspricht diesem Muster nicht, denn sie diente dazu, eine Macht-Ohnmacht-Beziehung umzukehren. Dasselbe kann man von vielen der Dienstmädchen sagen, die ihre Arbeitgeber bezichtigten. Doch in anderen Fällen war das hervorstechende Merkmal der Beziehung zwischen Beschuldiger und Beschuldigtem die Verletzbarkeit des letzteren. Wenn die Christen in Konitz Juden beschuldigten, dann waren diese Juden in der Regel nicht die Mächtigen, sondern die Machtlosen.

Unter den Konitzer Juden erwies sich Wolf Israelski – ein dem Trunk ergebener Abdecker, ein Mann, der sich in keiner festen Stellung halten konnte und der nach seiner eigenen Einlassung nicht vieler Gedanken mächtig war – als ein leichtes Ziel.⁴⁸ Dass Israelski einmal Abdecker gewesen war, ist ebenfalls von Bedeutung, da der Beruf des Abdeckers (früher auch Schinder) in der symbolischen Ökonomie der Handwerkerzünfte anders als der des Schlachters seit Langem zu den ‚unehrlichen‘ und ‚anrüchigen‘ Berufen gehörte. Sie kamen in Berührung mit ‚kaltem Fleisch‘, und sie mussten verendete Tiere auf dem ‚Schindanger‘ verscharren. In früherer Zeit übernahmen sie es auch, Verurteilte zu hängen, wobei sie das Privileg des Enthauptens dem Scharfrichter überliessen, der ebenfalls ein ‚unehrliches‘ Gewerbe betrieb, aber sozial über dem Abdecker stand. Ebenso wie der Henker und in manchen Gesellschaften auch der Schäfer und der Müller war der Abdecker historisch von den Gesetzen, die eine

BESCHULDIGUNGEN

soziale Verunreinigung verhindern sollten, samt seinen Kindern und Kindeskindern zu einem Dasein als permanent Ausgeschlossener verurteilt.⁴⁹

Die erste Beschuldigung gegen Israelski kam von dem Gerichtsboten Friedrich Fiedler, der Israelski gesehen haben wollte, wie dieser mit einem grauen Sack auf dem Rücken davonhumpelte, in dem er den Kopf von Ernst Winter zu einem Graben vor der Stadt getragen habe. Andere Zeugen folgten später dem Hinweis Fiedlers: der Eisenbahnarbeiter Julius Dühning, Klara Streubing, die Frau eines Sattlers, sowie August Steinke, ein Flössermeister aus Prechlau, der angeblich mit angehört hatte, wie Josef Eisenstädt gesagt hatte, Winter sei gut zum Schlachten. Steinke hatte auch ein anderes Gespräch mit angehört. In der Nähe des Bahnhofs erwähnte jemand Israelskis Namen, und Steinke hörte den Satz: «Nu, es wird alles bezahlt.»⁵⁰ Inzwischen fabrizierten die Zeitungen ihre eigenen Lügengeschichten. Am 1. Mai berichtete die *Staatsbürger Zeitung*, Israelski sei nach Xanten gereist, um Instruktionen entgegenzunehmen; er sei mit Adolph Buschhoff verwandt (dem jüdischen Metzger in Xanten), und das A auf dem zerrissenen Taschentuch stehe für Alma, Israelskis Schwester.⁵¹ Später berichtete die Zeitung auch, dass Alma häufig nach Berent gefahren sei (dem Ort eines angeblichen Ritualmords 1894) und dass Israelski während seiner Zeit im Gefängnis eine Nachricht erhalten habe, die jemand auf einen Fetzen Papier gekritzelt hatte. In einer Kartoffel versteckt, habe die Nachricht wahrscheinlich Anweisungen für Israelski enthalten, was er bei seiner Vernehmung aussagen sollte.⁵²

Solche Geschichten, offensichtlich reine Erfindungen, bestärkten dennoch die Öffentlichkeit in der Überzeugung, dass Israelski nicht allein gehandelt haben konnte. Das führte zu weiteren Denunziationen, die den Kreis der Beschuldigten in seiner Umgebung vergrößerten. Vor diesem Hintergrund behauptete Paul Brüggemann, ein 32jähriger Kutscher, er habe am Mittwoch vor Ostern Adolph Lewys Schwester, Pauline Lewy, gesehen, wie sie unter dem Arm ein Paket etwa von der Grösse eines Kopfes getragen habe. In Konitz als ‚Lappen Lewy‘ bekannt, hatte

BESCHULDIGUNGEN

Pauline (die denselben Vornamen hatte wie ihre Schwägerin) mit ihrem Schal das Gesicht bis auf die Augen verhüllt, so dass niemand sie erkennen konnte. Sie war eine alte Frau, die weder lesen noch schreiben und kaum hören konnte und sich mit dem Verkauf von Lumpen und Bindfaden mühsam über Wasser hielt. In dieser Position entsprach sie vollkommen dem Kreis der jüdischen Personen, gegen die die Beschuldigungen sich richteten. Brüggemann behauptete, Adolph Lewy sei «zehn bis zwanzig Schritt nachgekommen». Es sei nach zehn Uhr abends auf der Danziger Strasse gewesen, und sie hätten den Kopf zum Haus von Wolf Israelski getragen.⁵³

Israelski stand am 8. September 1900 vor Gericht. Trotz einer äusserst dürftigen Beweislage plädierte Oberstaatsanwalt Settegast, wenn auch halbherzig, Israelski sei als Komplize an dem Mord schuldig zu sprechen, und forderte eine fünfjährige Gefängnisstrafe. Um seine Anklage zu untermauern, bot Settegast eine Reihe von Zeugen auf, von denen zwei behaupteten, einen «verdächtig aussehenden» Mann in der Nähe des Grabens gesehen zu haben, während ein anderer eine Person gesehen haben wollte, die zwar im Gang, aber ansonsten keine Ähnlichkeit mit Wolf Israelski hatte. Unter den weiteren Zeugen befanden sich auch der dumme Alex' und die Gastwirtin Przeworski, die aussagte, «zwölf Männer müssten die Thäter gewesen sein, denn die Juden haben zwölf Stämme».⁵⁴ Przeworski bezeugte, dass sie an einem Tag im März gesehen hatte, wie ein Mann einen länglichen Gegenstand, vielleicht den Arm des Ermordeten, trug. Um ihre Geschichte abzurunden, trat eine Frau Stolpmann – ebenfalls Gastwirtin, deren Mann Selig Zander denunziert hatte – in den Zeugenstand und behauptete, zur Zeit des Mordes sei Israelski in einer verdächtig schlechten Stimmung gewesen. Diese Aussage wurde von ihrer elfjährigen Tochter bestätigt, die ebenfalls als Zeugin aufgerufen wurde. Nach dieser Parade von mehr als fragwürdigen Zeugen blieben Settegast nur noch sein anfänglicher Zeuge, der Gerichtsbote Friedrich Fiedler – der Israelski mit einem Sack gesehen hatte, in dem sich ein runder Gegenstand be-

BESCHULDIGUNGEN

fand – sowie die bekannten Indiskretionen von Israelskis Frau, die darüber geklagt hatte, ihr Mann sei ein Säufer.

Nach alledem sprach der Richter Israelski von der Anklage frei, sehr zum Missfallen der aufgebrachten Menge im Zuschauerraum sowie der antisemitischen Demonstranten auf der Strasse vor dem Gerichtsgebäude. Zu weiteren Tumulten kam es jedoch nicht, denn es war mittlerweile September, und das preussische Militär kontrollierte noch immer das Stadtzentrum.⁵⁵ Zwar wurden an diesem Punkt mit knapper Not grössere Ausschreitungen vermieden, doch eine einzige Denunziation, unterstützt von einer Reihe unbestimmter, indirekter Beobachtungen, hatte schon genügt, um einen Mann in Untersuchungshaft zu nehmen und anzuklagen, der ohnedies in vieler Hinsicht am Rand der kleinstädtischen Gesellschaft einschliesslich der Juden lebte.

Denunziationen der Verletzlichen gaben auch der zentralen Beschuldigung in unserer Geschichte neue Nahrung. Hier muss man besonders vorsichtig abwägen. Die Menschen zeigten auf Lewy, weil er ein jüdischer Schlachter war und in der Nähe des vermutlichen Tatorts des Verbrechens wohnte. Doch auch seine Stellung innerhalb der lokalen Gesellschaft machte die Beschuldigungen glaubwürdig. Adolph Lewy war ein streitsüchtiger Eigenbrötler. In der Vergangenheit war er schnell bei der Hand gewesen, wenn es darum ging, andere bei der Polizei anzuzeigen, und einige seiner Beschuldiger, darunter Josef Laskowski und Karl Nagorra, zahlten es ihm jetzt heim. Selbst unter seinen jüdischen Nachbarn war er isoliert. Mit dem Kaufmann Hermann Aaronheim, seinem unmittelbaren Nachbarn, hatte er eine Zeitlang im «Streit» gelebt, und die beiden Männer sprachen «fast nie» miteinander.⁵⁶ Nach den Beschuldigungen änderte sich das ein wenig. «Er kam zu mir», sagte Aaronheim, «und ich konnte ihm doch nicht die Thüre weisen.» Lewy ging gelegentlich in Falkenbergs Lokal und sah den Männern beim Kartenspielen zu,⁵⁷ doch mit Ausnahme von Moritz Brünn hatte anscheinend niemand von den Stammgästen Adolph Lewy in seinem Haus besucht.

BESCHULDIGUNGEN

Lewy befand sich selten in Gesellschaft der Notablen der jüdischen Gemeinde in Konitz, Männer wie Rabbi Kellermann und Stadtrat Fabian oder auch Gustav Caspari, der wohlhabende Kaufmann, der ihm gegenüber wohnte. Ob Lewy enge Kontakte zur Synagoge pflegte, lässt sich nicht so leicht sagen, obwohl sein Sohn Moritz einräumte: «Zur Synagoge gehe ich selten.»⁵⁸ Nach allem, was wir wissen, blieb Adolph Lewy für sich; nur wenige Menschen, Juden oder Christen, kannten ihn näher.

Doch als es mit den Beschuldigungen losging, brach Adolph Lewys private Welt schnell zusammen. Bereits im April musste er seinen Fleischerladen schliessen, und sein Sohn Hugo musste nach Berlin fahren und dort eine Arbeit suchen.⁵⁹ Als Adolph Lewy versuchte, Fleisch auf dem Wochenmarkt zu verkaufen, sammelte sich eine Menge um seinen Stand und rief «Christenfleisch!» oder «[Lewy] schlachtet Christen».⁶⁰ Es blieb jedoch nicht bei solchen verbalen Angriffen. Im Mai bedrohte ihn ein Arbeiter mit einem Messer; im Juni brachen mehrere Männer mit Äxten in sein Haus ein und forderten Geld.⁶¹ Danach konnte sich Lewy nur noch in Begleitung von bewaffneten Leibwächtern auf der Strasse sehen lassen. Auch für seine Frau machten die Beschuldigungen das Leben unerträglich: «Ich habe so viel Gram und Leid erlitten», sagte Pauline Lewy im Oktober, noch bevor ihr Sohn in Untersuchungshaft genommen wurde.

Gustav Hoffmanns in seiner Eingabe öffentlich erhobene Anschuldigungen gegen den jüdischen Schlachter erfolgten vor dem Hintergrund der Demütigung und anschliessenden Vernichtung der Existenz Adolph Lewys und seiner Familie. Am 13. Juni erschien die Eingabe in gedruckter Form, war jedoch schon am 5. Juni den Ermittlungsbehörden übergeben worden, nachdem Hoffmann sie in der Woche davor in Zusammenarbeit mit Wilhelm Bruhn aufgesetzt hatte. Zweifellos war es auch für Gustav Hoffmann eine schwierige Zeit, aber für Adolph Lewy und seine Familie war sie ausgesprochen bedrohlich. Während der Demonstrationen konnte Hoffmann beobachten, wie Rowdys wie-

BESCHULDIGUNGEN

derholt mit Ziegelbrocken und Steinen die Fenster im Haus seines Nachbarn einwerfen. Die Menschen, die sich in den Strassen drängten, ergriffen eindeutig und unmissverständlich Partei für Hoffmann gegen Lewy. Bedauerlicher war der Umstand, dass Hoffmann sich die öffentliche Empörung zunutze machte. «Ich habe dasselbe nur niedergeschrieben, was im Volksmunde doch bekannt ist. Jeder Mensch denkt so, wie ich da gesagt habe», rechtfertigte er sich später.⁶² Als er unter Eid gefragt wurde, ob er irgendeinen objektiven Beweis für das habe, was er gesehen oder gehört habe, antwortete er lakonisch: «Nein.»⁶³

Eine Reihe von Möglichkeiten mag erklären, warum Hoffmann ohne jeden Beweis die Geschichte des Schlachters vorbrachte. Vielleicht gab es ja eine Fehde zwischen seiner und Lewys Familie. Doch es gibt keine Hinweise auf einen offenen Konflikt, nur eine eisige Trennwand zwischen beiden. Soweit man sagen kann, wechselten die beiden Männer kaum ein Wort miteinander, obwohl sie Nachbarn waren und demselben Beruf nachgingen. Lewy war als Schlachter ein Konkurrent, und vielleicht war das für Hoffmann ein Motiv, doch der christliche Schlachter war ohnedies der bei Weitem Erfolgreichere von beiden. Sein Geschäft lief blendend, und er beschäftigte mehrere Gesellen und Dienstmädchen. Demgegenüber hatte Lewy ausser seinen beiden Söhnen überhaupt keinen Gesellen und konnte sich selbst in seinen besten Zeiten kein Dienstmädchen leisten, das mit im Haus wohnte.⁶⁴ Anfang Juni, als Hoffmann seine Beschuldigung öffentlich machte, befanden sich Adolph Lewy und seine Familie bereits am Rande des wirtschaftlichen Ruins. Was also mochte Hoffmann bewogen haben, seinen Nachbarn anzuklagen? Vielleicht versuchte er lediglich, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken in einem unangenehmen Ermittlungsverfahren, bei dem es indiskrete Fragen über die Jungfräulichkeit seiner Tochter geben konnte. Oder vielleicht hegte er einen viel einfacheren und niederträchtigeren Wunsch: die Vernichtung der Existenz seines jüdischen Nachbarn.

V

Was immer Hoffmanns Motive gewesen sein mögen, seine Denunzierung Lewys war ein Akt der Machtnahme über einen zunehmend machtlosen Menschen und entsprach insofern einem allgemeineren Muster. Im Unterschied zu vereinzelt Gewalttaten beruhen persönliche Denunziationen auf einem gemeinschaftlichen Kontext. Um wirksam zu sein, müssen sie glaubhaft sein – in den Augen der Bevölkerung und letztlich auch der Justizbehörden. Im Fall Adolph Lewys reichte es aus, dass die Einwohner von Konitz die Denunziation glaubhaft fanden; im Fall seines unglücklichen Sohnes schenkte auch das Gericht den Beschuldigungen Glauben. In Konitz nahm die Zahl der Anschuldigungen zu, während sich der Konflikt innerhalb der Gemeinde verschärfte, die Gräben zwischen Christen und Juden tiefer wurden und die zwischen ihnen bestehenden Bande sich auflösten und zerrissen.

Wenn wir das sich beschleunigende Tempo der Denunziationen analysieren, erkennen wir den Einfluss der Gemeinschaft auf die Handlungen von im Übrigen unabhängigen Individuen. Auch wenn es unmöglich ist, die Chronologie der Beschuldigungen exakt zu rekonstruieren, steht doch immerhin fest, dass die Denunziationen sich nicht gleichmässig verteilten. Sie traten vielmehr in Häufungen auf, und zwar jeweils nach einem bestimmten Ereignis, das die Gemeinschaft erschütterte. Die Chronologie enthüllt auch, dass unmittelbar nach dem Mord nur ganz wenige spezifische Beschuldigungen erfolgten – mit Ausnahme von Bernhard Masloffs erster Aussage und der phantastischen Äusserungen des Trinkers Josef Lankowski über Adolph Lewy.⁶⁵ Doch das Bild der anfänglich spärlichen Beschuldigungen änderte sich schlagartig, als im April auswärtige Journalisten in der Stadt eintrafen. Um den 10. April wurden die ersten Beschuldigungen gegen die Familie Meyer erhoben (auf deren Fall wir kurz eingehen werden) und ihr Inhalt in der Presse wiedergegeben.⁶⁶ Am 15. April sah Friedrich Fiedler Wolf Israelski, der einen Sack auf dem Rücken trug, was zur Verhaftung des Abdeckers führte. Auf

BESCHULDIGUNGEN

der Grundlage dieser anfänglichen Beschuldigungen traten weitere Zeugen auf, deren Anschuldigungen sich häufig gegen dieselbe Person richteten. Die erste Welle gewalttätiger Demonstrationen am Wochenende des 20. April verlieh den Beschuldigungen eine zusätzliche Dynamik. Bis Ende April hatten mehrere Zeitungen unmissverständlich die Juden als die Mörder benannt, und am 28. April erhöhte die preussische Regierung die Belohnung auf 20'000 Mark. Anfang Mai nahm die Bereitschaft der Einwohner von Konitz ihre jüdischen Nachbarn zu denunzieren, spürbar zu.

Die Linien, welche die Christen und die Juden voneinander trennten, waren klarer geworden. Bis Ende Mai war es in Konitz zu grösseren Zusammenrottungen und nach der Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Hoffmann Anfang Juni zu gewalttätigen Zusammenstössen gekommen. Jetzt strömten Menschen in die Stadt, die sich die ausgesetzte Belohnung verdienen wollten, Privatdetektive und weitere Journalisten, von denen viele dazu beitrugen, dass sich eine einhellige jüdenfeindliche Meinung bildete. Ende September schrieb der Journalist Georg Zimmer, «dass [...] in der ganzen Stadt gearbeitet werde, um Moritz Lewy des Meineids zu überführen».⁶⁷ Diese Bemühungen trugen bei den Prozessen ihre traurigen Früchte. In dem Verfahren gegen Speisinger im Oktober 1900 traten sechs Zeugen auf, die erklärten, sie hätten Moritz Lewy und Ernst Winter zusammen gesehen; in dem Prozess gegen Moritz Lewy im darauffolgenden Februar waren es bereits über 30 Zeugen, die eine solche Aussage machten. Gestützt auf Aberglauben, Gerüchte, falsche Zeugenaussagen und eine entstellende Berichterstattung in der Presse war jetzt der antisemitische Konsens eine Glaubenssache. Darüber hinaus wurden antisemitische Beschuldigungen zu einem Akt der Loyalität gegenüber einer Gemeinschaft, in die die Juden nicht mehr eingeschlossen waren. Falsche Beschuldigungen waren dann nicht mehr nur risikolos, sondern sogar eine Pflicht, vor allem wenn sie sich gegen Juden richteten, die bereits ein Leben am Rande der Gesellschaft führten.

VI

Auch wenn einzelne Beschuldigungen in Konitz auf eine bestürzende Weise für bestimmte Zwecke instrumentalisiert wurden, heisst das nicht, dass sie in allen Fällen als bewusste Erfindungen hingestellt werden können. Es ist schliesslich immer noch möglich, dass der christliche Schlachter seiner eigenen Geschichte glaubte, dass Margarete Radtke in ihrer Vorstellung davon überzeugt war, ihr Arbeitgeber habe sich an einem Haken erhängen wollen, dass Rosine Simanowski in ihrer Phantasie Juden gesehen hatte, die sie mit Messern verfolgten, und dass Speisinger meinte, Moritz Lewy zweimal in Gesellschaft von Ernst Winter gesehen zu haben. Diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen macht die Geschichten nicht wahrer oder die dahinterstehenden Motive nicht ehrenwerter. Es hindert uns lediglich daran, in ‚Descartes’ Irrtum’ zu verfallen, dass «das Denken und das Bewusstsein vom Denken die eigentlichen Fundamente des Seins» seien und dass die Operationen der Vernunft sich säuberlich von den unwillkürlichen Reaktionen des Gefühls trennen liessen.»⁶⁸ Beschuldigungen mögen auf Motiven beruhen, und der Beschuldiger mag seine Gründe haben. Das bedeutet jedoch nicht, dass er nicht von der Wahrheit seiner Behauptungen überzeugt ist. Es ist durchaus möglich, dass in Konitz einige der Beobachtungen auf echten, wenngleich entstellten Erinnerungen beruhten.⁶⁹

Schon damals haben Zeitgenossen diese Möglichkeit gesehen. «Die Menschen haben sich ein Bild gemacht», hatte der weise Richter Brixus im Hinblick auf die Beobachtungen und Anschuldigungen im Ritualmordfall in Xanten 1892 gesagt, «worin einige Bruchstücke von selbst Erlebtem vorkommen, sie haben sich allmählich in dies Bild hineingelebt.»⁷⁰ Eine ähnliche Theorie der Ereignisse wurde 1900 von einem Berliner Neurologen namens Albert Eulenburg im Hinblick auf die Ereignisse in Konitz vorgetragen, der zufolge die Beobachtungen einen Fall von «retroaktiver Halluzination» darstellen. Diese definierte er als «Erinnerungsfälschungen», «die [...] bei einzelnen dafür geeigneten Personen oder selbst bei einer grösseren Gesamtheit von

BESCHULDIGUNGEN

Individuen gleichzeitig künstlich erzeugt werden».⁷¹ Menschen, die einer solchen Halluzination erlagen, verwechselten häufig ihre eigenen Beobachtungen mit Ideen, die von anderen geäußert wurden. Sie glaubten häufig, was man ihnen erzählt hatte oder was sie gelesen hatten, sei etwas, das sie selbst gesehen oder gehört hatten. Auch wenn die Theorie Eulenburgs unter damaligen Vorurteilen litt – seiner Meinung nach waren «primitive Völker», «unterentwickelte Rassen», Frauen und ungebildete Männer besonders anfällig für «retroaktive Halluzinationen» –, weisen seine Erkenntnisse doch auf ein echtes Problem. ‚Falsche Quellenzuschreibung‘ – eine der verbreitetsten und am sorgfältigsten dokumentierten Ursachen von Erinnerungsentstellungen – war möglicherweise der Grund, dass aus unbestimmten Kleinstadtrüchten bestimmte individuelle Erinnerungen wurden.⁷²

Um bewusste Unwahrheiten von Beschuldigungen zu unterscheiden, die auf Fragmenten der Erinnerung aufbauen, muss man sich in den Worten von Arthur Conan Doyle «auf die Details konzentrieren». In dem Labyrinth von Zeugenaussagen, dem Zeitpunkt, zu dem sich der Betreffende erinnert, und dem präzisen Kontext dessen, was Psychologen als den ‚Wahrnehmungskontext‘ bezeichnen, können sich immer noch Hinweise auf den Status der berichteten Beobachtungen finden.

Wie angesichts der Unvollkommenheiten des Gedächtnisses zu erwarten, wurden viele Beobachtungen in Konitz als Fragmente wiedergegeben, aber nicht alle. Massive Beschuldigungen erfolgten als ausgeformte, zusammenhängende Erzählungen, von denen die Geschichte des christlichen Schlachters Gustav Hoffmann die umfassendste war. Es erscheint äusserst unwahrscheinlich, dass die Geschichte des Schlachters ausschliesslich das Produkt seiner Erinnerung war. Hoffmanns Zusammenarbeit mit Wilhelm Bruhn, das exakte Zusammenfallen der Veröffentlichung der Geschichte mit Hoffmanns Verhaftung, Hoffmanns spätere Einlassungen, er habe nur das niedergeschrieben, was «im Volksmunde doch bekannt» war, und er habe keine objektiven Beweise für seine Beschuldigung gehabt – das alles lässt

BESCHULDIGUNGEN

stark vermuten, dass die Geschichte des Schlachters eine planmässig konstruierte, bewusste Lügengeschichte war. Dasselbe galt zweifellos auch für die Geschichten von Bernhard Masloff, in denen er die Ereignisse im Keller Lewys belauscht haben wollte, und die komplizierten Geschichten, die von seiner Schwiegermutter Anna Ross erfunden wurden. Die Geschichten, die sie erzählten, waren zu detailliert, zu zielgerichtet, zu geplant, zu sehr das Ergebnis einer wie immer bruchstückhaften Mitwirkung Dritter, um als eigenständige, individuelle Erinnerungen ernstgenommen zu werden. Möglicherweise hatten sie ihre Geschichten so oft erzählt, dass sie sie am Ende selber glaubten, doch ihre Äusserungen, als sie ins Gefängnis abgeführt wurden, sprechen nicht für diese Annahme. Masloff durchlöcherte die Geschichte seiner Schwiegermutter, indem er gestand, er selbst sei der geheimnisvolle Knecht aus einem Dorf irgendwo hinter Schlochau gewesen, der angeblich gesehen hatte, wie der Torso der Leiche zum Mönchsee geschleppt wurde. Und Anna Ross behauptete ihrerseits und höchstwahrscheinlich wahrheitsgemäss, dass seine Geschichte von Anfang an erfunden war.⁷³ Die Beschuldigungen, die Josef Laskowski vorbrachte, wirken ähnlich konstruiert. Am Abend des Mordes «habe er so geschimpft über die Juden», dass er bei der Nachricht von der Ermordung Winters ausrief: «Das hat kein anderer als der alte Lewy gethan.»⁷⁴ Diese Beschuldigungen bildeten die Hauptvorwürfe gegen Adolph Lewy, und von diesen stammten angeblich einzig die Beobachtungen von Masloff, Anna Ross und Laskowski aus erster Hand. Die uns bekannten Tatsachen legen die Vermutung nahe, dass die Aussagen dieser Personen nicht auf entstellten Erinnerungen, sondern auf erfundenen Unwahrheiten beruhten.

Die sekundären Beschuldigungen, die fragmentarischer und irrealer wirken, lassen sich eher aus Gedächtnisäusungen erklären. In der ursprünglichen Geschichte des Schlachters beschränkten sie sich auf Wolf Israelski und Matthäus Meyer. Der Gerichtsbote Fiedler war der erste, der Wolf Israelski gesehen haben wollte, wie dieser mit einem Sack auf dem Rücken, in dem

BESCHULDIGUNGEN

sich angeblich der Kopf Winters befand, über die Schützenstrasse ging. Tatsächlich machte Israelski an diesem Morgen seine gewohnte Runde und trug einen Sack auf dem Rücken, wie er dies häufig tat. Fiedlers Motiv, Israelski zu beschuldigen, ist nicht erkennbar, es sei denn, dass er bei diesem Aussenseiter der Gemeinschaft keine Gegenwehr zu befürchten hatte. Entscheidender war der Zeitpunkt der Beobachtung, die auf den Karfreitag fiel, nicht nur ein Tag der geschärften symbolischen Wahrnehmung, sondern auch eines verstärkten Gefühls der Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde. Ausserdem hatte der Fotograf erst am Tag davor ein Foto von Ernst Winter in sein Schaufenster gestellt. Die suggestive Wirkung dieses Bildes, die Diskussionen, die es zweifellos auslöste, und das vertiefte Zugehörigkeitsgefühl als Christ, das alles hatte Fiedler möglicherweise besonders empfänglich gemacht für die vertrauten Bilder der Ritualmordbeschuldigung in einem ihrer dauerhaftesten Topoi – der marginalisierte Jude mit dem Kopf des Mordopfers in einem Sack. Vielleicht hatte Fiedler Israelski gesehen und daraus – verknüpft mit einer ihm bereits vertrauten historischen Erzählung – eine Erinnerung gebildet. Die endgültigen Details seiner Vision vervollständigten sich erst am Ostersonntag, als der Kopf Winters gefunden wurde und der ‚Wahrnehmungskontext‘ sich als besonders günstig erwies. Danach machte Fiedler seine Aussage zweimal und festigte damit die Erinnerung in seinem Bewusstsein, so dass sie sich während des Frühlings zu einem Bild verdichtete, das er wirklich gesehen zu haben glaubte.

Die Anschuldigungen gegen Matthäus Meyer hatten ihren Ursprung wahrscheinlich ebenfalls in Verzerrungen der Erinnerung und nicht in böswilligen Verdrehungen der Wahrheit. Seine Geschichte sagt auch etwas darüber, wie bereitwillig Christen Juden beschuldigten, die sich nicht dagegen wehren konnten. Eine Reihe von Zeugen behauptete, sie hätten gesehen, wie ein Mann den Laden Meyers betreten und eine Liste aus seiner Tasche gezogen habe, in die sich die Juden von Konitz eintragen sollten, um so ihre Zustimmung zur rituellen Schlachtung von Ernst Win-

BESCHULDIGUNGEN

ter zu bekunden. Daran schloss sich ein Gespräch an, in dem Meyers Tochter angeblich gesagt hatte: «Das ist ja Mord.» Die erste Anschuldigung kam von einer Frau Wiwjorra, der Frau eines Möbeltischlers, die Ernst Winter gut kannte. Anfangs wollte sie nur den Namen Winter und die Antwort der Tochter gehört haben: «Nein, lass das sein, das ist ja der reine Mord.» Tatsächlich gebrauchte Meyers Tochter des Öfteren die Redewendung: «Das ist ja schlimmer als Mord», um ein Erstaunen auszudrücken, und es erscheint völlig einleuchtend, dass Frau Wiwjorra, die im Übrigen keinen besonderen Groll gegen Meyer hegte, in Wirklichkeit diese Redewendung gehört hatte. Da das Gespräch im Januar, lange vor dem Mord stattgefunden hatte, gab es für sie keinen Grund, etwas Böses zu argwöhnen. Das mochte sich gleich nach dem Mord an Winter, den sie gut kannte, geändert haben, oder auch erst zur Osterzeit, als sie sich mit dem Bäcker Franz Arndt am Ufer des Mönchsees unterhielt. Man kann sich vorstellen, dass sie über die grausigen Umstände des Mordes sprachen und Frau Wiwjorra sich danach dunkel an die Situation im Januar in Meyers Laden erinnerte. Da sie sich an diese Szene in einem völlig veränderten ‚Wahrnehmungskontext‘ wiedererinnerte, nahm die Erinnerungsspur jetzt eine völlig veränderte Form an. Die Zeugin reicherte das Bild an, ihre Schilderung wurde detaillierter, eine Person mit einer Liste (möglicherweise nur ein Lieferant) wurde zu einem beauftragten Boten, der Unterschriften zugunsten eines Ritualmordes sammelte. Während sie das Bild und das mitgehörte Gespräch in Worte fasste, festigte sich die Erinnerung und – auch wenn wir das nur vermuten können – wurde zu etwas, das sie für wahr hielt, eine echte Erinnerung. Ein ähnliches Argument lässt sich für Anton Hellwig vorbringen, der zusammen mit seiner Mutter das Gespräch im Laden Meyers ebenfalls mit angehört hatte. Auch er hegte offenbar keine Antipathie gegen die Familie Meyer, und anekdotischen Äusserungen kann man sogar entnehmen, dass er lange Zeit ein treuer Kunde von ihr war. Ausserdem hatte er schon frühere Bemerkungen falsch verstanden oder erinnert. So hatte er beispiels-

BESCHULDIGUNGEN

weise Alexander Camminer angezeigt, weil dieser angeblich gesagt hatte: «Sie sehen so frisch und rot aus» und: «Das Blut ist dieses Jahr sehr theuer.» Camminer, der diese Worte nie geäußert hatte, räumte später ein, dass er etwas Ähnliches gesagt hatte wie: «Sie haben ein so rothes Gesicht, dass Ihnen das Blut heraus-spritzt.»⁷⁵ Möglicherweise hatte der gutmütige, aber geistig beschränkte Hellwig in ähnlicher Weise auch die Worte Meyers falsch ausgelegt und an sich harmlosen Bemerkungen eine neue Bedeutung unterlegt. Als er sie wiederholte und seine Mutter ihnen schliesslich auch Glauben schenkte, verfestigten sie sich möglicherweise in seiner Erinnerung. Spätere Beschuldigungen gegen Meyer, angeregt durch die Zeugenaussagen von Frau Wjworra und Anton Hellwig, erweckten weniger den Eindruck, auf eigenen Erfahrungen zu beruhen. Diese Anschuldigungen erfolgten entweder zu einem deutlich späteren Zeitpunkt, oder sie beruhten wie die von Mathilde Borchert, einer Katholikin aus Muskendorf, auf einer eingestandenem Lüge.⁷⁶

Worauf immer sie beruhen mochten, die Beschuldigungen gegen Matthäus Meyer trafen seine Familie zu einer Zeit, da diese ohnedies vom Schicksal hart betroffen wurde. Er hatte bereits sein Geschäft aufgeben müssen, und zur Zeit des inkriminierten Gesprächs verkaufte er seine letzten Warenbestände in seinem Wohnzimmer im 2. Stock. Ausserdem hatte der Arzt bei ihm ein Leberleiden diagnostiziert. Am 4. März, eine Woche vor dem Mord, zog die Familie nach Berlin, und kurz darauf starb die älteste Tochter Jenny an Wundstarrkrampf. Der Wegzug und der Tod seiner Tochter weckte nur den Argwohn der Konitzer. Die antisemitische Presse beschuldigte ihn, er habe seine eigene Tochter ermordet, um sie zum Schweigen zu bringen. Die Behörden in Konitz erwogen allen Ernstes eine Exhumierung der Leiche. Schliesslich erhob auch noch der Oberstaatsanwalt Klage gegen Matthäus Meyer wegen Meineids, da dieser alle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen bestritten hatte. Obwohl das Gericht in Berlin die Klage nicht zuliess, macht diese Verfolgung Meyers bis in die Hauptstadt die Extreme deutlich, bis zu denen diese Anschuldigungen getrieben wurden.

VII

Ritualmordbeschuldigungen wurden, wie Alan Macfarlane über die Hexenbeschuldigungen im 17. Jahrhundert schrieb, «unter Menschen erhoben, die einander gut kannten»⁷⁷ Geht man diesen Beschuldigungen nach, um herausfinden, warum eine Person eine andere denunzierte, dringt man in das Innerste einer zerrissenen Gemeinschaft vor. In Konitz brachten Beschuldigungen zwischen Nachbarn die Dynamik persönlicher Macht zum Ausdruck. In der Regel übten Christen eine Macht über Juden aus, für die sie arbeiteten, von denen sie sich gekränkt fühlten oder denen sie einmal, wie im Fall Rosine Simanowski, in Zuneigung verbunden waren. Doch diese Umkehrung der Machtverhältnisse erstreckt sich nicht auf alle Beschuldigungen. Die Beschuldigungen, die die Familie Hoffmann gegen die Lewys vorbrachte, stellten weniger eine Umkehrung von Macht dar als einen Angriff auf einen weitgehend wehrlosen Nachbarn. Dasselbe galt von den Beschuldigungen gegen die Meyers und Wolf Israelski. Das gemeinsame Thema all dieser Beschuldigungen ist ihre Verankerung in menschlichen Beziehungen und dass sie auf die schwachen Punkte im Gesamtsystem der Beziehungen abzielten.

Das gilt ebenso für den spezifischen Fall der Ritualmordbeschuldigungen in Konitz 1900 wie für die Beschuldigungen im Zusammenhang mit den Hexenverfolgungen in der frühen Neuzeit oder für die politischen Denunziationen in den totalitären Gesellschaften des 20. Jahrhunderts.⁷⁸ «Hexerei», schreibt die Anthropologin Mary Douglas, «ist nicht nur eine brutale Hebamme, die neue Formen in die Gesellschaft bringt, auch wenn das der Fall ist. Sie verschärft auch alle Feindschaften und Ängste und verhindert friedliches Zusammenarbeiten»⁷⁹ In ähnlicher Weise schreibt der Historiker Michael Geyer vom «antinomischen Konsens, dem Misstrauen gegeneinander, das durch Despotismus erzeugt wird.» Er stellt den Zusammenbruch der menschlichen Solidarität ins Zentrum eines neuen Verständnisses der Grundstruktur des Dritten Reiches.⁸⁰ «Denn es war die Zurückweisung der

BESCHULDIGUNGEN

Möglichkeit einer menschlichen Solidarität mit Fremden – die entscheidende wie auch moralische Voraussetzung der Zivilgesellschaft –, die vom nationalsozialistischen Regime zum Fundament seiner Existenz gemacht worden war.»⁸¹

Eine solche Aufkündigung der Solidarität stand im Zentrum der Ereignisse in Konitz. Auch wenn spezifische Beschuldigungen häufig ihre je eigenen und ganz unterschiedlichen individuellen Funktionen hatten, so erfolgten sie doch alle im Kontext einer durch soziale Beziehungen strukturierten Gemeinschaft. Indem sie Beschuldigungen erhoben, bekräftigten Menschen ihre Zugehörigkeit, verbündeten sich mit den Mächtigen gegen die Ohnmächtigen und zerschnitten alle Bande, die sie mit den Juden in ihrer Heimatstadt verbunden haben mochten. Wenn die Beschuldigungen in Konitz eine Vorahnung des Zusammenbruchs menschlicher Solidarität im «Dritten Reich» waren, dann erzählen sie auch eine allgemeinere Geschichte von der Fragilität zwischenmenschlicher Beziehungen.

Die Inszenierung eines Ritualmords

Es gibt keine Gesellschaft, die nicht das Bedürfnis fühlte, die Kollektivgefühle und die Kollektivideen in regelmässigen Abständen zum Leben zu erwecken und zu festigen.

Emile Durkheim

Das systematische Plündern der Sprache erkennt man an der Tendenz ihrer Benutzer, auf deren nuancierte, komplexe Hebbammeneigenschaften zugunsten von Bedrohung und Unterwerfung zu verzichten. Unterdrücker spräche repräsentiert nicht nur Gewalt, sie ist Gewalt; repräsentiert nicht nur die Grenzen des Wissens, sie begrenzt Wissen.

Toni Morrison

I

Am 10. Juli 1941 kam es in der polnischen Stadt Jedwabne zu einem ausserordentlichen und entsetzlichen Vorfall. Die Stadt, die unter sowjetischer Besatzung stand, geriet plötzlich unter deutsche Herrschaft, und im Rahmen der ‚Endlösung der Judenfrage‘ befahlen die Deutschen, alle Juden am Ort zu töten. Die Polen, die in Jedwabne in enger Nachbarschaft mit ihren jüdischen Mitbewohnern gelebt hatten, fügten sich nicht nur in die Anordnung, sondern übernahmen sogar selbst deren Ausführung. Bewaffnet mit Äxten und nägelgespickten Knütteln, trieben sie fünfundsiebzig Juden zusammen und zwangen sie unter Schlägen, ein schweres Lenindenkmal zu einer bestimmten Stelle zu tragen. Dort mussten die Juden eine grosse Grube ausheben, in der das Denkmal verschwinden sollte. Als sie diese Arbeit beendet hatten, metzelten die Polen sie mit Äxten nieder und warfen

ihre verstümmelten Körper ebenfalls in die Grube. Später am selben Tag trieben die Polen die übrigen Juden der Stadt zusammen, schlugen erbarmungslos auf sie ein und pferchten sie in eine Scheune, auf deren Wände sie Kerosin geschüttet hatten. Dann setzten sie die Scheune in Brand und verbrannten alle darin befindlichen Juden bei lebendigem Leibe.¹

Die «ganz normalen» Polen von Jedwabne, wie Jan T. Gross in seinem Buch *Nachbarn* schrieb, waren zu «willigen Vollstrekern» eines Gemetzels geworden, das eine «tiefere, archaischere Schicht» antisemitischer Gewalt heraufbeschwor und an die primitive Wildheit von Pogromen erinnerte sowie an die furchtbaren Greuel, die auf die Ritualmordbeschuldigungen früherer Jahrhunderte folgten.² Ähnlich wie die damaligen Täter ermordeten die Polen von Jedwabne ihre eigenen Nachbarn: sie peinigten sie in erkennbar symbolischer Weise (die an die Verhöhnung Christi auf dem Kreuzweg erinnert) und beendeten das Martyrium ihrer Opfer, indem sie diese in einem schweren Feuersturm umkommen liessen.

Als ein Akt unaussprechlicher Gewalt wirkt das Massaker in Jedwabne auch schwierige Fragen für unsere Untersuchung der Unruhen in Konitz auf, die im Sommer 1900 auf die Ermordung Ernst Winters folgten. An diesen Unruhen waren zahlreiche Menschen beteiligt, mehr als tausend bei den grossen Zusammenrottungen in Konitz und Hunderte in den umgebenden Ortschaften wie Baldenburg und Hammerstein. Diese gewalttätigen Ansammlungen von Menschen waren zweifellos furchteinflössend, aber sie arteten nicht in einen Ausbruch der Vernichtung aus. Als die Feindseligkeit zunahm und die Menge in Wut geriet, kam es nicht zu einem erbarmungslosen Blutbad, sondern zu einem vertrauten Muster böser Drohungen und symbolischer Gesten, welche die Kräfte des Hasses, der Feindseligkeit und der Ausschliessung beschwichtigten.

Es gibt zwei einfache, jede auf ihre Weise unzureichende Antworten auf die Frage, warum es für die Deutschen in Konitz genügte, die Gewalt rituell zu inszenieren, während die Polen von

Jedwabne einem blutigen Gemetzel freien Lauf liessen. Erstens könnte man eine primitive antisemitische Gewalt als das historische Erbe des Ostens ansehen – der traditionellen Landschaft der Pogrome – und einen stärker weltanschaulich gespeisten Antisemitismus in der deutschen Geschichte verorten, der unbarmherzig in die systematische Vernichtung des Holocausts mündete. Doch diese Erklärung liesse sowohl die Ubiquität eines ideologisch aufgeladenen Antisemitismus in Polen und Russland unberücksichtigt als auch das Vorhandensein einer pogromähnlichen antisemitischen Gewalt in der neuzeitlichen Geschichte Deutschlands und Westeuropas.³ Die zweite, plausiblere Antwort geht von der Stellung des Staates aus. Um die Wende zum 20. Jahrhundert wahrte das wilhelminische Deutschland rechtsstaatliche Prinzipien und sorgte für den Schutz seiner Bürger einschliesslich der Juden. Vier Jahrzehnte später versuchte das nationalsozialistische Regime, die Juden zu vernichten, und ermutigte als Besatzungsmacht in dem polnischen Dorf Jedwabne zur Anwendung von Gewalt. Unter dieser Hobbesschen Perspektive bleibt der Staat die einzige Schranke zwischen uns und den Äxten unserer Nachbarn, und folglich wurden 1900 die Juden in Konitz allein von der preussischen Armee vor den Knüppeln und Beilen ‚gewöhnlicher Deutscher‘ gerettet.

Diese Erklärung geht nicht nur von einem pessimistischen Bild der menschlichen Natur aus, sie hält auch wenig vom zivilisierenden Einfluss von Bildung und Geschichte auf die menschliche Neigung zur Gewalt. Zudem ignoriert sie das Gewicht dessen, was tatsächlich in Konitz passierte, wo sich der christliche Groll gegen die Juden in einem symbolischen Gewaltritual und nicht in einem tatsächlichen Gemetzel Bahn brach und somit die diesem Kapitel vorangestellte Erkenntnis Durkheims bestätigte, dass Gemeinschaften durch rituelles Handeln die kollektiven Gefühle bekräftigen, durch die sie miteinander verbunden sind. Statt unsere Erklärung der Ereignisse in Konitz auf einen strikten Gemeinplatz zu reduzieren (sie waren allesamt «willige Vollstre-

cker»), können wir jetzt die Handlungen der Menge in derselben Weise deuten wie eine Inszenierung oder ein Ritual. Dieser Akt der Deutung stellt keine Entlastung der Konitzer Bürger dar. Denn selbst im Hinblick auf besonders abscheuliche historische Ereignisse kann die Aufgabe des Historikers nicht einfach darin bestehen, die Sachschäden aufzunehmen, die Toten zu zählen und Schuldzuweisungen vorzunehmen; er muss auch Bedeutungen untersuchen, und, um das Bild eines Anthropologen zu übernehmen, er muss «sich strecken, um über die Schulter [der Menschen] zu lesen», die Geschichte machen.⁴

II

Die Massen, welche die Strassen von Konitz und der Nachbarstädte im Dämmerlicht des Frühsommers füllten, bestanden aus verschiedenen Gruppen von Menschen, von denen einige in dem gewalttätigen Drama eine zentrale Rolle spielten, während andere nur einen kurzen Auftritt hatten. Die menschliche Landschaft war in diesem Teil des Deutschen Reiches komplex. Abgesehen von der Trennungslinie zwischen Juden und Christen, gab es besonders deutliche Unterschiede zwischen Deutschen und Polen, Katholiken und Protestanten, Reichen und Armen.

Im Gegensatz zu dem, was manche deutsche Amtsträger damals glauben mochten, ging die treibende Kraft hinter der antisemitischen Agitation von Deutschen, nicht von Polen aus.⁵ Es gab allerdings Ausnahmen. Die antisemitischen Ausschreitungen in Czersk, einer Industriestadt mit überwiegend polnischer Bevölkerung, und die Bauernaufstände in den kleineren ländlichen Gemeinden Bruss, Wiehe und Karschin bezogen ihre Kraft von wütenden polnischen und kaschubischen Bauern. Den ganzen März und April hindurch hatten die Polen bereitwillig das antisemitische Gift der ungeheuer populären *Gazeta Grudzionska* in sich aufgenommen, deren Artikel über den Mordfall, auch wenn sie sich auf die deutsche Presse stützten, zweifellos die polnische Bevölkerung aufs Höchste erregten.⁶

Die deutsche Bevölkerung war ihrerseits gespalten in Protestanten und Katholiken, auch wenn die Aufstände in der überwiegenden Mehrzahl in protestantischen Städten ausbrachen, vor allem in Ostpommern und in den überwiegend deutschen Kreisen Schlochau, Flatow und Deutsch-Krone in Westpreussen. Bezeichnenderweise hatte es in diesen Gemeinden bereits zwei Jahrzehnte zuvor, nach dem Brand der Synagoge in Neustettin 1881, antisemitische Gewaltausbrüche gegeben.⁷

Im Juli 1881 marschierten Hunderte von Demonstranten durch die Strassen Neustettins, skandierten «hep-hep», riefen «Juden raus!» und drohten, die Juden totzuschlagen, während sie in Häusern plünderten und Schaufensterscheiben einwarfen.⁸ Von Neustettin breiteten sich die Unruhen in der ganzen Region aus: In Hammerstein griffen Ortsansässige einen jüdischen Richter an, und sechs berittene Polizisten waren ausserstande, den Mob unter Kontrolle zu bringen⁹. In Bärenwalde, 13 Kilometer nordwestlich von Neustettin, riefen kleine Banden von Handwerkern und Lehrlingen antisemitische Schmähungen, warfen Steine und beschädigten die Synagoge.¹⁰ Die schlimmsten Ausschreitungen ereigneten sich in Schivelbein, knapp 50 Kilometer westlich von Neustettin, wo eine mit Brecheisen und Äxten bewaffnete Bande in Geschäfte einbrach, die Warenbestände plünderte und Möbel auf die Strasse warf. Auch Frauen beteiligten sich, stahlen Stoffe und unwickelten damit die Laternen in der Innenstadt.¹¹ Ein Dutzend weitere Unruhen brachen in der Region aus; in sechs Fällen hatte sich dabei eine grosse, aufgebrachte und gewalttätige Menge zusammengerottet. Etliche dieser Ausschreitungen gingen von Städten aus, in denen 1900 erneut Gewalttaten um sich griffen: so in Stolp, Baldenburg, Rummelsburg und Jastrow. Schliesslich gab es auch in Konitz Unruhen, die acht Tage anhielten und hauptsächlich von jugendlichen Banden ausgingen, die judenfeindliche Parolen brüllten und Fensterscheiben einwarfen.¹²

Demgegenüber war Gewalt gegen Juden in überwiegend katholischen deutschen Städten weniger stark ausgeprägt, obwohl

die deutschen Katholiken der Region das *Westpreussische Volksblatt* lasen, eine katholische Provinzzeitung, deren Artikel mit einer Mischung aus Frömmigkeit und Vorurteil durchtränkt waren – «Sensationsnachrichten» und «unglaubliche Albernheiten», wie der Landrat Freiherr von Zedlitz beklagte.¹³ Es ist natürlich möglich, dass katholische Bauern und Stadtbewohner, von diesen unglaublichen Albernheiten' beflügelt, in die protestantischen Städte fuhren, um sich dort an Gewalttaten gegen Juden zu beteiligen. Schliesslich gab es das deutsche Sprichwort: «Stadtluft macht frei.»

Bei den grossen antisemitischen Zusammenrottungen, vor allem in Konitz, war die Menge heterogen, gerade im Hinblick auf nationale und religiöse Zugehörigkeit. Einen beträchtlichen Anteil stellten die Frauen, die, wenn wir Zedlitz glauben sollen, «zu den Hauptträgern des wilden Judenhasses geworden [waren]».¹⁴ Höchstwahrscheinlich spornten sie die Männer in der Menge zu weiteren Gewalttaten an – etwa die Synagoge zu stürmen und zu plündern. Die Männer, die den gewaltbereiten Kern bildeten, waren zumeist junge, unverheiratete, zum Teil vorbestrafte Arbeiter und Handwerker aus der Unterschicht. «Unter den Steuerzahlern sind diese aber nur zum allergeringsten Theile zu suchen», schrieb Zedlitz. «Bummler, halbwüchsige Jungen, die hier in Arbeit stehen, Dienstboten, die ohne Erlaubnis der Herrschaft sich auf der Strasse herumtreiben, das sind diejenigen Elemente, aus denen sich der Konitzer Janhagel hauptsächlich zusammensetzt.»¹⁵ Doch hinter diesem harten Kern teilte eine grössere Menge dessen sichtbare Wut. Zedlitz war der möglicherweise etwas voreingenommenen Meinung, «nur ein relativ kleiner Teil» der bürgerlichen Schicht habe sich dieser breiteren Menge angeschlossen.¹⁶

Das Betätigungsfeld der bürgerlichen Schichten war nicht die Strasse, sondern die Versammlungsräume von Organisationen wie der Bürgerverein, die Freimaurerloge und die vaterländischen Vereine. 1874 als liberale Organisation gegründet, war der Bürgerverein mit den Jahren immer konservativer geworden; 1900 wurde er von Männern beherrscht wie dem Antisemiten

Maximilian Meyer (Lehrer und Obmann der Geschworenen in den Prozessen gegen Masloff und Ross), Julius Klotz, Stadtrat und Fabrikbesitzer, sowie den antisemitischen Rechtsanwälten Gebauer und Vogel.¹⁷ Der Bürgerverein gab seiner Bestürzung über die Strassenkrawalle Ausdruck und nahm Anstoss an dem Mangel an Loyalität gegenüber der preussischen Obrigkeit. Ob aus Überzeugung oder aus Feigheit, jedenfalls unterliess er es, gegen die ausgeprägt antisemitische Stossrichtung der Unruhen aufzutreten.¹⁸ Der zweite bedeutende Sammelpunkt des Bürgertums in der Stadt war die St. Johannis-Loge «Friedrich zur wahren Freundschaft», die zum nationalkonservativen Zweig der preussischen Mutterloge «Zu den drei Weltkugeln» gehörte, einer Organisation, die sich seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts vorgenommen hatte, Juden systematisch auszuschliessen.¹⁹ Der allgegenwärtige Rechtsanwalt Vogel war der Meister vom Stuhl (Logenmeister) der Loge in Konitz, die zu ihren langjährigen Mitgliedern städtische Notabein zählte wie den Kreisarzt Dr. Gustav Müller, den Schulinspektor Heinrich Rhode und den ehemaligen Bürgermeister.²⁰ Daneben gab es noch weitere gesellige Organisationen, etwa den Kriegerverein und die Schützengilde (in der wiederum Vogel den Vorsitz innehatte), verschiedene kirchliche Gruppen sowie Wohltätigkeits- und Berufsorganisationen.²¹

Die Unterschiede zwischen der Menge auf der Strasse und den Führern des städtischen Establishments bestanden lediglich in der Form, aber nicht in der Substanz. Die Krawallmacher, in der Hauptsache Tagelöhner vom Land, Handwerksgesellen und Lehrlinge sowie Fabrikarbeiter, artikulierten sich in einem groben Idiom der Aktion: sie warfen Steine, schlugen mit Knüppeln an Häuserwände und drohten mit körperlicher Gewalt. Die Vertreter des Bürgertums zogen es dagegen vor, ordentliche antisemitische Resolutionen zu verabschieden.²² Für die Demonstranten auf der Strasse sprachen Taten lauter als Worte, für die ehrbaren Bürger schnitten Worte, wie Louis Althusser einmal von Begriffen sagte, schärfer als Messer.

III

Auch wenn die ehrbaren Bürger von Konitz möglicherweise angesichts des Mobs vor den Türen ihrer jüdischen Nachbarn entsetzt waren, unterstützten sie doch stillschweigend das Vorgehen der Randalierer. Deren Handlungen liefern uns Hinweise auf den Sinn dieser Ausschreitungen, nicht zuletzt, weil wir trotz einer überreichlichen Zahl von Berichten wenig Material darüber haben, was die Menge eigentlich gefordert hat. Ohne Spruchbänder oder Proklamationen mit klar formulierten Parolen, abgesehen von Slogans wie «Die Juden schlachten unsere Kinder» und «Moritz! Moritz! Gieb den Kopf raus!» lässt sich die Botschaft der Menge schwer bestimmen.²³ Die meisten Berichte begnügen sich damit, den ‚Hep-hep-Ruf‘ zu erwähnen, den alten Ruf, von dem antisemitische Gewalttaten in Deutschland seit 1819, als er erstmals aufkam, begleitet waren. Schon damals waren sich die Beobachter nicht einig, was er eigentlich bedeute; die Erklärungen reichten von einem Akronym für *Hierosolyma* [das griechische und lateinische Wort für Jerusalem] *est perdita* bis zu einer Abkürzung eines deutschen Wortes für Juden, ‚Hebräer‘.²⁴ Gelegentlich kamen noch die Parolen «Juden raus!» oder «Schlagt die Juden tot!» hinzu, doch diese gewalttätigeren Drohungen tauchen in den zeitgenössischen Berichten seltener auf. Zum Teil kommen in ihrem Fehlen in den damaligen Aufzeichnungen die Vorurteile der Kreisbeamten zum Ausdruck, solche Rufe des Pöbels seien ihrer Feder unwürdig. Trotzdem fällt bei den Krawallmachern eine genuine Armut des Ausdrucks auf, die zur Folge hatte, dass die Bedeutung der Tumulte in der Hauptsache in der stark ritualisierten Aggression lag, die während der ganzen Nacht überall aufflammte.²⁵ Von der Besetzung des Marktplatzes über das Einwerfen von Fensterscheiben und den Versuchen, die Synagoge in Brand zu setzen, bis zu den Drohungen, auch noch den letzten Juden totzuschlagen, reinszenierten die Demonstranten in Konitz ein vertrautes Drama, dessen historische Resonanz und unausge-

sprochene Bedeutungen ähnlich wie bei einem Text interpretiert werden können.

Die Unruhen in Konitz beschworen unmissverständlich die historischen Gewalttaten der Karwoche herauf, zu denen es immer wieder während des ganzen Hoch- und Spätmittelalters gekommen war. Dazu gehörte in der Regel – zum Teil als Vorspiel zu blutigen Ausschreitungen – das Steinewerfen auf Häuser und Ghettomauern. Seit dem 13. Jahrhundert stand diese Gewalt offensichtlich mit dem Theater in Verbindung: Sie folgte oftmals buchstäblich auf Passionsspiele, bei denen christliche Laienschauspieler aus der einheimischen Bevölkerung das Leiden Christi auf der Bühne darstellten und in die Aufführung den Auftritt von Juden als die Mörder Christi in das Spiel einbezogen. Durchtränkt von religiöser Bedeutung, inszenierten die Tumulte somit eine Form der rituellen Vergeltung. «Sein Blut komme über uns und über unsre Kinder!», ruft die Menge (Matth. 27, 24). Die Spiele verbanden die christliche Gemeinde der Gegenwart mit dem Augenblick ihrer Gründung in der Vergangenheit – ein Augenblick zudem, der zugleich das Urereignis der christlich-jüdischen Begegnung markierte. In dieser Hinsicht band die Karwoche, worauf der Historiker David Nirenberg hingewiesen hat, die beiden Gemeinschaften durch ein Ritual aneinander. Durch inszenierte Gewalt gegenüber den Juden konnten die Christen die soziale Erinnerung an ihre Ursprünge bewahren.²⁶

Im Gegensatz zu dieser impliziten Verknüpfung stellte die Karwoche nach aussen hin eine Zeit verstärkter sozialer Grenzen zwischen Christen und Juden dar. Nach den Bestimmungen des Vierten Laterankonzils von 1215 durften die Juden «an den Tagen der Klagen und der Passion des Herrn überhaupt nicht in der Öffentlichkeit erscheinen. Wir haben nämlich gehört, dass manche von ihnen ohne Scham an solchen Tagen [...] die christlichen Frauen und Männer, die zum Gedächtnis der hochheiligen Passion Zeichen der Klage tragen, schamlos verspotten.»²⁷ Die Gewalttaten der Menge machten diese Grenzen sichtbarer. Wenn

die Menschen Steine warfen und mit Holzprügeln an die Wände jüdischer Häuser schlugen, steckten sie symbolisch ein Ghetto ab, hinter dessen Mauern die Juden Schutz suchen mussten.

In einigen Fällen überschritten die Menschen jedoch während der Karwochen die symbolischen Beschränkungen einer ritualisierten Gewalt, und die «disziplinierenden Wirkungen der Kultur» (Daniel) versagten.²⁸ Dieses Versagen verband sich gewöhnlich mit Beschuldigungen eines Ritualmords und Hostienfrevels, gefährliche Vorwände für eine extrem gewalttätige Aggression. Hierzu zählen die grausamen Rindfleisch-Gemetzel, die 1298 vierzehn Tage nach Ostern in Röttingen verübt wurden.²⁹ Im Jahre 1338, als Ostern und Pessach zusammenfielen, töteten und verbrannten Christen im österreichischen Pulkau ihre jüdischen Nachbarn.³⁰ In Oberschlesien «wurden die Juden nach Ostern vor den Toren Glogaus verbrannt».³¹ Diese Tradition hielt bis in die Neuzeit an – 1881 brachen in Jelisawetgrad in der Ukraine während der Karwoche Judenpogrome aus. Bis weit ins 19. Jahrhundert bezogen die Wucht und der Schrecken der Gewalt während der Karwoche ihre Kraft aus der kollektiven Erinnerung an diese Übertretungen, aus Zeiten, als die kaum gezügelte Aggression von Christen in hemmungslose Gemetzel ausartete.

Ungeachtet dieser Brüche war das hervorstechende Merkmal der vorösterlichen Gewalt überhaupt und der ritualisierten Aggression in Konitz im Besonderen ihre Zügelung: Die Randalierer warfen Steine auf jüdische Häuser, drangen jedoch nicht in sie ein; die Menge drohte die Juden zu töten, tat es jedoch in der Regel nicht. In dieser Hinsicht erkannten die Konitzer Juden durchaus, dass sie in der Stadt, wo die Gesetze des Rituals galten, sicherer waren als auf dem Land.³² Die erhöhte Präsenz der Polizei in den Städten trug ebenfalls dazu bei, die körperliche Gewalt zu zügeln, doch bis das Militär eintraf, bestand ein beunruhigendes zahlenmässiges Missverhältnis zwischen Demonstranten und Ordnungshütern. Nicht weniger alarmierend war die Aggression, die sich gegen Symbole der Obrigkeit richtete, die als Beschützer der Juden wahrgenommen wurden: die Angriffe auf den Bürger-

meister, die brutale Behandlung der Kriminalbeamten aus Berlin und das Steinewerfen auf die preussischen Soldaten, als diese mit dem Zug durch Tucheil fuhren. Es wurde ein Gemeinschaftsgefühl gegen die Juden aufgebaut, aber bezeichnenderweise ebenso gegen diejenigen, in denen man ihre Beschützer sah. In diesem Kontext wurde die Wut der Menge ganz besonders geschürt, als Justiz und Ermittlungsbeamte ihren Verdacht gegen den christlichen und nicht den jüdischen Schlachter richteten. «Wir lassen ihn nicht verhaften», skandierten sie, «wenn sie ihn fortbringen, gehen wir mit!»³³ Zwar stellten die Demonstranten die Legitimität der Regierung nicht direkt in Frage, aber sie kritisierten den – wie sie es sahen – Angriff der Regierung auf die christliche Gemeinschaft und deren Unfähigkeit, die Juden vor Gericht zu bringen. Nimmt man die Gesten der Menge ernst, muss man der Form nach eine Usurpation der Rolle des Staates sehen. Denn jetzt waren es die Demonstranten, die ermittelten, Täter identifizierten, Urteile fällten und Strafen verhängten.³⁴

Den Ausschreitungen liegt eine Zeitstruktur zugrunde, die in etwa den vier Phasen – Bruch, Krise, Bewältigung und Reintegration – entspricht, die dem Anthropologen Victor Turner zufolge den fast universellen Ablauf jeder rituellen Handlung ausmachen. Ähnlich wie die standardisierten Handlungsabläufe einer vertrauten Geschichte formten diese Phasen nicht nur den Verlauf der Ausschreitungen, sondern auch ihre Bedeutung.

Jede dieser Ausschreitungen begann mit einem Bruch der Regeln, denen die alltäglichen Beziehungen zwischen Christen und Juden unterlagen und die nach allem, was wir wissen, bis zum Mord und den anschliessenden Krawallen konfliktfrei gewesen waren.³⁵ Dieser anfängliche Bruch – bei dem auf die Hauswände der Juden mit Knüppeln getrommelt oder einzelne Personen auf der Strasse angegriffen wurden – erfolgte fast immer am Abend oder an Feiertagen. Damit wurden diese Übergriffe als etwas kenntlich gemacht, das ausserhalb des Alltäglichen lag – sozusagen im Schwellenbereich. Während Struktur und Hierarchie unser Alltagsleben kennzeichnen, bezeichnet der Schwellenbereich

den Raum, in dem die Ordnung umgestossen wird, Rollen umgekehrt, Regeln gebrochen und Instanzen der Obrigkeit herausgefordert werden.³⁶ Zur ersten Phase des dramatischen Ablaufs gehörte auch die allmähliche Formierung ausserordentlich grosser Menschenmengen in konzentrischen Kreisen aus aktiven Tätern und teils unterstützenden und teils lediglich neugierigen Zuschauern: Darsteller, Chor und Publikum. Während des anfänglichen Bruchs, als nur Schmähungen gerufen und Steine geworfen wurden, waren diese Rollen noch ausdifferenziert, und die drei konzentrischen Gruppen waren untereinander nur wenig verbunden.

Als Polizei und Militär versuchten, die Menge zu zerstreuen, und sogar damit drohten, das Feuer zu eröffnen, verstärkten sich die Bindungen. In diesem Moment der Krise schlug sich der bislang indifferente Teil der Menge auf die Seite der aktiven Beteiligten. Im Augenblick einer wachsenden Erregung der Gemüter umfasste die Gemeinschaft, die sich nunmehr bildete, Deutsche und Polen, Protestanten und Katholiken, Bauern und Arbeiter, kleine Beamte und Ladeninhaber, Handwerksmeister und Gesellen, Frauen und Männer, Jüngere und Ältere. Wer entschieden nicht dazugehörte, waren die Vertreter der Obrigkeit und erst recht nicht die Juden. Was die Christen in der Menge miteinander verband, war mehr als eine gemeinsame Abneigung gegen Autoritäten und Juden: Es war die Gier nach Rache. In dieser Hinsicht diente der Augenblick der Krise, der aus einer Menge von Demonstranten eine Gemeinschaft machte, auch als Ausgangspunkt schwerwiegenderer Übertretungen bis hin zu Versuchen, die Synagoge in Brand zu setzen, und Drohungen, ‚Lynchjustiz‘ zu üben. In ihrer symbolischen Bedeutsamkeit enthüllen diese rituellen Handlungen die tiefere Bedeutung der Krawalle.

In dem Versuch, die Synagoge anzuzünden, klang die biblische Bedeutung des Feuers mit an, eines der ältesten Reinigungssymbole der Menschheit, wie wir aus dem 5. Buch Mose wissen. Auf der einen Seite hüllen seine Flammen die äusseren Feinde ein: «Der Herr, dein Gott, [geht] vor dir her, ein verzehrendes

Feuer. Er wird sie vertilgen und wird sie unterwerfen vor dir, und du wirst sie vertreiben und umbringen bald [...]» (9,2). Auf der anderen Seite verwandelt es symbolisch «ungehorsame Söhne» in schwarze Glutasche.³⁷ Zugleich ist es das biblisch vorgeschriebene Mittel, jede Spur einer religiösen Abweichung zu tilgen. Insofern folgten die Randalierer in Konitz einem Brauch, der ebenso alt und zeitlos war wie Rituale selbst.

Rituale gehen nicht nur auf symbolische Archetypen zurück, sondern auch auf historisch verbürgte Geschichten. In den judenfeindlichen Krawallen erinnerte das Niederbrennen von Synagogen an frühere Ereignisse, als Männer, Frauen und Kinder im Innern des brennenden Gotteshauses blieben und ganze jüdische Gemeinden zu Asche verbrannt wurden. Die Städte Mitteleuropas waren voll von Marksteinen, die auf diese früheren Zeiten zurückverwiesen. In Deggendorf, wo einst alle Juden des Ortes verbrannt wurden, erinnerte eine Tafel in der Dorfkirche die Gläubigen daran, dass hier 1338 «die Juden von den Christen aus rechtmässigem gottgefälligen Eifer ermordet und ausgereutet» wurden.³⁸ In Büren und in Pulkau bezeichnet der ‚Judengrund‘ oder die ‚Judengrube‘ die Stelle, wo im 14. Jahrhundert Christen Juden dem Feuertod ausgesetzt hatten.³⁹ Das Überlinger Münster wurde zu einem Teil aus den Grabsteinen von Juden errichtet, die den Tod auf dem Scheiterhaufen gefunden hatten.⁴⁰ Und in zahlreichen Städten, unter denen Nürnberg einen besonderen Platz einnimmt, wurden christliche Gotteshäuser nach dem Abklingen der Pestepidemien an der Stelle früherer Synagogen und verfallener Judenghettos errichtet und die Überreste jüdischer Gemeinden teils durch Gemetzel, teils durch Brandstiftung zerstört.⁴¹ Im Unterschied zu ihren Vorvätern in früheren Jahrhunderten hatten die Menschen in Konitz im Sommer 1900 nicht die Absicht, die Juden ihrer Heimatstadt wirklich umzubringen, doch mit zunehmender Intensität ihres sozialen Dramas entzündeten sie ein Feuer, das eine historische Vergangenheit der Reinigung, der Vertreibung und des Mordes heraufbeschwor.

INSZENIERUNG EINES RITUALMORDS



*«Judenverbrennung»,
Holzschnitt aus der Nürnberger Chronik von 1493*

In den Konitzer Krawallen war das Lynchen eine weitere Drohung, die mit Bedeutung aufgeladen und mit furchtbaren Geschehnissen verknüpft war. Landrat Zedlitz war ständig besorgt, die mit Stöcken und Knüppeln bewaffnete Menge werde Adolph Lewy aus dem Bett zerren, um ihre Gier nach ‚Lynchjustiz‘ zu befriedigen. Zudem war ihm zu Ohren gekommen, am 28. Mai beabsichtige die Menge, Hoffmann zu befreien. «Kein Mensch in Konitz zweifelt daran», schrieb Zedlitz, «[dass eine] Lynchjustiz an der Lewy’schen Familie losgebrochen wäre».⁴² Auch wenn wir Lynchmorde hauptsächlich mit dem amerikanischen Süden nach dem Bürgerkrieg in Verbindung bringen, hätte in Deutschland der Strassenmob bereits während der Revolution von 1848 und mit Unterbrechungen in der Zeit danach im Anschluss an gewöhnliche Verbrechen ebenfalls einige Menschen fast gelyncht.⁴³ Diese Fälle hatten sicherlich nichts mit den entsetzli-

chen rassistisch motivierten Misshandlungen, Verstümmelungen und sonstigen Greueln zu tun, die mit dem Lynchen von Afroamerikanern durch amerikanische Weisse verbunden waren. In Deutschland endete das Ritual nicht – wie in rund fünftausend Fällen in den Vereinigten Staaten zwischen dem Ende des amerikanischen Bürgerkriegs und 1968 – mit einem realen Menschenopfer.⁴⁴

Dennoch bestand die Möglichkeit eines solchen Opfers durchaus und blieb eine ständige Drohung, zum Teil wegen der populären Verknüpfung mit der amerikanischen Praxis, zum Teil aber auch, weil es in der langen Geschichte der Ritualmordbeschuldigungen immer wieder zu tödlichen Gewalttaten gegen Juden gekommen war. Die Parallelen zwischen den Lynchmorden in den USA und der Gewalt gegen Juden in Deutschland sind aufschlussreich. Ebenso wie in den Beschuldigungen, die im amerikanischen Süden zu Lynchmorden führten, ging es bei Ritualmordbeschuldigungen häufig um die angebliche Schändung einer Person anderer Religionsoder Rassenzugehörigkeit. Die Beschuldigung richtete sich fast immer gegen einen Mann, der daraufhin misshandelt und umgebracht wurde. Doch während es bei amerikanischen Lynchmorden meist um einzelne Menschenopfer ging, artete die Gewalt, die aus Ritualmordbeschuldigungen erwuchs, häufig so sehr aus, dass sie sich gegen die gesamte Gemeinschaft richtete (da die Juden angeblich stets als Verschwörer handelten). Und während das brennende Kreuz den amerikanischen Lynchmorden häufig als ein sakrales Symbol diente, waren die Ritualmordbeschuldigungen im Lauf der Zeit immer profaner geworden. Trotzdem wurden noch 1892 in Neuss nach dem angeblichen Ritualmord in Xanten an die Häuser von Juden «grosse bluthrothe Kreuze» gemalt. Und während es schliesslich in den Vereinigten Staaten immer wieder zu echten Menschenopfern kam, blieben die Rituale auf den Strassen Deutschlands zumindest in Konitz im Jahr 1900 das, was sie waren: Rituale.

In Konitz simulierten die christlichen Aufrührer das Opfer der einheimischen Juden. Die Ereignisse strebten immer schneller einem Höhepunkt zu, auf dem die christliche Gemeinde in der

Überzeugung, man habe sie gekränkt und sich an ihr versündigt, eine Wende vollzog – eine Wende zur Gewalt. Während dieser Phase des Rituals verbarrikadierten sich die Konitzer Juden in ihren Häusern und kauerten in Ecken zusammen, wo sie – bei geschlossenen Fensterläden, gelöschtem Licht und voll unterdrückter Wut – gemeinsam beteten.⁴⁵ Als eine Demonstration der Macht und ein Schauspiel öffentlicher Erniedrigung flösste das Ritual den Juden von Konitz ein Gefühl der Demütigung und Ohnmacht ein, das zweifellos noch lange nachwirken würde. Nachdem Rabbi Kellermann aus Konitz nach Berlin umgezogen war, hatte er einen Stein auf seinem Schreibtisch liegen; es war ein Stein, wie sein Sohn sich später erinnerte, «der während der antisemitischen Unruhen in Konitz [...], wo er als Rabbi gewirkt hatte, in sein Fenster geworfen wurde».⁴⁶ Der Stein hatte ihn aus einer Gemeinschaft hinausbefördert, der er einst angehört hatte, und er erinnerte ihn stets daran, warum er jetzt in Berlin lebte.

Wie der Stein auf Rabbi Kellermanns Pult in Berlin nahelegt, war das Opfer der Juden seinem Wesen nach symbolisch und nicht wörtlich, denn der Stein wurde mitten während eines Bühnenspiels geworfen. Die Verbindung zum Theater ist hier nicht rein metaphorisch gemeint, sondern legt die Logik der Ereignisse nahe. Die Gebote des Theaters und seiner Inszenierung beherrschten die Bewegungen und Gesten der Menschen auf der Strasse: Die Verwendung von historisch aufgeladenen Elementen und Themen wie Feuer und Steine und die Übernahme eines bekannten Textes zu einem Ritualmordspiel, der von einer Generation an die nächste weitergegeben wurde. Der tiefere Sinn der Aufführung tritt jedoch erst zutage, wenn der Text der Vergangenheit mit den Improvisationen der Gegenwart zusammengebracht wird und Schauspieler wie Zuschauer sich im Drama verlieren. In diesem Sinne weckt die Aufführung echte Emotionen – die Wut der Menge, ihre Gier nach Rache –, die geprobt und gelernt wurden.⁴⁷

Diese Emotionen bleiben wirksam, trotz des fiktiven Charakters der Aufführung. Das 1972 von Philip Zimbardo an der Stanford-Universität durchgeführte Gefängnis-Experiment demon-

strierte, dass das Spielen von Rollen einen starken Einfluss auf das Verhalten und den Gemütszustand von Menschen haben kann. In diesem Experiment wurden Studenten in zwei Gruppen eingeteilt, Gefängniswärter und Gefangene, wobei jede Gruppe entsprechend ihrer Rolle eine einheitliche Kleidung erhielt und in den Keller der psychologischen Fakultät der Universität gebracht wurde. Diesen hatte man so umgebaut, dass er die entfremdenden Bedingungen eines Gefängnisses möglichst getreu wiedergab. Innerhalb weniger Tage begannen die ‚Wärter‘, die ‚Gefangenen‘ zu demütigen und ihnen entwürdigende und entmenslichende Strafen aufzuerlegen. Und sie taten dies zudem mit der sichtlichen Überzeugung wirklicher Wärter, die mit geballten Fäusten, angespannten Muskeln und knirschenden Zähnen Gefangene misshandeln.⁴⁸

Es bleibt die Frage, wie solche Emotionen erzeugt und wie die Überzeugungen, von denen sie begleitet sind, geprägt werden. Im Hinblick auf die antisemitischen Krawalle bietet ein Merkmal des Rituals, sein Mangel an verbaler Artikulation, eine Antwort. In der alltäglichen Sprachsituation wechseln Aussagen hin und her, die übereinstimmen oder sich widersprechen können. Man streitet nicht mit einem Lied oder widerspricht einer Menge, die Parolen ruft. Entweder werden Parolen skandiert, oder es herrscht Schweigen.⁴⁹ In den Strassen von Konitz kam es bezeichnenderweise weder zu Gesprächen noch zu verbalen Auseinandersetzungen. Es gab nur Wiederholungen. «Die erste und offensichtlichste Folge, wenn von der Möglichkeit der Sprache kein Gebrauch mehr gemacht wird», schreibt der Anthropologe Maurice Bloch, «besteht darin, dass auf eine Äusserung nicht mehr eine unendliche Vielfalt weiterer Äusserungen folgen kann, sondern nur nach ganz wenige oder möglicherweise nur noch eine einzige.»⁵⁰ Diese eingrenzende Wirkung wird im Kontext des Rituals noch verstärkt, das nach Bloch jenes emotionale Einverständnis hervorbringt, das wir mit einem Glauben verbinden.

Es ist demnach der Kontext der Worte – die Situation, in der sie geäußert werden –, der ihre Bedeutsamkeit determiniert und

ihre Wirkung reguliert. Der Philosoph John L. Austin hat als einer der ersten festgestellt, dass in bestimmten Sprechakten die Bedeutungsgehalte weit mehr durch den pragmatischen Kontext als durch den Bezug determiniert werden.⁵¹ Die Wirkung einer Hetzrede beispielsweise hängt davon ab, wer die Worte äussert und wer zuhört. Als der Knecht Laskowski in einer Dorfschänke über die Juden schimpfte, waren dies rein referentielle Äusserungen ohne unmittelbare Handlungsrelevanz, doch als er Adolph Lewy denunzierte, löste er eine Kette von Ereignissen aus, von denen der jüdische Schlachter unmittelbar betroffen war.⁵² Was hatte es demnach für Folgen, wenn er auf der Strasse «Juden raus!» und «Schlagt die Juden tot!» inmitten einer drohenden Menge brüllte, die Knüppel und Fackeln schwang?

Dass die Wirkung von Worten nicht vom Kontext gelöst werden kann, ist hier unmittelbar einsichtig. Die drohende Haltung verleiht der Äusserung einen gefährlichen Nachdruck; die Worte werden nicht einfach nur gesprochen, sie werden inszeniert. «Das Sprechen», lesen wir bei Judith Butler, «ist ein körperlicher Akt» und kann als solcher in die juristisch anders beurteilte Sphäre des Verhaltens ableiten – das heisst in die des Handelns.⁵³ In diesem Fall können Worte verletzen. «Unterdrückersprache», sagte Toni Morrison bei der Entgegennahme des Nobelpreises, «repräsentiert nicht nur Gewalt, sie ist Gewalt; repräsentiert nicht nur die Grenzen des Wissens, sie begrenzt Wissen.»⁵⁴

Um uns einen Begriff von der Tragweite dieser Aussage zu machen, betrachten wir die Art und Weise, wie das Recht traditionell von ihrem Gegenteil ausgeht. Ein strafbares Verhalten liegt beispielsweise vor, wenn Eigentum verletzt wird, wenn das brennende Kreuz auf dem Rasen des schwarzen Mitbürgers errichtet wird, wenn die Fensterscheiben eines Adolph Lewy eingeworfen werden. Der hierfür zu leistende Schadensersatz bemisst sich lediglich nach den Schäden am Rasen oder an den Fenstern, jedoch nicht nach den Schmerzen der verletzten Person.⁵⁵ Und doch wissen wir, dass es diesen Schmerz gibt; er brennt, weil

dies ein Ritual mit einer Geschichte, ein beiden Seiten bekanntes Skript ist, und er brennt, weil er ein Verhältnis der Herrschaft und der Unterwerfung bekräftigt. Wir wissen, dass dies eine offene Wunde ist. Die eigentliche Wirkung des Sprechaktes liegt darin, dass er erneut an diese Wunde rührt.

Der Ruf der Menge «Juden raus!» war keine Mahnung an die Obrigkeit, sondern eine Äusserung, mit der die Juden aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden, da Gemeinschaft, wie wir gesehen haben, aus den erzählten Geschichten, der heraufbeschworenen Geschichte und den von ihren Mitgliedern ausgesprochenen Beschuldigungen aufgebaut wird. Der Ruf «Schlagt die Juden tot!» hatte keinen Mord zur Folge, auch wenn drei Jahre später im nahe gelegenen Stegers ein Warschauer Jude von vier Männern in einer Kneipe zu Tode geprügelt und zuvor von seinen Peinigern gezwungen worden war, niederzuknien und das Vaterunser aufzusagen.⁵⁶ Trotzdem kann man den Standpunkt vertreten, dass die Krawalle einen ‚gesellschaftlichen Tod‘ in dem Sinne zur Folge hatten, wie er von dem Soziologen Orlando Patterson beschrieben wurde. In seiner Untersuchung über die Sklaverei hat Patterson den Sklaven als jemanden beschrieben, der einen ‚gesellschaftlichen Tod‘ lebt: beherrscht ohne Einverständnis oder Vertrag, in höchstem Masse jeglicher Autonomie beraubt, von Geburt an entfremdet, Vergangenheit und Zukunft ausgelöscht, an den äussersten Rand gedrängt, existent und doch nicht existent.⁵⁷ Das ist keine Beschreibung der Juden in Konitz um 1900, auch wenn sie ziemlich genau auf die Verhältnisse in einem deutschen Konzentrationslager vierzig Jahre später zutrifft.⁵⁸ Pattersons Beschreibung legt nahe, dass der gesellschaftliche Tod erreicht und anschliessend dem Ritual, insbesondere Ritualen der Erniedrigung, wieder eingeschrieben wurde. Und das ist es, was wiederum den Worten «Schlagt die Juden tot!» ihre Wirkung verleiht: Indem sie auf die Verwüstungen der Vergangenheit hinweisen, lösten sie im chiffrierten Gedächtnis der Gegenwart ein Trauma aus. Im Kontext der Krawalle ausgesprochen, töteten die Worte nicht – aber sie inszenierten, und was sie inszenierten, war ein Mord: ein Ritualmord.

Nicht die Juden, sondern ihre christlichen Beschuldiger verübten einen Ritualmord. Diese Umkehrung, so meine These, ist der Schlüssel, der uns den tieferen Sinn der Ereignisse in Konitz erschliesst. So wie er die Motivation hinter der Geschichte des Schlachters entschlüsselt, so enthüllt er auch den verborgenen Text der Ritualmordgeschichten, die seit fast einem Jahrtausend die Beziehungen der Juden zu den Christen belasten.

IV

Wenn Rituale einen dramatischen Höhepunkt haben, haben sie auch eine Auflösung (*dénouement*), was Victor Turner als Reintegration bezeichnet hat. In Konitz bedeutete dies nicht einfach die Reintegration der Juden, obgleich sie bis zu einem gewissen Grad ebenfalls erfolgte. Es bedeutete allgemeiner die Rückkehr vom kurzlebigen Höhepunkt einer kollektiven Handlung zu einer Gemeinschaft, die wie alle Gemeinschaften im gedämpften Licht des Alltags existierte. Randalierende Arbeiter und Handwerker schlüpfen wieder in ihre Rollen von gewöhnlichen Deutschen. Männer, die gegen das Gesetz verstossen hatten, beugten sich wieder seiner Herrschaft. Es gab Verhaftungen und Gerichtsverhandlungen, insgesamt 92 für Konitz und Umgebung, bei denen die Anklagen von Störungen der öffentlichen Ordnung und Aufruhr bis zu Sachbeschädigung und tätliche Beleidigung reichten. Abgesehen von vereinzelt Fällen in Stolp waren die verhängten Haftstrafen jedoch nirgends höher als ein Jahr und die meisten wesentlich kürzer, wenn nicht ohnehin wie in vielen Fällen lediglich eine Geldbusse verhängt wurde. Etliche Angeklagte waren noch zu jung und gingen gänzlich straffrei aus.⁵⁹ Während der 29jährige Moritz Lewy noch im Gefängnis schmachten musste, waren die Krawallmacher schon längst wieder zu ihren Familien, in die Schule und an ihren Arbeitsplatz zurückgekehrt.

Als die Menschen zu ihrem Alltagsleben zurückgekehrt waren, entdeckten sie, dass die Ereignisse die Gemeinschaft verändert hatten. Man konnte das an der Ängstlichkeit erkennen, mit

der die örtlichen Notabein auf das reagierten, was für sie alle die mehr oder weniger klar erkennbare Verlogenheit der Geschichte des Schlachters gewesen sein musste. Trotz der im privaten Kreis geäußerten Missbilligung einiger seiner Mitglieder gab der Stadtrat in einer öffentlichen Sitzung vom 26. Juli 1900 für Gustav Hoffmann eine öffentliche Ehrenerklärung ab. Seine Mitglieder blieben schweigend, als der Schlachter seine Meinung wiederholte, «die Juden wollten mich mit allen Mitteln verderben, damit die jüdischen Mörder des Winter straflos bleiben».⁶⁰ Der zunehmend antisemitische Konsens der Stadtväter zeigte sich zudem in dem Aufruf zur Gründung einer städtischen Organisation, des Vereins zur Aufklärung des Konitzer Mordes, dessen Zweck darin bestehen sollte, «zur Aufklärung des Mordes beizutragen und *jede Spur* rücksichtslos zu verfolgen».⁶¹ Die Hervorhebung der beiden Wörter verriet das eigentliche Ziel der Organisatoren: Allen Hinweisen nachzugehen, die auf die Juden als Täter hindeuteten, die nach Meinung von Rechtsanwalt Gebauer und seiner Mitgesellschafter ungeschoren davongekommen waren. «Es bedarf nur einer Zusammenstellung der durch die christlichen Zeugen zusammengebrachten und erwiesenen Indicien, und der Mord sowie die Personen der Thäter und Helfer liegen klar zutage», wurde in der ersten Erklärung der Organisation behauptet.⁶² Der Aufruf war von den wichtigsten Männern in den Angelegenheiten der Stadt unterzeichnet, vom evangelischen und vom katholischen Pastor, sämtlichen Mitgliedern des Stadtrats, grossen Gutsherren der Umgebung und praktisch allen Abgeordneten zum preussischen Landtag sowie zum Reichstag.⁶³ In den Nachwehen der Krawalle hatte sich das Zentrum der Macht von den wütenden und leicht erregbaren Menschen in der Menge wieder auf die gutbürgerlichen Provinzgrößen verlagert, die einmal mehr zu den Hauptorganisatoren der kollektiven Feindseligkeit gegen ‚die da‘ in Berlin und gegen die Juden von nebenan wurden.

Nicht jeder im Kreis Konitz schloss sich dem judenfeindlichen Konsens an. Einige wehrten sich dagegen wie Bürgermeister Deditius oder Landrat Baron von Zedlitz, der öffentlich erklärte,

dass er «einen Ritualmord seitens der jüdischen Cultusgemeinde selbstverständlich als Aberglaube betrachte»; oder wie die beiden nichtjüdischen Liberalen im Stadtrat, der Kaufmann Friedrich Paetzold und der Hochschullehrer Dr. Ignaz Praetorius, sowie Dr. Paul Petras, ein lokaler Verleger, der eine linksliberale Zeitung gründete, um gegen die schändliche Berichterstattung der *Konitzer Zeitung* anzugehen, und der eine beissende Kritik der Ereignisse in Konitz verfassen sollte.⁶⁴

Es mag noch weitere gegeben haben, deren Proteste nicht überliefert sind, doch das Schicksal der Zeitung von Paul Petras weist in die entgegengesetzte Richtung. Im Dezember 1900 versuchten er und einige andere Liberale, eine neue Lokalzeitung herauszubringen, die *Ostdeutsche Zeitung* (auch als *Konitzer Anzeiger* bekannt), die «Vorurteilslosigkeit» versprach, «frei von Hass» zu sein und «Kaiser und Reich unseren Dienst zu widmen».⁶⁵ Ihre Herausgeber betonten, «es giebt gar viele Anständige (Nichtantisemiten) in unserer Gegend.» Diese Aussage mussten sie jedoch sogleich wieder einschränken: «Freilich, jetzt hüllen sie sich in Schweigen.»⁶⁶

In diesem bedrückenden gemeinschaftlichen Schweigen kam die Wortlosigkeit der Komplizenschaft und der Feigheit zum Ausdruck, das stumme Echo eines Prozesses, der frühzeitig eingesetzt hatte. «Angesehene Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die früher gesellschaftlich in den verschiedensten christlichen Kreisen verkehrten, werden gemieden wie die Pest», hiess es Ende April 1900 in einem Zeitungsartikel.⁶⁷ Der Lehrer Hofrichter weigerte sich nicht nur, mit Juden zu sprechen, er wollte auch keinem mehr die Hand geben, den er mit Juden im Gespräch gesehen hatte.⁶⁸ Bald folgten Lokale und Geschäfte der neuen Wohnheit der Strasse, wo Juden «steten Insulten ausgesetzt» waren.⁶⁹ Das Gasthaus ‚Zum goldenen Löwen‘ machte für sich Werbung mit «kräftiger Hausmannskost, gutefn] Getränke[n], vorzügliche[n] Betten [und] judenreine[m] Aufenthalt».⁷⁰ Und die preussischen Soldaten, die bis zum nächsten Jahr in Konitz stationiert blieben, mussten sogar das Begräbnis einer alten Jüdin schützen.⁷¹

Auf diese Weise wurde der Graben immer mehr vertieft. Es ist schwer, die Breite der Kluft abzuschätzen, die Christen und Juden in Konitz voneinander trennte. Es wurden keine Fragebögen verteilt und keine Meinungsumfragen gemacht, und die anschließenden Wahlen liefern nur mehrdeutige und indirekte Hinweise. Auf der einen Seite gewannen die Anhänger von Bürgermeister Deditius 1903 eine Kreistagswahl gegen eine offen antisemitische Partei.⁷² Andererseits erhielten bei den Reichstagswahlen auf der Grundlage des allgemeinen Männerwahlrechts im benachbarten und überwiegend deutschen Wahlkreis Schlochau-Flatow die Antisemiten im ersten Wahldurchgang ein Drittel der abgegebenen Stimmen. Nachdem im ersten Wahlgang keine Partei die absolute Mehrheit errungen hatte, trat der Kandidat der antisemitischen Partei gegen den Kandidaten der Polenpartei an und erhielt eine überwältigende Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen. Das bedeutete, dass fast alle Deutschen den antisemitischen Kandidaten gewählt hatten, ausgenommen vielleicht die am Ort verbliebenen wahlberechtigten Juden und die Katholiken, die der Empfehlung des Zentrums gefolgt waren und für die Polenpartei gestimmt hatten.⁷³

Immer weniger Juden wollten in Konitz bleiben. Ihr Exodus hatte bereits vor den Ereignissen vom Sommer 1900 eingesetzt, doch seit dem Mord an Ernst Winter und den anschließenden Krawallen war nach einer Schätzung von Bürgermeister Deditius aus dem Jahr 1902 fast jeder dritte jüdische Einwohner der Stadt abgewandert.⁷⁴ Die Lewys beispielsweise waren den Meyers nach Berlin gefolgt, und bis 1905 hatten nach dem lokalen Adressbuch zu urteilen auch Wolf Israelski, Heinrich Friedländer und Kantor David Nossek Konitz verlassen.⁷⁵ Wir wissen auch, dass Rabbi Kellermann nach Berlin verzog und dass, ein lichter Augenblick in einer düsteren Zeit, der dumme Alex' sich seinen Lebensraum erfüllen und mit seiner Familie nach Amerika auswandern konnte.⁷⁶ Infolgedessen änderte sich der Charakter der Danziger Strasse spürbar, obwohl die Strasse und die Innenstadt weiterhin unter einem Klima gegenseitiger Beschuldigungen zu leiden hatten.

Die in der Öffentlichkeit besonders sichtbare Form dieses Klimas war eine Flut von Prozessen, die von verschiedenen Personen angestrengt wurden. Bevor der jüdische Kantor aus Konitz wegzog, verklagte Gustav Hoffmann ihn wegen Verleumdung, da der Kantor behauptet hatte, Hoffmann wisse etwas über den Mord.⁷⁷ Ausserdem prozessierte er gegen ein Mitglied des Synagogenrats, den Kaufmann Soldin, und reichte eine Klage gegen den Fleischergesellen Jacob Heymann ein, der gesagt hatte: «Sie haben ihn so zerstückelt, um ihn besser wegtragen zu können.»⁷⁸ Stets im Kielwasser ihres Vaters, verklagte Martha Hoffmann (inzwischen verheiratete Lehmann) den Herausgeber einer satirischen Zeitschrift, der geschrieben hatte, mit ihren antisemitischen Äusserungen habe sie sich in enge Nachbarschaft zum Strassenpöbel begeben.⁷⁹ Bürgermeister Deditius verklagte Lehrer Hofrichter wegen Beamtenbeleidigung, und Hofrichter verklagte ihn seinerseits wegen Beleidigung, weil er behauptet hatte, Hofrichter habe auf andere Druck ausgeübt, vor Gericht eine Falschaussage zu machen.⁸⁰ Auch der Lehrer Weichei verfolgte mehrere Journalisten gerichtlich wegen verleumderischer Bemerkungen.⁸¹ Inspektor Block zog ein konservatives Mitglied des Stadtrats, Hermann Stöckebrant, wegen Meineids vor Gericht, der im Gegenzug dem Inspektor eine Verleumdungsklage anhängte.⁸² Innerhalb der Justiz stritt man auch um die Frage, ob man Martha Hoffmann, die einen wesentlichen Anteil an der Verurteilung Moritz Lewys hatte, wegen Meineids anklagen sollte. Die Behörden schreckten jedoch vor einer weiteren Auseinandersetzung mit dem Schlachter und seiner Tochter zurück.⁸³ Schliesslich überredete auch noch ein antisemitischer Anwalt in Berlin den trauernden Vater Ernst Winters, einen Zivilprozess gegen Adolph Lewy wegen der Ermordung seines Sohnes anzustrengen.⁸⁴

Es kann demnach nicht mehr überraschen, wenn einige Honoratioren von Konitz sich nach einem anderen Wohnort umsahen. Baron von Zedlitz verliess seine Heimat Westpreussen und trat eine Stelle als Landrat in Linden bei Hannover an.⁸⁵ Praetorius, der liberal gesinnte Lehrer, wurde an eine Schule in Graudenz

INSZENIERUNG EINES RITUALMORDS

versetzt.⁸⁶ Bürgermeister Deditius bewarb sich um das Bürgermeisteramt in einer oberschlesischen Stadt, blieb dann aber in Konitz, wo er bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs auf seinem Posten ausharrte.

«Gras wird darüber wachsen», schreibt der Dichter Czeslaw Milosz. Doch bis dahin wurde die kleine Welt von Konitz noch kleiner, die Strassen wurden schmaler, und die Enge des Lebens dehnte sich weiter aus.

Der Mörder

Wer hat nun durch das Wort Ritualmord die Brandfackel in die Massen geworfen? Wir wissen es nicht. Vielleicht der Täter selbst.

Bruno Borowka

Wir sind nun einmal dazu verdammt, immer und ewig jemand nachzurufen, der gerade um die Ecke gebogen und ausser Hörweite ist.

Simon Schama

Der erste Monat des neuen Jahres – der in der europäischen Geschichte als die letzten Tage der langen Regierung Königin Viktorias, der Grossmutter von Kaiser Wilhelm II. in Erinnerung bleiben sollte – begann in Konitz mit einem sensationellen Fund: Die seit zehn Monaten vermissten Kleidungsstücke von Ernst Winter tauchten plötzlich auf. Am Dienstag, dem 8. Januar, fanden Kinder seine Weste und seine Jacke zusammen mit den Überresten eines Taschentuchs am Stadtwald. Am Sonntag darauf, dem 13. Januar, entdeckte ein Hausmeister Winters Hosen im Vorgarten des Hauses der Freimaurerloge. Und am Dienstag, dem 15. Januar, fanden schliesslich Schulmädchen seinen schwarzen Mantel.¹ Die Kleidungsstücke, vor allem die Weste, trugen die verblassten Flecken von geronnenem Blut.²

Die Entdeckung der blutbefleckten Kleider von Ernst Winter entzog bestimmte Aspekte des Falls endgültig jedem vernünftigen Zweifel. Die vom Kreisarzt Dr. Müller aufgrund der ersten Autopsie vertretene Annahme, Winter sei mit einem Schnitt durch die Kehle getötet worden, war nicht länger haltbar, da in diesem Fall das Blut auf seiner Kleidung nicht geronnen gewesen wäre. Wie schon zuvor in den angeblichen Ritualmordfällen in

DER MÖRDER

Xanten und Polna hatte ein falscher Autopsiebefund von Anfang an der Legende vom Ritualmord Vorschub geleistet. Diese Autopsie hatte ausserdem die Ermittlungen in die falsche Richtung geführt, da die Polizei beträchtliche Zeit damit vergeudet hatte, herauszufinden, ob der Schnitt wie von einem koscheren Metzger geführt worden war (der die Kehle der Schlachttiere so durchschneidet, dass die Blutgefässe sich möglichst schnell entleeren).

Doch noch vor dem Fund der Kleidungsstücke hatte es kritische Stimmen über die, wie Inspektor Braun sagte, «erbärmliche» Autopsie gegeben. Im Oktober hatte ein Professor für forensische Medizin in Berlin, Dr. Puppe, den Autopsiebericht geprüft und dessen Schlüssigkeit in Zweifel gezogen. Im Unterschied zu Kreisarzt Müller legte Puppe ein besonderes Gewicht auf die Petechien im Gesicht und auf der Lungenoberfläche als Symptome eines Todes durch Ersticken. Er wies auch besonders auf das Fehlen blutunterlaufener Stellen auf der Haut im Bereich des Schnitts durch die Kehle hin, was der These widersprach, Winter sei infolge eines Schnitts durch die Kehle verblutet. Ebenso wie die übrigen Schnitte des zergliederten Körpers war dieser post mortem erfolgt. Nach Puppe war die wahrscheinliche Todesursache Ersticken und nicht Verbluten. In einem eigenen Bericht weigerte sich jedoch Müllers Sohn, der ebenfalls Arzt war, die Schlussfolgerungen Puppes zu akzeptieren. Stattdessen berief er sich auf ein altes, wenngleich ungläubhaftes Bild von jüdischen Ritualmorden: die Opfer würden mit dem Kopf nach unten aufgehängt, bevor der Schnitt geführt werde. «Petechien sind nicht notwendigerweise Erstickungserscheinungen, sie können auch Senkungserscheinungen sein, wenn das Opfer bei der Ermordung an den Füessen aufgehängt worden ist, mit dem Kopf nach unten.»³ Doch jetzt lagen neue Beweise vor, die für solch abstruse Spekulationen keinen Raum mehr liessen.

Ausserdem fand die Polizei Spermaflecken: auf der Weste (knapp unterhalb der linken Tasche), auf der Jacke und auf der Aussenseite der Hose in der Nähe des Hosenschlitzes.⁴ Der Lage dieser Spermaflecken liess sich entnehmen, dass Winter getötet

wurde, wie ein forensischer Bericht es formulierte, als er «in angekleidetem Zustande einen Beischlafversuch machte».⁵

I

Die neuen Beweise sorgten für grosse Aufregung. Allerdings hatten schon vorher einige Leute über die Möglichkeit eines sexuellen Motivs spekuliert. Von Anfang an und bis zum Schluss war Inspektor Braun davon überzeugt, dass Winter von seinem Mörder bei einem Sexualakt überrascht worden war. Zwar teilten seine Kollegen diesen Verdacht gegen Gustav Hoffmann in dieser Hinsicht nicht, aber es gab noch andere Möglichkeiten. Vielleicht lebte Winter ein Doppelleben und fand seinen Tod in der Unterwelt einer Kleinstadt, ob von der Hand eines ‚Päderasten‘ oder im Haus einer Prostituierten.

Die erste Möglichkeit, Mord durch einen ‚Päderasten‘, stand mit einem Gerücht in Zusammenhang, dem zufolge ein Schneider der Stadt, der 38jährige Otto Plath, die Gesellschaft heranwachsender junger Männer schätzte und besonderen Gefallen an dem grossgewachsenen und muskulösen Ernst Winter gefunden habe. Winter seinerseits verkehrte in seiner Freizeit häufig im Haus Plaths, wo er Karten spielte und Briefmarken tauschte. Rudolf Plath, der jüngere Bruder von Otto Plath, spielte ebenfalls mit ihnen.⁶ Nach Aussage eines von Winters besten Freunden bestand die engere Freundschaft zwischen dem älteren Schneider und dem jungen Schüler.⁷ Doch Otto Plath bestritt dies und behauptete, Winter sei hauptsächlich wegen Rudolf in sein Haus gekommen, mit dem Winter die Tanzschule besucht hatte.⁸ Es gab jedoch einen anderen Grund für einen Verdacht gegen Plath. Als man den Torso Winters fand, war dieser säuberlich in einem Sack eingewickelt und mit einem Bindfaden verschnürt. Sowohl der Sack als auch der Bindfaden kamen aus Plaths Schneiderwerkstatt.⁹ Ausserdem war der Knoten «kunstvoll» geschlungen, wie von einem Schneider.

Die Verdachtsmomente beruhten allerdings in der Hauptsache auf Spekulationen. Aus Gründen, die aus den Dokumenten nicht

DER MÖRDER

klar hervorgehen, hatte Plath zwar einen schlechten Ruf, doch es gab keinen Beweis, dass er ‚perverse sexuelle Neigungen‘ gehabt hätte.¹⁰ Ausserdem fehlte bei ihm ein erkennbares Motiv, und er hatte ein Alibi, das bestätigt werden konnte. Am Sonntag, dem 11. März 1900, hatte Plath den Nachmittag mit dem Lehrer Weichei verbracht. Zwischen halb zwei und halb vier Uhr waren sie im Stadtwald und im Haus der Schützengilde, anschliessend gingen sie in Hunzels Lokal, wo sie bis sieben oder halb acht Uhr blieben und vier Flaschen Apfelwein tranken. Danach ging Weichei, dem vom Apfelwein unwohl geworden war, in Begleitung Plaths nach Hause. Von dort ging Plath zum Essen nach Hause zurück, um anschliessend bis kurz nach Mitternacht einen Kneipenbummel zu machen.¹¹

Weitere Versuche, Ernst Winter der Gesellschaft von Personen zuzuordnen, die bei der Polizei im Ruf ‚perverser Neigungen‘ standen, erwiesen sich als Fehlschlag. Ein möglicher Verdächtiger war der Zigarrenhändler Fischer. Da die Schüler des Gymnasiums sich gern in seinem Laden an der Danziger Strasse einfanden, kamen manche zu dem Schluss, der Zigarrenhändler fühle sich in ihrer Gesellschaft doch etwas zu wohl. Doch abgesehen von der Tatsache, dass Winter am Sonntagnachmittag im Geschäft Fischers gewesen war, gab es keinen Grund, diesen zu verdächtigen. Ausserdem blieben die Gerüchte, die über ihn kursierten, unbestätigt, und als die Polizei seine Privaträume und sein Geschäft durchsuchte, konnte sie nichts Belastendes entdecken.¹² Dasselbe galt von dem Verdacht gegen Szymanski, einen Lehrer, der am Mädchengymnasium unterrichtete. In seinem Fall konnte die Polizei ihn nicht einmal mit Winter in Verbindung bringen, obwohl Szymanski angeblich viel Zeit mit dem Zimmergenossen Winters verbracht hatte.¹³

Die zweite Möglichkeit erschien jedoch wahrscheinlicher: dass Winter am Sonntagnachmittag, dem 11. März, eine Prostituierte besucht hatte. In einem hochrangigen preussischen Memorandum hiess es hierzu, «dass Ernst Winter in der Wohnung einer Prostituierten ermordet worden sein konnte, weil er erwie-

senermassen mit solchen Frauenspersonen geschlechtlichen Verkehr gehabt hat und vielfach in der Gesellschaft von Personen des Arbeiterstandes gesehen worden ist».¹⁴ Dass Winter häufig die Prostituierten in der Stadt aufsuchte, war mehr als nur eine Erfindung einer beschränkten Einbildungskraft: Einer seiner engsten Freunde äusserte sich dahingehend und nannte «die schwarze Dominika» als ein mögliches Beispiel.¹⁵ Winter sprach häufig über seine sexuellen Heldentaten und prahlte gelegentlich damit. Als er einmal zu seinen Rückenschmerzen befragt wurde, antwortete er: «Du weisst ja, die Weiber.»¹⁶ Er sprach häufig über seine «galanten Abenteuer» und wie er die «Weiber so müde machte».¹⁷ Ausserdem sagte er seinen Freunden, dass er «stark onanierte» und bereits seit einigen Jahren «fast jeden Abend Onanie treibe».¹⁸ Am Ende der viktorianischen Ära galt dies als unnatürlich, und die Polizei vermutete, diese Gewohnheit habe ihn geschwächt und trage andererseits zur Erklärung bei, warum ein ansonsten kräftiger und vitaler Achtzehnjähriger in einem Kampf überwunden werden konnte.¹⁹

Der Kampf sei möglicherweise mit einem lokalen Zuhälter geführt worden, vermutete die Polizei, «obwohl hierorts ein Zuhälterthum im eigentlichen Sinne gar nicht existiert».²⁰ Dennoch war es vorstellbar, dass Ernst Winter, der «sich mit übelberüchtigten Frauenzimmern eingelassen» hatte, mit einem männlichen Beschützer in Streit geraten war, der ihn erdrosselte oder erwürgte und später seinen Leichnam zerstückelte.²¹

Solche Spekulationen waren nicht so weit hergeholt, wie es uns heute scheinen mag. Im wilhelminischen Deutschland betrachteten Söhne aus bürgerlichen Häusern, die das Gymnasium besuchten, häufig Dienstmädchen oder Prostituierte als geeignete Partnerinnen für vorehelichen Geschlechtsverkehr.²² Gleichzeitig waren sexuelle Begegnungen mit «Töchtern aus gutem Hause» nicht nur verboten, sondern wurden auch streng kontrolliert. In Konitz versuchten die Lehrer sogar die Gymnasiasten davon abzuhalten, auf der Danziger Strasse auf und ab zu spazieren, da dies nur einem unbeaufsichtigten Kontakt zwischen jungen Män-

nern und Frauen Vorschub leiste.²³ Trotzdem gab es natürlich ausgiebig Gelegenheiten für Kontakte. Winter traf sich beispielsweise mit Mädchen im Tanzkurs – wenn auch nur unter den wachsamen Augen des Tanzlehrers und dem strengen Blick der Mütter, die die Rolle von Anstandsdamen spielten. Darüber hinaus traf man sich beim Eislaufen auf dem Mönchsee, in Cafés, bei Theaterbesuchen und gelegentlich bei heimlichen Mondscheinpromenaden. All das führte jedoch nur selten zu sexuellen Begegnungen und wenn, dann nur unter striktester Geheimhaltung.

Auf der Suche nach sexuellen Abenteuern gingen deutsche Gymnasiasten immer wieder zu Prostituierten. Obwohl es nur selten eingestanden wurde, war dies zum Bestandteil einer doppelbödigen Sexualökonomie geworden, damit in den Worten eines zeitgenössischen Autors «die jungen Männer Gesundheit und guten Humor bewahr[t]en und die jungen Frauen aus besserer Familie ihre Tugend».²⁴ Doch manche jungen Männer scheuten den Gang zu einer Prostituierten, teils wegen des hohen Risikos, mit einer Geschlechtskrankheit infiziert zu werden, teils aber auch, weil sie dadurch Bekanntschaft mit einer häufig brutalen und gewalttätigen Unterwelt machten. Dort vermutete die Konitzer Polizei nun den Mörder Winters.

Zum engeren Kreis der Verdächtigen gehörten Wilhelmine Kammerov, eine örtliche Prostituierte, zu der Winter sexuelle Beziehungen unterhielt, und ihr Liebhaber, der Maurer Robert Zindler. Die Spur schien vielversprechend. 1894 war Wilhelmine Kammerov in den Mord an Bluhm verwickelt gewesen, einem Ruderer, dessen Leiche wie die von Ernst Winter im Mönchsee gefunden wurde. Zwar behaupteten Zeugen, sie hätten Frau Kammerov am Mordtag zusammen mit Bluhm gesehen, aber sie wurde nicht einmal wegen Mittäterschaft an dem Mord verurteilt. Doch während des Prozesses schwor sie einen Meineid, als sie behauptete, sie sei nie der Prostitution nachgegangen, und wurde zu zweieinhalb Jahren Haft im Stadtgefängnis verurteilt.²⁵

Für den Tag jedoch, an dem Winter ermordet wurde, hatte sie offenbar ein Alibi. Am Sonntagmorgen, dem 11. März, hatte sie

DER MÖRDER

die Messe in Konitz besucht und am Nachmittag auf dem Gutshof Fettke im Nachbardorf Briesen gearbeitet, fünf Kilometer südwestlich von Konitz. Ihr Liebhaber verbrachte den Tag mit Viehhütten im Dorf Mossnitz, südlich von Konitz. In beiden Fällen erschien es unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich, dass sie sich nach Konitz hätten stehlen können, ohne dass ihre Arbeitgeber ihre Abwesenheit bemerkt hätten.²⁶

Spekulationen über die mögliche Beteiligung einer örtlichen Prostituierten bewogen die Polizei auch zu der Überlegung, dass der Tatort möglicherweise gar nicht das Mönchseeufer war, sondern das ‚kleine rote Haus‘ am Rande der Stadt. In der Nähe des Hauses der Schützengilde und des Grabens gelegen, wo Winters Kopf gefunden wurde, war das ‚kleine rote Haus‘ früher von «lüderlichen Dirnen» bewohnt und hatte in der feinen Gesellschaft einen schlechten Ruf.²⁷ Dennoch war dieses Haus kein Ort, der für das Verbrechen wirklich in Frage gekommen wäre: Es war fast zwei Kilometer vom Ufer des Mönchsees entfernt – eine grosse Entfernung für den Mörder, der die beiden Hälften von Winters Torso dorthin getragen hätte. Zudem war das Haus ziemlich klein und wurde zur Tatzeit von sechs Familien mit Dutzenden von Kindern bewohnt.²⁸ Wenn sich dort jemand verdächtig gemacht hätte, wäre es mit Sicherheit aufgefallen. Ausserdem war es unwahrscheinlich, dass Winter bereits am Nachmittag des 11. März eine Prostituierte aufgesucht hatte. Zum einen hatte er seine Brieftasche im Zimmer zurückgelassen, und zum anderen hatte Inspektor Wehn durch eine Befragung aller Prostituierten am Ort herausgefunden, dass die Schüler, die Prostituierte aufsuchten, dies fast ausnahmslos erst nach Einbruch der Dunkelheit taten.²⁹ Winter dagegen wurde vor 7 Uhr abends ermordet, als es draussen noch hell war.

Unbeirrt hielt die Polizei auch weiterhin an der Vorstellung fest, Winter könnte einem Mann aus der Konitzer Unterwelt in die Hände gefallen sein. In den Augen der guten wilhelminischen Bürger war diese Unterwelt vom Proletariat der Arbeiterklasse bevölkert – gleichsam gefährliche Elemente und Bedrohung für

die bequeme Ordnung der Dinge. Die Arbeiterklasse galt nicht nur als politisch unzuverlässig, ihre Mitglieder hielt man darüber hinaus für gottlos, sexuell enthemmt, brutal und häufig kriminell.

Die Ermittler betraten diese bedrohliche Welt, als sie einem weiteren Hinweis folgten, bei dem es um Ernst Winters mögliche sexuelle Begegnungen ging. Mehrere Personen hatten Winter am Nachmittag des Mordes mit zwei Männern Spaziergehen sehen. Monatelang hatte sich die Polizei vergeblich bemüht, deren Identität ausfindig zu machen. Dann setzte sie eine Belohnung aus, und plötzlich begannen die Zeugen sich zu erinnern. Ein Bierhändler namens Arthur Steffan meldete sich und sagte aus, Winter habe sich am 11. März um 2 Uhr nachmittags auf der Danziger Strasse mit Johann Gast und August Pikarski getroffen und er habe ein sexuelles Verhältnis mit Marie Sawischewski gehabt, der früheren Geliebten von Johann Gast und sexuellen Partnerin Pikarskis. Steffan seinerseits behauptete, Marie Sawischewski gut zu kennen, denn er unterhielt ebenfalls sexuelle Beziehungen mit ihr.

Doch Marie Sawischewski bestritt, mit Ernst Winter sexuelle Beziehungen – ob freiwillig oder nicht – unterhalten zu haben. Sie räumte zwar ein, sie habe «hin und wieder mit Männern in Konitz Geschlechtsverkehr gepflogen [...] meist unter freiem Himmel». Wie sie sagte, hatte sie «Geschenke dafür nie gefordert, sondern mich mit dem begnügt, was ich von meinen ‚Freiern‘ freiwillig geschenkt erhielt».³⁰ Eine intime Beziehung zu Winter sei jedoch überhaupt nicht in Frage gekommen. «Ich muss hierbei bemerken, dass ich mit Gymnasiasten überhaupt nicht verkehrt habe. Die jungen Leute, mit welchen ich mich intimer einliess, waren meist Freunde und Bekannte von Gast, Maurer- gesellen und Schumacher.»³¹ Johann Gast, ein 22-jähriger Maurer, war Marie Sawischewskis Verlobter gewesen. Sie hatte auch ein Kind von ihm, das jedoch am 19. Dezember 1900, kurz vor seinem ersten Geburtstag gestorben war. Die Mutter konnte keine Angaben darüber machen, was den Tod des Kindes verursacht hatte oder wann genau sie die Verlobung mit Gast gelöst hatte –

für den Bruch mit ihm nannte sie aber immerhin den März 1900. «Derselbe [war] ein Trunkenbold», sagte sie gegenüber einem Polizeiinspektor aus. Ausserdem befürchtete sie, dass sie «noch einmal durch ihn in andere Umstände gerathen würde». Ein weiteres Kind von Gast war das letzte, was sie sich wünschte: Er hatte nichts für das Kind getan und war, wenn er getrunken hatte, häufig gewalttätig geworden. In Schmeichels Tanzlokal hatte er sie sogar vor den Augen der Gäste geschlagen.³² Bezeichnenderweise war der nächste Mann, mit dem sie sich befreundete, ein echter Herr, ein Infanterist in der preussischen Armee und der Sohn eines gutbetuchten Geschäftsmannes. Er wollte sie sogar heiraten und schrieb ihr viele Briefe, doch sie wies ihn ab. Ein Mann von seinem Stand, redete sie sich ein, würde sie «als armes Mädchen doch nicht heirathen».³³

Es bestand kaum ein Zweifel daran, dass Johann Gast zu Gewalttätigkeit neigte, doch ob er Ernst Winter ermordet oder ob er ihn überhaupt gekannt hatte, war schwieriger herauszufinden. Marie Sawischewski war sich zwar nicht sicher, glaubte jedoch nicht, dass Gast Winter gekannt hatte, «da Gast nur mit Leuten seines Standes verkehrte».³⁴ Dennoch hatte der Bierhändler Stefan Gast mit Pikarski und Winter zusammen gesehen. Hatte er sich geirrt?

August Pikarski, gelernter Maurer und inzwischen Soldat, behauptete das jedenfalls. Andererseits teilte er die Ansicht, dass Gast eines Mordes fähig sei. «Zu einer Freundschaft zwischen uns ist es jedoch deshalb nicht gekommen, weil ich vor dem äusserst rohen und brutalen Menschen, welcher bei jeder Streitigkeit gleich zum Messer greift, eine gewisse Scheue hatte.»³⁵ Auf jeden Fall war Gast ein Gewaltverbrechen zuzutrauen, und wenn er Winter umgebracht hätte, so hätte Pikarski aus seiner Mitwisserschaft kein Hehl gemacht. Aber wie er selbst sagte: «Ich wusste auch nicht, auf welche Weise ich die Bekanntschaft [Ernst Winters] hätte machen können.»³⁶

In seiner Aussage gab Gast zudem an, er sei Ernst Winter nie begegnet: «Die Lokale, in welchen ich verkehrte, [...] wurden ausschliesslich von Arbeitern und Handwerkern besucht, dagegen nicht von Gymnasiasten.»³⁷ Er bestritt auch andere Anschul-

digungen gegen ihn. Er bestritt, der Vater von Marie Sawischewskis Kind zu sein, und behauptete, zum Zeitpunkt der Empfängnis hätten beide noch keinen intimen Verkehr miteinander gehabt. Ausserdem habe Marie Sawischewski ihn nie um finanzielle Hilfe oder um Unterstützung in anderer Form für das Kind gebeten. «Sie hat offenbar geglaubt, dass ich sie einmal heirathen würde», sagte er, setzte jedoch hinzu, sie sei gleichzeitig mit mehreren Arbeitern der städtischen Elektrizitätswerke intim gewesen.³⁸ Offenbar hatten entweder Gast oder Marie Sawischewski nicht die ganze Wahrheit gesagt.

Als Mann mit einem Vorstrafenregister hatte Gast guten Grund, die Unwahrheit zu sagen. Für den Nachmittag des Mordes hatte er kein Alibi; auf insistierendes Nachfragen gab er an, sich einfach nicht mehr daran erinnern zu können, wo er an diesem Tag gewesen sei. Aber er wusste noch, dass er an dem Nachmittag, als der zerstückelte Torso Winters im Mönchsee gefunden wurde, in Riedels Lokal war. Als ein Lehrling in die Kneipe kam und Gast und dessen Saufkumpanen vom Fund der Leiche erzählte, gingen sie sofort zum Ufer des Mönchsees, um sich die Sache anzusehen. Sehr bald sammelte sich eine Menge, und es war von nichts anderem die Rede als davon, wer wohl der Mörder war. Ausserdem fing fast jeder in Konitz an zu überlegen, wo er am Sonntagnachmittag war, als Winter zuletzt gesehen wurde. Gast hatte dagegen keine Erinnerung. Aber er war ein Maurer und kein Metzger, und Winters Leiche war fachgerecht zerlegt worden. Hätte Gast, der mit dem Messer schnell zur Hand war, eine Leiche so präzise zerstückeln können? Ein ermitteltes Detail weist in die Richtung einer solchen Möglichkeit. Im Januar 1901 wurde Gast zum Militär eingezogen. Als der Kompaniehauptmann die neuen Rekruten musterte, fragte er, wer in der Lage sei, eine Kuh zu töten. Gast meldete sich. Vielleicht hatte er nichts zu verbergen. «Ich glaube auch, dass ich einen Ochsen tödten kann; ihn zu schlachten, d.h. handwerksgerecht, wie ein Schlächter zu zerlegen, würde mir schwer gelingen.»³⁹

Sosehr sich die Polizei auch bemühte, sie konnte keinen Zusammenhang zwischen Gast und Winter finden: Es gab hierzu

DER MÖRDER

nur die Aussage Steffans, und da sie in einigen eher nebensächlichen Details unzutreffend war, reichte sie für eine Verhaftung nicht aus. Als ehemaliger Soldat war Steffan selbst nicht ganz unverdächtig. 1895 hatte ein Militärgericht ihn wegen Urkundenfälschung, versuchten Betrugs, Amtsmissbrauchs und Gewalttätigkeit gegen Untergebene in zwei Fällen zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.⁴⁰ Im Konitzer Mordfall erwies er sich als undurchsichtige Figur. Manche glaubten, die Juden hätten ihn bezahlt, und er wurde sogar beschuldigt, er habe versucht, Zeugen, die gegen Moritz Lewy aussagten, zu verwirren, indem er einen Doppelgänger Ernst Winters einsetzte.⁴¹ Doch die Verdächtigungen gegen ihn gingen in beide Richtungen. In einer Geschichte sollte er behauptet haben, er habe zwei Männer mit Winter am Nachmittag des Mordes Spazierengehen sehen und über sie angegeben, «ortsfremde Männer [zu sein], die ganz zweifellos Juden gewesen seien».⁴² Bei Steffan wusste man nie, woran man war. Vielleicht war er auf die Belohnung aus. Vielleicht fühlte er sich von Marie Sawischewski gekränkt und war auf Gast eifersüchtig.

Vielleicht suchte die Polizei auch im falschen Milieu. Ernst Winter war schliesslich Gymnasiast und als solcher dem bürgerlichen Stand zuzurechnen. Für die Polizei war es offenbar schwieriger, sich vorzustellen, dass auch ein Angehöriger gutbürgerlicher Kreise die Tat begangen haben könnte. Immerhin gab es wichtige Anhaltspunkte, die in diese Richtung wiesen. Vor allem wiesen sie auf einen Eckpfeiler der wilhelminischen Gesellschaft, die Schulen.

II

Den ersten Hinweis gab es bereits am Ostersonntag 1900. In dem Graben, in dem der abgetrennte Kopf Winters lag, befand sich auch ein in vier Teile zerrissenes Taschentuch mit der aufgestickten Initialen ‚A‘.⁴³ Bei einer Laboruntersuchung entdeckte der Chemiker Bischoff Blutspuren, auf einem Stück «bestimmt», auf einen anderen «mit grosser Wahrscheinlichkeit».⁴⁴ Da sie nicht

DER MÖRDER

wusste, wem das Taschentuch gehörte, setzte die Polizei eine Suchanzeige in die Lokalzeitung, in der sie den Eigentümer dringend bat, sich auf dem Revier zu melden. Zwei Wochen lang tat sich nichts. Dann fand Bürgermeister Deditius zufällig ein ganz ähnliches Taschentuch bei sich zu Hause. Aber es gehörte nicht ihm, sondern Auguste Rhode, der Frau des Schulinspektors für den Kreis Konitz. Sie war auf einer Abendgesellschaft im Haus von Deditius gewesen und hatte das Taschentuch dort vergessen.⁴⁵ Ausserdem war sie eine regelmässige Kundin von Gustav Hoffmann, und nach Aussage ihres früheren Dienstmädchens liess Auguste Rhode häufig ihre Taschentücher irgendwo liegen.⁴⁶ Als man ihr das Taschentuch vorlegte, das sie im Haus des Bürgermeisters liegengelassen hatte, erkannte sie es sogleich als ihr eigenes wieder, ebenso das Taschentuch, das viergeteilt in dem Graben gefunden worden war.⁴⁷ Warum hatte sie sich wegen des Taschentuchs nicht schon früher bei der Polizei gemeldet, wollte Inspektor Wehn wissen. «Die Juden haben es gethan», antwortete sie und setzte hinzu: «Ich möchte mein Taschentuch und meine Person und meinen Namen nicht in Verbindung mit einem Mord gebracht sehen.»⁴⁸ Der Mord, fügte Frau Rhode angeblich hinzu, sei ein Ritualmord gewesen. Konsterniert schüttelte Wehn den Kopf: «Das alberne Märchen.»⁴⁹

Es war eine Geschichte, an deren Entstehung Frau Rhode selbst nicht unbeteiligt war. Sie sagte aus, sie und ihr Mann hätten zusammen mit dem Logenbruder Rudolf Hermann und seiner Frau Marie den Logentempel um elf Uhr abends am Mordtag verlassen. Als sie zum Bürgersteig der Rähmestrasse kamen (die direkt zur Synagoge führte), habe sie (Frau Rhode) gesagt, «Wie riecht es hier, wie nach verbrannten wollenen Lumpen.» Ausserdem habe sie in der Synagoge, etwa hundert Meter rechts von ihr, ein flackerndes Licht bemerkt.⁵⁰ Ob diese Angaben der Wahrheit entsprachen oder nicht (von ihrem Mann und dem Ehepaar Hermann wurden sie nur zum Teil bestätigt), Auguste Rhodes Beobachtungen von einem flackernden Licht in der Synagoge und dem Geruch verbrannter Lumpen fanden ihren Weg in das Ge-

DER MÖRDER

rüchters Arsenal der Stadt und lieferten trügerische Belege für eine Geschichte, in der eine jüdische Verschwörergruppe nach der rituellen Tötung Ernst Winters in der Synagoge zusammengekommen war.

Das Geheimnis um Auguste Rhodes Taschentuch wurde nie gelüftet. Sie selbst hatte keine Ahnung, wie es in den Graben, in dem Winters Kopf gefunden wurde, gelangt sein könnte. Sie vermutete, möglicherweise habe ihr früheres Dienstmädchen (das ausgesagt hatte, vielleicht habe Frau Rhode das Taschentuch in Hoffmanns Metzgerladen liegenlassen) das Taschentuch gestohlen.⁵¹ Glaubhafter war die Angabe des Sohnes von Frau Rhode, er habe das Taschentuch im Herbst 1899 in vier Teile zerrissen, als er im Stadtwald war und sich erleichtern musste. Doch wie es überhaupt mit der Wahrheit in der Rhode-Familie eher schlep-pend zuing, brauchte auch diese Erinnerung ihre Zeit, bis sie sich einstellte: bis Mitte Januar 1901, acht Monate nachdem das Taschentuch gefunden worden war.⁵² Merkwürdigerweise und trotz des Bluts an dem Tuch akzeptierte die Polizei diese Aussage und schloss die Ermittlungsakte. Sie hatte Auguste ohnedies nie ernsthaft im Verdacht gehabt. «Der Verdacht ihrer eigenen Beteilig-ung an der Ermordung Ernst Winters», hiess es in einem ministeriellen Memorandum, «erschien völlig ausgeschlossen.»⁵³ Sie war eine Frau und gehörte zu den besseren Kreisen der Stadt, in jeder Hinsicht eine aufrechte Bürgerin.

Eine zweite Reihe von Anhaltspunkten wies auf den Lehrer Weichei hin. Ein enger Freund von Otto Plath, hatte Weichei diesen Alibi bestätigt, dass sie am Nachmittag des Mordtags im Stadtwald spazieren- und anschliessend zum Haus der Schützen-gilde gegangen waren, bevor sie in Hunzels Lokal ihr Abendessen einnahmen. Irgendwann zwischen sieben und halb acht Uhr hatte Weichei sich unwohl gefühlt und war in Begleitung Plaths nach Hause zurückgekehrt.

Als der Mord jedoch bekannt worden war, legte Weichei ein merkwürdiges Verhalten an den Tag. An dem Morgen, nach dem der Torso im Mönchsee entdeckt wurde, nahm er den Zug um 11.43 Uhr nach Berlin, um sich dort ärztlich behandeln zu lassen,

DER MÖRDER

ausgerechnet wegen einer Kehlkopfentzündung. Leider hatte die Polizei ihn nicht gefragt, wieso er deswegen nach Berlin fahren musste oder wann er diesen Termin vereinbart hatte. Überdies konnte der Arzt in Berlin trotz sorgfältiger Untersuchung bei Weichei keine Entzündung feststellen.⁵⁴

Als Weichei jedoch nach Konitz zurückgekehrt war, verfolgte er die Details der Ermittlungen in dem Mordfall mit ungewöhnlicher Leidenschaft. Er suchte sogleich die Gesellschaft jedes neuen Journalisten, privaten Ermittlers und Belohnungsjägers, der in die Stadt kam. Ausserdem erwies er sich als eine Plage für die Polizei. Ende Mai beklagte sich Oberstaatsanwalt Settegast: «Er treibt sich seit vielen Wochen fast den ganzen Tag in Wirtshäusern herum, drängt sich an alle Berichtersteller in Mordsachen heran, spricht unaufhörlich von der That und bezeichnet die Juden als die Mörder.»⁵⁵ Dass Weichei in den Juden die Schuldigen sah, war an sich noch nichts Ungewöhnliches. Doch am Abend des 29. Mai, dem Tag, an dem Gustav Hoffmann festgenommen und Bernhard Masloff vom inoffiziellen Bürgerausschuss vernommen wurde, hatte Weichei ein Glas zuviel getrunken und fing an zu prahlen, in Wirklichkeit habe er Winter umgebracht und die Leute in der Kneipe würden eines Tages darüber sprechen, dass sie mit dem Mörder an einem Tisch gesessen hätten. Danach versuchte er, einem der Gäste dessen Revolver zu entwenden, angeblich um sich damit umzubringen.⁵⁶

Die Polizei nahm Weichei nicht besonders ernst, denn er schien kein Motiv für die Tat zu haben. Es gab jedoch andere Umstände, die Weichei zu einem plausibleren Verdächtigen machten, als die Polizei annahm. Als er sechzehn Jahre alt war, wohnte er in Skurz, wo der Mord an dem vierzehnjährigen Onofrius Czybulla ebenfalls in einen jüdischen Ritualmord umgedeutet worden war. Weichei hatte den zerstückelten Leichnam des Jungen gesehen, und sein Vater, ein Lehrer am Ort, wirkte in dem Mordprozess mit. Weichei lernte somit das Skript des Ritualmordstücks schon als junger Mensch aus erster Hand kennen. Ausserdem war er als Reservist während eines Manövers in ei-

nem Militärhospital eingesetzt gewesen und hatte von daher wenigstens gewisse anatomische Grundkenntnisse. Weichei selbst bestätigte dies und brüstete sich bald nach dem Mord damit, er könne eine Leiche mühelos zerstückeln.⁵⁷

Oberflächlich betrachtet schien der Lehrer ein normales Leben zu führen. Verheiratet und Vater von drei Kindern, hatte Weichei eine feste Stelle und war gemeinsam mit Schulinspektor Rohde Vorsitzender des lokalen Kriegervereins. Ausserdem spielte er sonn- und feiertags in der Kirche die Orgel. Hinter dieser Fassade kleinstädtischer Wohlanständigkeit zeigte sich jedoch ein anderes Bild. Mit seinem Alkoholproblem und einer Neigung zur Gewalttätigkeit war Weichei weniger stabil, als sein muskulöser Körperbau vielleicht erwarten liess. Er lebte in ständigem Streit mit seiner Frau und hatte sie des Öfteren geschlagen und mit dem Messer bedroht.⁵⁸ Es gab auch Gerüchte, er habe ein Gewehr auf sie angelegt und sie habe die Scheidung eingereicht. Weicheis Frau bestritt beide Vorwürfe und räumte lediglich ein, sie habe sich für kurze Zeit von ihm getrennt, als sie ihn im Verdacht hatte, ihr untreu zu sein.⁵⁹ Zur Zeit des Mordes lebten sie jedoch wieder zusammen, obwohl Weichei sich nicht wirklich geändert hatte. Er verbrachte einen Grossteil seiner Zeit mit einer zwielichtigen Figur namens Gustav Georg, der wegen Einbruchdiebstahls zwölf Jahre Gefängnis hinter sich hatte.⁶⁰ Weichei hatte zudem ständig Schulden, nicht zuletzt bei seinem Freund Otto Plath.

Doch Weichei hatte ein Alibi, das von unabhängigen Zeugen bestätigt wurde. Er und Otto Plath waren von halb vier bis sieben Uhr nachmittags in Hunzels Lokal. Kurz nach sieben Uhr kam er nach Hause zu seiner Frau. Wie diese aussagte, ging es ihrem Mann tatsächlich schlecht, weil er zuviel Apfelwein getrunken hatte und deshalb für den Rest des Abends im Bett geblieben sei.⁶¹ Somit hatte Weichei für den Nachmittag und den Abend des Mordtages kein schlechteres Alibi als andere. Und wenn er wirklich am Donnerstag, dem 14. März, den Zug um 11.43 Uhr nach

DER MÖRDER

Berlin genommen hatte, dann konnte er nicht am selben Abend oder nächsten Morgen den linken Arm der Leiche über das Tor des evangelischen Friedhofs geworfen haben.⁶² Weichei mochte ein «jähzorniger», manchmal gewalttätiger, «energieloser», «charakterschwacher» und «dem Trünke ergebener» Mann sein.⁶³ Das machte ihn jedoch noch nicht zu einem kaltblütigen Mörder. Wahrscheinlicher ist, dass es ihn zu einem Menschen machte, der Aufmerksamkeit erregen wollte. Sein Schuldbekenntnis im betrunkenen Zustand, sein dramatischer ‚Selbstmordversuch‘ konnten als übertriebene Versuche verstanden werden, sich in das Zentrum des Wirbelsturms zu stellen, der im Sommer 1900 diese kleine Stadt heimsuchte.

III

Da die Polizei in der Mordsache Winter immer noch nicht weitergekommen war, wurde ein neuer Chefermittler ernannt, Inspektor von Kracht, der sich bereits im Rheinland, einer Region, in der seit jeher Ritualmordbeschuldigungen auf fruchtbaren Boden gefallen waren, einen Namen gemacht hatte.⁶⁴ Anders als Inspektor Braun aus Berlin hielt Kracht die Blutbeschuldigung für plausibel und war überzeugt, dass die Juden auch schon in der Vergangenheit Christenkinder ermordet hatten, weil sie deren Blut brauchten. Er hatte die Akten zu den ‚Ritualmorden‘ in Skurz und Xanten ebenso studiert wie die ‚einschlägige‘ Literatur zu diesen Fällen. Er sehe keinen Anlass, erklärte er, «mich im Sinne irgendeiner der beiden Anschauungen zu erklären». Aber er hielt es für seine Pflicht, sich die Akten genau und unparteiisch anzusehen. Andererseits halte «ein sehr grosser Theil der konitzer Bevölkerung und des deutschen Volkes einen Ritual- oder Blutmord nicht für ausgeschlossen», meinte Kracht.⁶⁵ «Namentlich hervorragende geistig und social hochstehende Persönlichkeiten in Konitz [rechnen] mit dieser Möglichkeit.»⁶⁶

Inspektor von Kracht wollte diese Leute beschwichtigen. Ausserdem glaubte er wirklich, dass die Juden in Konitz etwas verbargen, da sie «bei ihren Vernehmungen beflissen sind, alles

abzuleugnen».⁶⁷ Darüber hinaus glaubte er an die reale Möglichkeit einer jüdischen Verschwörung. In Konitz angekommen, begann er seine Ermittlungen, indem er sämtliche Telegramme durchging, die zwischen dem 1. und dem 16. März von Juden in Konitz abgeschickt und empfangen worden waren.⁶⁸ Er fand nichts ausser einer Menge geschäftlicher Mitteilungen.

Besondere Aufmerksamkeit richtete der neue Inspektor auf die Lewys. Drei Umstände deuteten in seinen Augen auf ihre Mittäterschaft. Der erste war die Aussage von Bernhard Masloff, die Kracht im Anschluss an die Geschworenen für glaubwürdig hielt. Der zweite Hinweis kam von Moritz Lewy, der angeblich mit der Leugnung der Bekanntschaft Winters einen Meineid begangen hatte. Allein schon seine Falschaussage zu diesem Detail kam für Kracht einem ‚Schuldbeweis‘ gleich. Schliesslich stellte Kracht die Hypothese auf, der Sack, in dem der Torso des Mordopfers gefunden wurde, habe «mit hoher Wahrscheinlichkeit» seinen Weg von Otto Plath über ein inzwischen verstorbene polnische Dienstmädchen zu Adolph Lewys Schwester Pauline, der Lumpenhändlerin, gefunden. Diese habe ihn dann ihrem Bruder gegeben.⁶⁹ Damit war für Kracht eines der Haupträtsel des Mordfalls – wie der Sack in die Hände des Mörders kam – gelöst.

Jedoch reichte dieses Material, wie Kracht selbst einräumen musste, «nicht aus, um gegen Lewy mit Erfolg einzuschreiten»⁷⁰ Dasselbe galt für die übrigen Juden, die er im Verdacht hatte: Lewinski, dessen Haus an der Danziger Strasse «viel mehr geeignet [erschien]», um die Tat auszuführen; oder der Metzger Hamburger aus Schlochau, der fast ein Jahr nach der Tat von einem christlichen Fleischbeschauer denunziert wurde, er sei wahrscheinlich derjenige, der Winters Kehle durchschnitten hatte; oder Kantor Nossek, der am Mordabend sechs Juden am Bahnhof abgeholt und zum Haus von Lewinski gebracht hatte. Bei allen diesen Verdächtigen verfügte Kracht über keinerlei konkrete Beweise. «Auch die sonstigen gegen die Juden erhobenen Verdachtsgründe reichen nicht aus, um nach irgendeiner bestimmten

DER MÖRDER

Richtung vorzugehen.»⁷¹ Die einseitige Konzentration auf die Juden führte nicht nur in eine Sackgasse; sie schadete den Ermittlungen auf unwiderrufliche Weise. Intelligente Beobachter hatten das klar erkannt. In einem Memorandum mit Datum vom 11. November 1900 gaben der preussische Innenminister, Baron von Rheinbaben, und der preussische Justizminister, Baron von Schudt, nicht zuletzt der «leidenschaftlichen Erregung», die durch die Legende vom Ritualmord ausgelöst wurde, die Schuld am Fehlschlagen der Ermittlungen.⁷²

Auch die Polizei versäumte es, ihre bisherigen Annahmen im Licht neuer Beweise zu überprüfen. Seit der ersten Ermittlung waren drei wichtige neue Tatsachen ans Licht gekommen: erstens die Petechien, die auf den Lungen des Ermordeten entdeckt wurden und dafür sprachen, dass Ernst Winter den Tod nicht durch Verbluten, sondern durch Ersticken gefunden hatte; zweitens der spätestmögliche Zeitpunkt des Todes, den Gerichtsmediziner nunmehr auf 19 Uhr ansetzten, also eine Stunde später als bisher angenommen; und drittens die Spermaflecken, die auf Winters Weste und Hose gefunden wurden. Da aufgrund dieser neuen Beweise feststand, dass Winter erstickt war, entfiel die bisherige Annahme, der Mord sei kaltblütig begangen worden. Da der Mord auch noch um sieben Uhr abends begangen worden sein konnte, waren einige Alibis hinfällig. Und da dem Mord schliesslich mit Sicherheit ein sexuelles Motiv zugrunde lag, musste dieser Aspekt mit erneutem Nachdruck untersucht werden.

Selbst ohne die Samenflecken deuteten die neuen Befunde auf einen früheren Verdächtigen. Am 17. Dezember 1900 schlug Oberstaatsanwalt Wulff vom Regierungsbezirk Marienwerder vor, die Ermittler sollten den Fall Gustav Hoffmann noch einmal durchgehen. Es war einerseits «undenkbar», dass ein Mann von Hoffmanns Format ein solches Verbrechen begehen sollte, da er «allgemein geachtet» war und ein «makellofes Vorleben» hatte.⁷³ Andererseits war sein Alibi jetzt nicht mehr so wasserdicht, wie es ursprünglich den Anschein hatte. Unbelegt blieb die Zeit zwischen 6 und 7 Uhr abends. Vielleicht waren die Ermittlungen vorschnell eingestellt worden. Wulff drückte sich vorsichtig aus:

«Geradezu unmöglich ist es nicht, dass Hoffmann der Thäter ist.»⁷⁴

Die Inspektoren vor Ort und Kracht selbst sahen das anders. Hoffmann war früher vernommen worden, ohne dass sich etwas ergeben hätte. Kaum jemand traute diesem aufrechten Bürger einen solchen Mord zu; als Inspektor Braun ihn zum erstenmal vernahm, machte er auf diesen sogar einen guten Eindruck. Zwar hatte Hoffmann Adolph Lewy beschuldigt, ohne auch nur den mindesten belastenden Beweis zu haben. Zudem hatte er eine gedruckte Broschüre unterzeichnet, in der phantasievolle Behauptungen, die sich als Tatsachen ausgaben, aufgestellt wurden. Aber diese Beschuldigungen hatten seinem Ruf in keiner Weise geschadet: Wie die Bürger von Konitz immer wieder betont hatten, war Gustav Hoffmann ein guter Mensch.

Ein einziger Offizieller blieb skeptisch. Im Juli 1901 verfasste Staatsanwalt Lautz in Marienwerder, der Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, ein ausführliches Memorandum, in dem er darlegte, dass Hoffmann kein Alibi mehr habe.⁷⁵ Ausserdem hielt er es für ungewöhnlich, dass Hoffmann von der Freundschaft seiner Tochter mit Ernst Winter nichts gewusst haben sollte, während die beiden jungen Leute sich tatsächlich seit längerem jeden Sonntag sahen. Anna Hoffmann stritt diese Beziehung ebenfalls ab, doch vor Gericht räumte ihr älterer Bruder ein, dass Winter «seiner Schwester den Hof gemacht hatte».⁷⁶ Lautz verwies auch auf die Verdächtigungen, die schon frühzeitig während der Ermittlungen in dem Mordfall von Ignaz Praetorius, dem liberalen Gymnasiallehrer geäußert worden waren. Praetorius hatte eingehend berichtet, als das Paket mit dem Torso aufgeschnürt wurde, habe Hoffmann vom Sack einen Fetzen abgerissen, an dem noch Fleischreste klebten, und wieder in den See geworfen.⁷⁷ Praetorius erwähnte auch, dass Hoffmann sich an jenem Tag merkwürdig verhalten habe. Einen Augenblick lang habe er geglaubt, den Mörder vor sich zu sehen.⁷⁸ Am nächsten Tag hätten beide Männer, Hoffmann und Praetorius, Hoffmanns Eiskeller und seinen Schuppen nach Hinweisen durchsucht, ohne fün-

DER MÖRDER

dig zu werden.⁷⁹ Die Polizei nahm Hoffmanns Umsicht als Anzeichen dafür, dass er den Mord unmöglich begangen haben konnte. Lautz wies hingegen darauf hin, man könne aus diesem Verhalten auch den gegenteiligen Schluss ziehen und sich vorstellen, dass Hoffmann – falls er der Mörder war – ganz sicher gehen wollte, dass es keine belastenden Spuren mehr gab.

Solche Verdächtigungen stützten sich zweifellos auf reine Spekulationen. Doch wenn man sie mit einem Alibi, das nicht mehr hieb- und stichfest war, mit Hoffmanns früherer Unwahrhaftigkeit und seinem cholерischen Naturell in Verbindung brachte, dann war zumindest denkbar, dass Hoffmann Ernst Winter am Abend des 11. März 1900 ermordet hatte. Folgendes Szenario war nach Lautz vorstellbar:

Am späten Nachmittag des Mordtages ging Ernst Winter die Danziger Strasse auf und ab und wartete anscheinend auf jemanden. Währenddessen war Anna Hoffmann im Haus des Metzgers Wilhelm Ziebarth, den sie und ihre Familie an diesem Tag besucht hatten. Anna Hoffmann verliess das Haus der Ziebarths gegen 17.45 Uhr, und eine Viertelstunde später kehrte ihr Vater nach Hause zurück. Aus irgendeinem Grund ging er noch einmal zu seinem Schuppen in der Nähe des Mönchsees, wo er Winter mit seiner Tochter in flagranti überraschte. Sie lief sofort davon und hatte deshalb keine Ahnung von dem weiteren Geschehen.

Angesichts der Tatsache, dass der gute Ruf seiner Tochter auf dem Spiel stand, falls Winter sie entehrt hatte, war ihr Vater ausser sich vor Wut. Gustav Hoffmann, ein grosser, kräftiger Mann, warf den jungen Winter zu Boden, und in der Hitze des Kampfes erwürgte oder erdrosselte er ihn. Möglicherweise hatte er nicht die Absicht, Winter zu töten, erkannte jedoch schnell die Schwere seiner Tat. Er musste die Leiche verstecken, dachte er, und verfiel auf das Naheliegendste. Er würde mit der Leiche in derselben Weise verfahren, wie er es mit dem Fleisch in seinem Laden tat. Das bedeutete, dass er die Leiche zerstückeln, die einzelnen Teile in Packpapier wickeln und mit einem Bindfaden zu ei-

DER MÖRDER

nem Paket verschnüren musste. Der Bindfaden war von Anfang an ein wichtiges Beweisstück gewesen. Er stammte aus dem Laden von Otto Plath, und dieser Umstand deutete auf einen Mörder, der in Konitz wohnte oder arbeitete. Ebenso wichtig war der Umstand, dass die Pakete sauber eingewickelt und mit einem eleganten Knoten verschnürt waren. Hoffmann hatte viele Kunden ausserhalb von Konitz und lieferte ihnen Fleisch, das in einen Sack eingewickelt und mit einem Bindfaden verschnürt war.

Das Einpacken würde zeitraubend sein, also ging Hoffmann zunächst nach Hause zurück, wo er sich zu seiner Familie an den abendlichen Tisch setzte. Zu diesem Zeitpunkt wusste Anna Hoffmann immer noch nicht, was mit Ernst Winter geschehen war. Deshalb bat sie später an diesem Abend einen der Lehrlinge, ihn im Theater von ihr zu grüssen. Voller Grauen über seine Tat, sprach der Vater am Tisch kein Wort. Stattdessen schickte er die Lehrlinge und den Gesellen frühzeitig zu Bett und befahl früher als gewöhnlich das Licht zu löschen. Als alle schliefen, packte er seine Utensilien, das Packpapier und den Bindfaden zusammen und machte sich an die Arbeit.

Hoffmann zerteilte den Körper einige Stunden nach dem Mord, was das Gerinnen des Blutes erklärte. Da an diesem Abend Vollmond war, hatte er genügend Licht beim Zerstückeln der Leiche. Dennoch dauerte die Prozedur länger, als er erwartet hatte, so dass er irgendwann in Panik geriet und seine Pläne änderte, die beiden Hälften des Torsos ins Wasser warf und die übrigen Körperteile versteckte und sie erst später zu den Stellen brachte, wo sie schliesslich gefunden wurden.

Der Mörder, so kombinierte Lautz, musste überlegt gehandelt und die nötige Zeit dazu gehabt haben. Ein reiner Schläger hätte die Leiche so wie sie war mitsamt den Kleider in den See geworfen. Ausserdem waren die Körperteile wie von einem Metzger zerteilt und eingepackt. Hoffmann war nicht dumm. Er hatte geplant, die einzelnen Körperteile säuberlich einzupacken und an verschiedenen Stellen abzulegen, doch die Zeit war knapp geworden.⁸⁰

Aber auch Lautz lief die Zeit davon. Im Juni 1901 beantragte er, die Möglichkeit, dass Gustav Hoffmann Ernst Winter getötet

DER MÖRDER

hatte, noch einmal zu überprüfen. «Gegenüber der Aufgabe der Untersuchung der Umstände der That müsste auch die Besorgnis etwaiger Beunruhigung der Bevölkerung zurücktreten», schrieb Lautz. Der neue Oberstaatsanwalt Schweigger lehnte den Antrag ab. Der Fall gegen Hoffmann sei abgeschlossen, und er zählte die Gründe dafür auf: Die Polizei hatte im Haus Hoffmanns nichts gefunden. Die Vernehmung hatte nichts Belastendes ergeben, die Anhaltspunkte für ein sexuelles Verhältnis zwischen Anna Hoffmann und Ernst Winter waren dürftig, Gustav Hoffmann wusste nicht einmal etwas von einem Verhältnis, und er war ein guter Mensch, der von der Gemeinde geachtet und geehrt wurde.⁸¹ Lautz erwiderte nichts mehr auf die Argumente Schweiggers, obwohl er sie zweifellos für fadenscheinig hielt, vor allem angesichts der neuen Beweislage. Doch was genau seine Meinung dazu war, werden wir nicht mehr erfahren. Bald nach der Niederschrift dieses Memorandums starb Lautz überraschend und plötzlich an einem Aneurysma. Schweigger zog den Fall an sich und erklärte: «Ich neige zu der Ansicht, dass der Täter eine Persönlichkeit ist, welche noch niemals [...] verdächtigt worden ist.»⁸²

IV

War Lautz auf der richtigen Spur? In der Rückschau ist es für uns nichts Ungewöhnliches, dass ein Achtzehnjähriger ein fünfzehnjähriges Mädchen aus einer ehrbaren Familie an einem kalten Abend in einem Schuppen verführt. Es ist nicht mehr undenkbar, dass ein ehrbarer Bürger eine entsetzliche Tat begehen kann. Verwirrender bleibt der Vorwurf des Ritualmordes selbst, als verhülle die Beschuldigung die Wahrheit über den Mord an Ernst Winter, genauso wie sie einen Mantel des Schweigens über die Geschichte der Gewalt gebreitet hat, die den Juden von Christen angetan wurde. Auch wenn die Gewalt von Christen gegen Juden bis weit in die Neuzeit angehalten hat, in Konitz hatte sie den heimtückischen Charakter einer Reinszenierung – Reden und

DER MÖRDER

Handlungen, die faktisch ihre eigene Version vom Ritualmord darstellten. Diesmal lag die Betonung auf dem Rituellen und nicht auf dem Mord.

So gern wir heute einen Kriminalfall lösen würden, der hundert Jahre zurückliegt, wir können weder Gustav Hoffmann erneut vernehmen noch zum Schauplatz des Verbrechens zurückkehren, auf dem innerhalb kürzester Zeit durch die Bürger von Konitz sämtliche Spuren verwischt wurden. In dieser Hinsicht ist das Los des Historikers die Ungewissheit. «Wir sind nun einmal dazu verdammt», hat Simon Schama geschrieben, «immer und ewig jemand nachzurufen, der gerade um die Ecke gebogen und ausser Hörweite ist.»⁸³ Doch auch wenn wir nicht die «tödliche Sicherheit» haben, um einen Menschen an den Galgen zu bringen, können wir sehen, dass es in dieser westpreussischen Stadt zwar nur eine Leiche, aber mehr als nur ein Verbrechen gegeben hat. Und durch die Beschäftigung mit der lange vergessenen Geschichte von Konitz können wir besser verstehen, warum in unregelmässigen Abständen immer wieder ein Verbrechen begangen wurde, das jüdischen Gemeinschaft nur allzu oft zu Klage- und Anlässen gegeben hat. Keine vierzig Jahre später, am Horizont schon beinahe auftauchend, sollten die böartigen Wasser des Judenhasses erneut anschwellen, diesmal zu einem Strom aus Blut, der gewaltiger war, als es ein Prophet in seinen schlimmsten Visionen vorauszusehen gewagt hätte.

Nachspiel

Wer kennt heute nicht den Namen Konitz?

Würzburger Generalanzeiger,
25. Oktober 1900

Der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist
blau.

Paul Celan

I

Im März 1901, ein Jahr nach dem Mord an Ernst Winter, errichtete ein Bürgerausschuss der Stadt ein Denkmal für den Verstorbenen. «Hier ruht in Gott Ernst Winter, von ruchlosen Händen geschlachtet» lautete die Inschrift. Unmittelbar unter dem Kreuz standen die Worte: «Der Todt ist verschlungen in den Sieg» und auf dem Sockel war zu lesen: «Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten.»¹

Waren die Anspielungen auf diesem Denkmal noch leicht verdeckt, so waren bestimmte im Handel erhältliche Ansichtskarten, die sich auf den Fall bezogen, umso unverhohlener. Auf einer war die Familie Löwy [sic] als Löwen dargestellt, die an den Knochen von Ernst Winter nagten. Eine andere zeigte ein Bild der Stadt zusammen mit einer Fotografie Ernst Winters aus dem Atelier von Max Heyn, ein Faksimile des Plakats, auf dem die Belohnung ausgeschrieben wurde, und einen weinenden Engel. Es gab sogar eine Ansichtskarte mit der Darstellung des Mordes, wie er im Keller der Lewys verübt worden sein sollte. «Gedenke des 11. März 1900!» lautete der Text. «An diesem Tage fiel der Gymnasiast Winter in Konitz dem Schachtmesser zum Opfer.»² Die Karte zeigt nicht nur die Tat selbst einschliesslich der Abnahme von Winters Blut, sondern mitten im Bild auch Moritz Lewy, mit

NACHSPIEL



toitsöbe Buehhandking von Emil Keil, Berlin S.W, Friedrichstr. 238.

Antisemitische Postkarte

einem Zwicker, in jeder Hand ein Bein der Leiche haltend. Der bucklige Wolf Israelski hält einen Strick, und ein Mann geht zur Kellertreppe, als wollte er prüfen, ob die Luft rein sei. Darunter standen die Worte: «Achtet also auf Eure Geschwister, die da ledig sind; hütet Eure Kinder.»³

Trotz dieser plumpen Propagandaversuche trat die Vorstellung, die Juden hätten Ernst Winter umgebracht, allmählich zurück. Im Oktober 1903 wurde Moritz Lewy sogar von Kaiser Wilhelm II. begnadigt, nachdem er bereits zwei lange Jahre im Gefängnis ausgeharrt hatte. Was immer Wilhelm II. persönlich über die Juden denken mochte – mit antisemitischen Bemerkungen hatte er sich nicht gerade zurückgehalten –, immerhin hatte er erkannt, dass Lewy das Opfer einer von antisemitischen Leidenschaften überwältigten Gemeinde geworden war.⁴ Als Lewy bald nach seiner Entlassung in Berlin eintraf, gab es keine aufgebrachte oder wie immer gestimmte Menge, die ihn am Bahnhof begrüßte. Dennoch hielt die Polizei es für notwendig, Schutzmän-

NACHSPIEL

ner vor dem Haus seines Vaters Adolph Lewy zu postieren, der die letzten Jahre seines Lebens in der Linienstrasse 11, unweit von Berlins grosser Reformsynagoge, wohnte. Doch als Moritz vor seinem neuen Heim ankam, blieb alles ruhig.⁵ Selbst in Kowitz, wo das feindselige Klima kaum nachgelassen hatte, glaubten immer weniger Leute daran, dass die Juden Ernst Winter getötet hätten. «Mit wenigen Ausnahmen hat das Publikum sich davon überzeugt, dass der Verdacht gegen die Juden unhaltbar ist», hiess es in einem Bericht vom Mai 1904.⁶

II

Doch die traurige Berühmtheit des Falles erzeugte einen unablässigen Strom immer neuer, zum Teil abstruser Spekulationen, wer nun wirklich der Mörder von Ernst Winter war. Neben den vielen ‚Lösungen‘ des Falls, die in den folgenden zehn Jahren von Journalisten, Prämienjägern und allerlei Detektiven vorgebracht wurden, verdient eine unsere besondere Aufmerksamkeit und führt uns zurück zum Schauplatz des Verbrechens und den ursprünglichen Akteuren in dem Drama. Im Jahr 1904 einem Berliner Journalisten zugespielt, stammte sie höchstwahrscheinlich von dem listigen und hartnäckigen Inspektor Braun, der mittlerweile überzeugt war, Bernhard Masloff sei der Mörder.⁷

Mit etlichen unbedachten Äusserungen hatte Masloff sein eigenes Alibi untergraben. Ursprünglich behauptete er, am Mordtag bis sieben Uhr abends in seiner Wohnung in Hohe Höfe gewesen zu sein, einer Arbeitersiedlung an den Ausläufern der Stadt. Wie sich herausstellte, war er tatsächlich bereits seit nachmittags vier Uhr in der Innenstadt gewesen und hatte bei seiner Schwiegermutter Anna Ross in der Poststallstrasse 162 Kaffee getrunken.⁸ Die Adresse ist wichtig. Ross wohnte in einer nur schwach beleuchteten Strasse in einer kleinen Zweizimmerwohnung, von der ein Fenster auf die Rückseite von Hermann Langes Haus ging, in dem Ernst Winter ein Zimmer gemietet hatte. Masloff und Anna Ross kannten Ernst Winter, und Winter kannte

NACHSPIEL



Ferner erscheint : Die Motive zu den Blutmorden. Preis 50 Pf.
Druck u. Verlag von Gustav Ad. Dewald in Berlin SW. bl.

Achtet also auf Eure Geschwister, die da ledig sind; hütet Eure Kinder.

*Postkarte, die den angeblichen Ritualmord an Ernst Winter
durch die Familie Lewy und andere Juden darstellt*

ihre Wohnung, da er dort mit der Tochter des inzwischen nach Berlin verzogenen Vormieters, einem Mädchen namens Elisabeth Senske, sexuell verkehrt hatte. Es bleibt offen, ob er auch die Frauen kannte, die jetzt in dieser Wohnung wohnten. Es steht jedoch fest, dass Martha Masloff, Bernhard Masloffs junge Frau, irgendwann, Genaueres wissen wir nicht, im Laufe des Nachmittags in die Wohnung kam. Wir wissen ferner, dass sie sehr wütend auf ihren Mann war. Unterdessen hatte Anna Ross ausgesagt, sie sei um sieben Uhr am Abend zu den Lewys gegangen, während sich später herausstellte, dass es eher gegen neun Uhr gewesen sein musste. Warum hatten Bernhard Masloff und seine Schwiegermutter über ihren Verbleib die Unwahrheit gesagt? Und warum war es so schwer, von Martha Masloff genaue Angaben zu erhalten?

NACHSPIEL

Wenn man sich an die nachträglich korrigierten Aussagen von Masloff und seiner Schwiegermutter hielt, dann hätten sie die Möglichkeit gehabt, das Verbrechen irgendwann nach halb sechs Uhr an dem Sonntag zu begehen. Es war die Zeit, zu der nach Inspektor Brauns Theorie Ernst Winter in die Wohnung kam und Masloffs frustrierte, wütende Frau verführte. Als Bernhard Masloff und sein Schwager Johann Berg unerwartet aus Sängers Lokal zurückkamen, sah Masloff Ernst Winter mit seiner Frau zusammen. Die Männer stürzten sich auf Winter, und einer von ihnen schlug ihn mit einem Schlag auf den Kopf bewusstlos, erstickte ihn anschliessend und zerstückelte später am Abend seinen Körper im Keller unter dem Haus Poststallstrasse 162.

Anfangs beruhte diese Beschuldigung auf einer reinen Spekulation und war nicht mehr oder weniger plausibel als ähnliche Beschuldigungen, wie sie gegen Gustav Hoffmann vorgebracht wurden. Im Licht späterer Beweise nahm sie jedoch überzeugendere Konturen an.

Als der Kopf Winters in einem Graben in der Nähe vom Hof Dunkershagen gefunden wurde, klebte daran ein Fetzen der liberalen Zeitung *Tägliche Rundschau*. In der unmittelbaren Umgebung von Konitz bezogen nur zwölf Personen regelmässig diese Zeitung, und einer von ihnen war Borrmann, ein Bauer aus dem Dorf Paglau. Bevor sie nach Konitz gezogen waren, hatten Masloff und sein Vater auf dem Hof Borrmanns gearbeitet, und es war gut möglich, dass sie von daher noch alte Exemplare dieser Zeitung als Einwickelpapier hatten. Die Arbeit Bernhard Masloffs für Borrmann lässt auch die scheinbar so wesentliche Frage der fachgerechten Zerstückelung der Leiche in einem anderen Licht erscheinen. Zweifellos hatte der Mann, der den Leichnam Winters zerstückelte, etwas von dieser Arbeit verstanden, und anfangs konnten sich die Ermittler nicht vorstellen, dass Masloff hierzu imstande gewesen sei. Es gab jedoch einige Anhaltspunkte dafür, dass der Täter doch nicht ganz so fachgerecht vorgegangen war, wie es zunächst den Anschein hatte. Wenn geübte Metzger den Darmtrakt einer Kuh durchtrennen, schneiden

sie ihn gewöhnlich als Ganzes heraus, doch in dem Paket, das den oberen Teil des Torsos enthielt, entdeckten die Ermittler auch ein etwa zehn Zentimeter langes Stück Darm. Es war ein Fehler von der Art, wie er von Männern zu erwarten war, die gelegentlich auf einem Bauernhof beim Schlachten aushelfen. Als Masloff für Borrmann arbeitete, hatte er Schafe geschlachtet.

Zwei weitere offene Fragen für die Ermittler betrafen den Sack aus dem Laden Otto Plaths und den Bindfaden, mit dem das Paket säuberlich verschnürt war. Es war für die Polizeiinspektoren naheliegend, an Schlachter zu denken, die wie Gustav Hoffmann und Adolph Lewy Fleisch zerteilten und für ihre Kunden einpackten. Doch auch hier tauchten Belege auf, die auf Masloff und seine Angehörigen und vor allem seine Schwiegermutter hindeuteten. Anna Ross schickte nicht nur die von ihr vermittelten Mädchen in das Haus des Schneidermeisters Plath, um dort zu putzen, sie wusch dort auch selbst die Wäsche und putzte. Mehr noch: während ihrer Zeit im Gefängnis forderte ein Berliner Inspektor sie auf, einen Saum zu nähen, und der Knoten, den sie am Ende benutzte, war dem Knoten sehr ähnlich, mit dem das Paket verschnürt worden war.

Die Ermittler waren sich absolut sicher, dass sich das Verbrechen am Ufer des Mönchsees oder ganz in dessen Nähe ereignet hatte. Die Polizei nahm dies an, weil sie sich nicht vorstellen konnte, dass ein Mann den Torso einer Leiche auf den Strassen einer belebten Stadt getragen hatte, ohne aufzufallen, doch die obere und die untere Hälfte des Torsos waren in Packpapier eingewickelt und verschnürt, und warum sollte sich jemand diese Mühe machen, wenn er den Torso ohnehin in den See werfen wollte? Es war viel wahrscheinlicher, dass die einzelnen Teile von einer oder mehreren Personen von der Poststallstrasse 162, einem ruhigen, fast fensterlosen Gebäude in einer dunklen Strasse, weggetragen wurden. Der Weg von dort zum Mönchsee führte durch unbeleuchtete Gassen; nur einmal musste die Danziger Strasse überquert werden. Der Weg zum Mönchsee war somit nicht gefahrvoller, als er für Gustav Hoffmann oder Adolph

Lewy gewesen wäre, und das Zerteilen der Leiche war im Keller des Hauses, in dem Anna Ross wohnte, viel ungestörter möglich.

Überdies bedurfte das merkwürdige Kommen und Gehen Bernhard Masloffs und seiner Frau in den Tagen nach der Entdeckung von Winters Torso einer Erklärung. Am Mittwoch hatten sie ihr Kind in einen Kinderwagen gesetzt und waren von ihrer Wohnung in der Arbeitersiedlung in die Stadt gegangen, um den Abend mit den Bergs und Anna Ross zu verbringen. «Es hat gespukt», hatte Masloff angeblich gesagt. Es sei gewesen, als hätte eine Hand am Bett gezupft. Der Weg von Hohe Höfe zur Poststallstrasse führte am evangelischen Friedhof vorbei, wo ein Zeuge anscheinend die Masloffs sah und wo der linke Arm der Leiche gefunden wurde. Es gab Fussabdrücke in dem frisch gefallenen Schnee mit einer kurzen Schrittweite – waren es die Abdrücke von Martha Masloffs Füßen? Am Dienstag nach Winters Tod gingen Anna Ross und ihre Tochter Martha, die am Tag des Mordes krank gewesen war, in das Dorf Klein Konitz, um Fleisch einzukaufen, und nahmen den Kinderwagen als Einkaufswagen mit. Der Weg nach Klein Konitz führte an der Siedlung Hohe Höfe, dem jüdischen Friedhof, dem Schützenhaus und dem Hof Dunkershagen vorbei, wo der Kopf Ernst Winters gefunden wurde.

Wenn man von Masloff als dem Täter ausging, passten die einzelnen Teile des Puzzles wesentlich besser zusammen als in den bisherigen Szenarios, und die Kriminalpolizei in Berlin drängte den Ersten Staatsanwalt in Konitz in einem Brief, «gegen die Familien Masloff-Berg-Ross öffentlich und scharf vorzugehen».⁹ Doch Staatsanwalt Schweigger, der es bereits abgelehnt hatte, das Verfahren gegen Hoffmann wieder zu eröffnen, weigerte sich hartnäckig. Inspektor Braun war der Meinung, man sollte Schweigger zwingen, tätig zu werden. Selbst Einwohner von Konitz schienen «den Verdacht nicht für ungerechtfertigt zu halten».¹⁰ Je untätiger Schweigger blieb, desto hartnäckiger wurde Braun. Drei Jahre später, im Jahr 1907, verfolgte er eine Spur in Halberstadt, wohin Masloff mittlerweile verzogen war. Eine Nachbarin hatte zufällig mit angehört, wie die Masloffs sich in

NACHSPIEL

der Hitze einer ihrer zahlreichen heftigen Auseinandersetzungen gegenseitig beschuldigt hatten. Nach Ansicht von Inspektor Braun hatte sich der Verdacht inzwischen erhärtet, und die Gründe für eine Verhaftung hatten sich «wesentlich verstärkt».¹¹ Von der Stichhaltigkeit der Beschuldigung überzeugt, schalteten die Behörden einen Staatsanwalt aus Halle ein. Dieser erhob jedoch den Einwand, die Nachbarin, welche die Masloffs denunziert hatte, habe selber einen schlechten Leumund, und die Vermutung, dass damals im März 1900 Martha Masloff, eine verheiratete Frau, an einem Sonntagnachmittag in der Wohnung ihrer Mutter mit einem Gymnasiasten Geschlechtsverkehr gehabt haben sollte, während ihr Mann sich nur ein paar Strassen weiter in einer Kneipe aufhielt, sei völlig abwegig. Der Staatsanwalt, der sich in den Fall einschaltete, war vor Kurzem von einem kleinen Provinzposten in Westpreussen in seine neue Position in Halle befördert worden und war mit dem Fall bereits bestens vertraut. Es war kein anderer als Schweigger.¹²

III

In den Jahren nach Abschluss der Ermittlungen beruhigte die Stadt sich nach und nach und erlangte sogar eine gewisse Blüte. Doch mit seiner Lage im Osten Deutschlands war Konitz den kommenden Widrigkeiten der Geschichte gegenüber in besonderer Weise ausgesetzt. Nach dem Ersten Weltkrieg kam die Stadt knapp hinter die deutsche Grenze in den sogenannten polnischen Korridor zu liegen und wurde in Chojnice umbenannt. Die deutsche Bevölkerung einschliesslich der Juden ging drastisch zurück, da die grosse Mehrheit nach Westen in die Städte des Deutschen Reiches abwanderte. 1921 lebten in einer Stadt von 10'500 Einwohnern nur noch 3'500 Deutsche.¹³ Sowohl die Bevölkerungsmehrheit der Polen als auch die deutsche Minderheit sammelten sich jeweils um ihre nationale Fahne, so dass sich das gesellschaftliche und sogar das religiöse Leben auf die Pflege der ethnischen Zugehörigkeit reduzierte. «Der Wert der evangeli-

schen Kirche liegt nach Meinung der tonangebenden Gemeindeglieder wesentlich darin, ein Hort des Deutschtums zu sein», klagte ein führender Kirchenmann mit Recht.¹⁴ Im Verlauf dieser Polarisierung stellten sich die Juden eindeutig auf die Seite der Deutschen. Das zeigte sich bereits 1919, als der Verband der westpreussischen Synagogengemeinden eine Erklärung gegen alle Massnahmen, «ihr deutsches Volkstum aufzugeben», abgab. Sie «müssten es als besonders grausames Geschick empfinden, polnischer Willkür und Unduldsamkeit ausgeliefert zu werden», erklärte der Verband.¹⁵ Offensichtlich blieb der Antisemitismus in der Zwischenkriegszeit überall in Mitteleuropa virulent, und in der Wahrnehmung der Juden war er bei den Polen schärfer ausgeprägt als bei den Deutschen. Dennoch sollten sich ihre schlimmsten Ängste als harmlos erweisen im Vergleich zu der mörderischen Gewalt, die nur zwei Jahrzehnte später über die Gemeinde hereinbrach.

Als die deutsche Wehrmacht am 1. September 1939 über die Grenze nach Polen einmarschierte und damit den Zweiten Weltkrieg auslöste, wandten sich die Deutschen in Konitz, die als Volksdeutscher Selbstschutz» organisiert waren, gegen ihre polnischen und jüdischen Nachbarn. Nach einer Untersuchung von Christian Jansen und Arno Weckbecker begann das Töten am 26. September, als 40 Polen und deutsche Juden erschossen wurden. Einen Tag später wurden in dem nahe gelegenen Dorf Krojanke (Krojanty) mindestens drei weitere Personen ermordet, eine von ihnen ein katholischer Priester aus Konitz. Wie in Vorwegnahme der später von den Nationalsozialisten verübten Taten metzelten Mitglieder des Selbstschutzes am 28. September in Konitz 208 Patienten einer psychiatrischen Abteilung eines Krankenhauses nieder. Zwischen September 1939 und Januar 1940 töteten einheimische Deutsche, unterstützt von Einheiten der Gestapo und der Wehrmacht, 900 Polen und Juden aus Konitz und den umliegenden Dörfern. Im Oktober und November wurden zudem 200 Patienten einer psychiatrischen Abteilung einer Klinik in Cammin (Kamien Pomorski) getötet.¹⁶

NACHSPIEL

Der Holocaust kam früh nach Konitz. Die Gewalt im verhängnisvollen Herbst 1939 begann, noch bevor die Juden Polens in die ersten Ghettos gepfercht wurden, Durchgangsstationen für das, was noch kommen sollte. Die lokalen Gemetzel gingen auch dem systematischen Genozid der mobilen ‚Einsatzgruppen‘ voraus, die im Sommer 1941 ihre blutige Tätigkeit aufnahmen. Als man ihnen die Gelegenheit dazu gab, hatten ganz gewöhnliche Männer, die Deutschen aus Konitz, keine Hemmungen, ihre Nachbarn zu ermorden.

Chojnice ist heute eine beschauliche polnische Stadt, in der die Ereignisse der grossen Welt kaum hohe Wellen schlagen. Aber der jüdische Friedhof ist verschwunden, ebenso wie der protestantische. Die Synagoge in der Nähe des Mönchsees und die protestantische Kirche am Marktplatz gibt es ebenfalls nicht mehr. An ihrer Stelle sieht man heute die tristen Konturen, die dieser fast vergessenen Stadt ihr Gesicht verleihen. Selbst der See wurde inzwischen trockengelegt. Doch das Haus von Adolph Lewy steht noch, drei Türen von dem Gustav Hoffmanns entfernt, beide im Schatten der katholischen Kirche, deren Amtsträger und Glaubensanhänger jahrhundertlang der Ritualmordlegende immer neue Nahrung gaben.

Anhang

Anmerkungen

Vorspiel

- 1 MVAA 11, 11 (13. März 1901), S. 101.
- 2 Ernst Toller, «Eine Jugend in Deutschland», in: *Prosa, Briefe, Dramen, Gedichte*, Reinbek 1961, S. 36.
- 3 GStAPK I. 77.500.50.2.30, Anwalt Appelbaum an den Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (im Folgenden CV), 10.6.1900; *IdR* 6, 5 (1900), S. 259; *Die jüdische Presse* 31, 24 (1900), S. 243.
- 4 *Danziger Zeitung* (im Folgenden *DZ*) 42,271, 13.6.1900.
- 5 Peter Gay, *Freud, Juden und andere Deutsche*, Hamburg 1986, S. 30.
- 6 Immanuel Kant, «Was ist Aufklärung?», in: *Abhandlungen nach 1781, Band VIII, Kants Gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin und Leipzig 1923, S. 41.
- 7 Margaret Lavinia Anderson, *Practicing Democracy: Elections and Political Culture in Imperial Germany*, Princeton 2000.
- 8 Burtin Feldman, *The Nobel Prize: A History of Genius, Controversy, and Prestige*, New York 2000, S. 398-400.
- 9 Charlotte Schoell-Glass, *Aby Warburg und der Antisemitismus*, Frankfurt a.M. 1998, S. 17 f., 91 f. und 94-101.
- 10 Daniel J. Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996, S. 30.
- 11 Trotz der Bedeutung der Vorfälle in Konitz sind diese bis vor Kurzem der Aufmerksamkeit neuerer Antisemitismus-Historiker entgangen. Siehe jedoch in jüngster Zeit Christoph Nonn, «Zwischenfall in Konitz. Antisemitismus und Nationalismus im preussischen Osten um 1900», *Historische Zeitschrift* 266, 2 (1998), S. 387-418, dessen Methoden und Schlussfolgerungen sich von meinen eigenen deutlich unterscheiden. Zu einer Schilderung der Ereignisse siehe auch Bernhard Vogt, «Die „Atmosphäre eines Narrenhauses“: Eine Ritualmordlegende um die Ermordung des Schülers Ernst Winter in Konitz», in:

- Michael Brocke, Margret Heitmann und Harald Lordick (Hg.), *Zur Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreussen*, Hildesheim / Zürich / New York 2000, S. 545-578.
- 12 Shulamit Volkov, «The Social and Political Foundations of Late 19th Century Anti-Semitism», in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Sozialgeschichte heute*, Göttingen 1974, S. 427.
 - 13 Für die Geschichte des deutschen Antisemitismus ist das eine bemerkenswerte Lage der Dinge, vor allem angesichts der Bedeutung von Regional- und Lokalstudien für ein Verständnis von Phänomenen, die in mancher Hinsicht Ähnlichkeiten aufweisen. So gibt es beispielsweise zu der Untersuchung von Paul Boyer und Stephen Nissenbaum, *Salem Possessed: The Social Origins of Witchcraft*, Cambridge 1974, noch keine vergleichbar tiefeschürfende Arbeit über einen Antisemitismus auf lokaler Ebene. Siehe jedoch inzwischen die Beiträge in: Christhard Hoffmann, Werner Bergmann und Helmut Walser Smith (Hg.), «*Exclusionary Violence: Antisemitic Riots in Modern German History*», Ann Arbor 2002. Eine bemerkenswerte Lokalstudie zu einem anderen Thema, bei dem es jedoch um zahlreiche Formen des auch in Konitz wirksamen sozialen Drucks geht, ist David Blackbourn, *Marpingen: Apparitions of the Virgin Mary in Nineteenth Century Germany*, New York 1994.
 - 14 Zu einem Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand siehe die Einleitung zu Hoffmann et al., *Exclusionary Violence*, und die dort angegebene Literatur.
 - 15 Zu den Methoden der Mikrogeschichte siehe Giovanni Levi, «On Microhistory», in: Peter Burke (Hg.), *New Perspectives on Historical Writing*, University Park, Pennsylvania 1992, S. 93-113; Edward Muir, «Introduction: Observing Trifles», in: Edward Muir und Guido Ruggiero (Hg.), *Microhistory and the Lost Peoples of Europe*, Baltimore 1991, S. XXI; Jacques Revel, «Microanalysis and the Constructions of the Social», in: Jacques Revel und Lynn Hunt (Hg.), *Histories: French Constructions of the Past*, New York 1995, S. 491-505; ausserdem mit einer etwas anderen Tradition, aber mit sich überschneidenden Forschungsinteressen, Alf Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte: Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a.M. 1989.
 - 16 Eva Hoffmann, *Shtetl: The Life and Death of a Small Town and the World of the Polish Jews*, London 1988, S. 16.

Mord und Vergeltung

- 1 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 46, von Horn, 16.6.1900.
- 2 Zu den Temperaturablesungen im März und April sowie zur Stellung des Mondes und zu den Schneefällen siehe *Der Prozess gegen Masloff und Genossen (Konitz, 25.10.-10.11.1900) nach stenographischer Aufnahme*, Berlin 1900, S. 127-130 (im Folgenden MP). Zu einem Eindruck vom Stand der Vegetation siehe auch die Fotografien in Kazimierza Lemanczyka und Hanny Rzaski, *Chojnice Miasto i Ludzie na Starej Fotografii*, Chojnice 1998.
- 3 *Staatsbürgerzeitung* (im Folgenden SZ), 36, 423, 10.9.1900.
- 4 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 13, Settegast, 31.3.1900.
- 5 Siehe seine Aussage im Prozess gegen Israelski; die stenographische Abschrift ist abgedruckt in *MVAA* 10, 37 (12. Sept. 1900), S. 290-292.
- 6 *MVAA* 10, 14 (4. April 1900), S. 105; *Der Konitzer Blutmord vor dem Berliner Gericht. Die Verhandlungen des Pressprozesses gegen die „Staatsbürgerzeitung“ vor der II. Strafkammer des Königl. Landgerichts* / (im Folgenden KB), Berlin 1902, S. 8.
- 7 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Settegast, 26.6.1900.
- 8 *MVAA* 10, 14 (4. April 1900), S. 105; KB, S. 8.
- 9 Bruno Borowka (Hg.), *Aus Sage und Geschichte von Konitz*, Konitz 1919, S. 101 f.
- 10 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Settegast, 31.3.1900.
- 11 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 133, Konferenz zur Winter'schen Mordsache, 24.5.1900.
- 12 *MVAA* 10, 37 (12. Sept. 1900): 290-292. Fotos von den Angehörigen Winters finden sich in *Der Blutmord von Konitz*, mit einer Einleitung von Max Liebermann von Sonnenberg, Berlin 1901, S. 10.
- 13 *Der Prozess gegen Moritz Lewy (Konitz 13.-16. Februar 1901) nach stenographischer Aufnahme* (im Folgenden ML), Berlin 1901, S. 257.
- 14 *DZ*, 42, 247, 20.5.1900.
- 15 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 133, Konferenz zur Winter'schen Mordsache, 24.5.1900.
- 16 Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (Hg.), *Die Gutachten der Sachverständigen über den Konitzer Mord*, Berlin 1903, S. 9.
- 17 Ebd., S. 19 f.
- 18 Ebd., S. 6-9.

ANMERKUNGEN ZU S. 23-29

- 19 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 14, Settegast, 31.3.1900.
- 20 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 8, Landratsamt (im Folgenden LA) Konitz, 31.3.1900.
- 21 Ebd.
- 22 Ebd.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd., Bl. 12. *Konitzer Tageblatt*, 29.3.1900. (Die Warnung trug das Datum des 27.3.1900.)
- 25 SZ 36, 144, Beilage, 27.3.1900.
- 26 MP, S. 180. Die Aufnahme wurde Ende März entwickelt, der Verkauf begann am 12. April.
- 27 DZ 42, 179, 18.4.1900; SZ yG, 179, 18.4.1900.
- 28 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Settegast, 10.6.1900; GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, 45, Wulff, 2.5.1900.
- 29 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 90, LA Konitz, 18.4.1900; *IdR* 6, 4 (1900), S. 214 f. Das Landgericht hielt die Beweise gegen Israelski für nicht ausreichend. Siehe GStAPK I/84a (2.5.1), Nr. 16775, Staatsanwaltschaft Konitz, 10.9.1900. Eine stenographische Mitschrift des Prozesses gegen Israelski in *MVAA* 10, 37 (12. Sept. 1900), S. 290-292.
- 30 *MVAA* 10, 37 (12. Sept. 1900), ebd.
- 31 *MVAA* 10, 36 (5. Sept. 1900), S. 290.
- 32 *MVAA* 10, 37 (12. Sept. 1900), S. 290-292.
- 33 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 142, Komitee zur Winter'schen Mordsache, Konitz, 24.5.1900.
- 34 *IdR* 6, 4 (1900), S. 214 f.
- 35 Zit. ebd., S. 153.
- 36 Steven M. Lowenstein, Paul Mendes-Flohr, Peter Pulzer und Monika Richarz, *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. 3, 1871-1918, München 1997, S. 11.
- 37 Ebd., S. 17 und 20.
- 38 Ebd., S. 20 f.
- 39 Steven Lowenstein schätzt, dass am Ende des Ersten Weltkriegs die Mehrzahl der deutschen Juden in eine der beiden Kategorien fiel. Ebd., S. 105 f.
- 40 Ebd., S. 101.
- 41 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 96, Generalssekretär des CV, Alphonse Ley, an den preussischen Innenminister, 21.4.1900.
- 42 Ebd., Bl. 31, Telegramm aus Schlochau, 23.4.1900.
- 43 Ebd.

ANMERKUNGEN ZU S. 29-37

- 44 Ebd., Bl. 33.
- 45 *MVAA*, 10, 19 (9. Mai 1900), S. 145.
- 46 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 25, *DZ*, 23.4.1900.
- 47 Ebd., Bl. 94, LA Flatow, 23.4.1900.
- 48 Ebd., Bl. 87, LA Konitz, 23.4.1900.
- 49 *MVAA* 10, 18 (2. Mai 1900): 138.
- 50 *MVAA* 10,15 (11. April 1900): 115; *MVAA* 10,17 (25. April 1900): 130.
- 51 *DZ* 42, 157, 3.4.1900.
- 52 *DZ* 42, 217, 10.5.1900.
- 53 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 69, Magistrat der Stadt Konitz, 27.4.1900.
- 54 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl-S°, Wulff, 2.5.1900.
- 55 *MVAA* 10, 18 (2. Mai 1900), S. 137; *MVAA* 11, 3 (16. Jan. 1901): 20; *MVAA* 10, 18 (2. Mai 1900), S. 137.
- 56 *IdR* 16, 5 (Mai 1900), S. 259.
- 57 *MVAA* 12, 42, 15.10.1902, S. 323.
- 58 *SZ* 36, 137, 22.3.1900; *SZ* 36, S. 198, 29.4.1900.
- 59 *GStAPK* 14/181, Nr. 31519,7. *GStAPK* 16785, Konitz, 28.4.1900, Unterschrift unleserlich.
- 60 Moshe Zimmermann, *Wilhelm Marr: The Patriarch of Antisemitism*, New York 1986, S. 92 f. und 112 f.
- 61 Lowenstein et al., *Deutsch-jüdische Geschichte*, Bd. 3, S. 202.
- 62 Ebd., S. 203.
- 63 Otto Pflanze, *Bismarck*, Bd. 2, *Der Reichskanzler*, München 1997, S. 310 ff.
- 64 Zu den Vertreibungen siehe Helmut Neubach, *Die Ausweisung von Polen und Juden aus Preussen 1885/6*, Wiesbaden 1967, vor allem S. 120-139. Zu ihrem Kontext innerhalb der judenfeindlichen Massnahmen siehe Jack Wertheimer, *Unwelcome Strangers*, Oxford 1987, S. 47-49.
- 65 *BLHA* 30, Rep. 30, Tot. 94, Nr. 8749, Bl. 91, 108, 116, 129.
- 66 Richard S. Levy, *The Downfall of the Anti-Semitic Political Parties in Imperial Germany*, New Haven 1975, S. 192-194.
- 67 Stephen Wilson, *Ideology and Experience: Antisemitism in France at the Time of the Dreyfus Affair*, East Brunswick, N.J. 1982, S. 106-124.
- 68 *MVAA* 10, 36 (5. Sept. 1900), S. 282.
- 69 Hermann Strack, *Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit*, 8. Aufl., Leipzig 1911, S. 164.
- 70 Bis heute wurde Leopold Hilsner trotz eines Appells an den tschechischen Präsidenten Vaclav Havel nicht rehabilitiert.

ANMERKUNGEN ZU S. 37-41

- 71 Zu Polna siehe den ausgezeichneten Essay von Georg R. Schroubek, «Der ‚Ritualmord‘ von Polna. Traditioneller und moderner Wahnglaube», in: Rainer Erb und Michael Schmidt (Hg.), *Antisemitismus und jüdische Geschichte. Studien zu Ehren von Herbert A. Strauss*, Berlin 1987, S. 149-171.
- 72 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 251. Regierungspräsident Marienwerder, 31.5.1900.
- 73 Zu Hammer siehe Walter Hubatsch (Hg.), *Die evangelischen General-Kirchen und Schulvisitationen in Ost- und Westpreussen 1833 bis 1944*, Göttingen 1970, S. 229. Siehe auch GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 148, *DZ*, 3.6.1900. Der Text von Hammers Rede ist abgedruckt in *SZ* 36, 245, 28.5.1900.
- 74 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 159, Chef der Polizei in Berlin an den preussischen Innenminister, 18.5.1900.
- 75 Sein Name findet sich noch nicht in den Listen in: Elisabeth Kloss (Hg.), *Das Bürgerbuch der Stadt Konitz von 1330 bis 1830*, Danzig 1927, S. 72-86. Doch nach *ML*, S. 2, wurde sein Sohn Moritz am 9. Dezember 1871 in Konitz geboren. Adolph Lewy wird in der Volkszählung von 1885 als wohnhaft in der Danziger Strasse geführt. Siehe Archiv Panstwowe w Bydgoszcz / Akta Miasta Chojnic, 1675/161.
- 76 Dietz Bering, *Der Name als Stigma: Antisemitismus im deutschen Alltag, 1812-1933*, Stuttgart 1987, S. 55.
- 77 Im Jahr 1812 veröffentlichte das Amtsblatt des westpreussischen Regierungsbezirks Marienwerder eine Liste mit den Namen von rund 2'300 Juden: *General-Verzeichniss sämmtlicher in dem Departement der königlichen Regierung von Westpreussen vorhandenen Juden welchen das Staatsbürger-Recht ertheilt worden*, Marienwerder 1812.
- 78 Peter Letkemann, «Zur Geschichte der Juden in Konitz im 19. Jahrhundert», *Beiträge zur Geschichte Westpreussens* 9 (1985), S. 108.
- 79 Ebd., S. 113. Zu einem Bericht, der auf die Armut der Juden im 19. Jahrhundert abhebt, siehe Kazimierz Wajda, «Die Juden im südlichen Westpreussen (Regierungsbezirk Marienwerder) im 19. Jahrhundert: Zahl und soziale Schichtung», in: Michael Brokke, Margret Heitmann und Harald Lordick (Hg.), *Zur Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreussen*, Hildesheim / Zürich / New York 2000, S. 347.
- 80 *Das Bürgerbuch der Stadt Konitz von 1330-1830* (Anm. 75), S. 72-86. Für die Zeit bis 1850 können wir mit Sicherheit sagen, dass die Juden in Konitz aus der Umgebung stammten. Von den 60 Juden, die

ANMERKUNGEN ZU S. 41-45

nach Konitz zogen und als Familienoberhäupter das Bürgerrecht der Stadt beantragten, stammten nur sieben nicht aus der näheren Umgebung.

- 81 1843 wohnten in Konitz 288 Juden, 1871 waren es 497 und 1885 563. Siehe Letkemann, «Zur Geschichte der Juden», S. 113.
- 82 Von 169 Ehen, die zwischen 1873 und 1876 in Konitz geschlossen wurden, war nur eine einzige eine jüdisch-christliche Mischehe. The Church of Jesus Christ of Latter Day Saints, Family Library, film no. 1189050, Konitz, Standesamt, Zivilregister 1877. In Westpreussen konvertierten zwischen 1880 und 1900 151 Juden zum Protestantismus. Zu den Wanderungen siehe Max Ashkewitz, *Zur Geschichte der Juden in Westpreussen*, Marburg 1967, S. 178-180. Zwischen 1885, auf ihrem höchsten Stand, und 1910 ging die jüdische Bevölkerung in Konitz von 563 auf 256 Personen oder 55 Prozent zurück.
- 83 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 18, Settegast, 10.6.1900.
- 84 Ebd., Bl. 18-19, Settegast, 10.6.1900.
- 85 *MP*, S. 331.
- 86 Gustav Sutor, *Der Konitzer Mord und seine Folgen*, Berlin 1900, S. 14.
- 87 *SZ*, 229, 17.5.1900.
- 88 *KB*, S. 13.
- 89 *MVAA* 11,51 (18. Dez. 1901): 424.
- 90 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 78, *Berliner Zeitung*, 30.5.1900. Bruno Borowka, *Aus Sage und Geschichte von Konitz*, Konitz 1919, S. 104.
- 91 *KB*, S. 9 f., 17 und 21.
- 92 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16777, Bl. 85, Schweigger, 17.7.1901; GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 291 f., von Kracht, 26.3.1901.
- 93 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 68, Lautz, 17.12.1900.
- 94 GStAPK, Rep. I/842 (2.5.1), Nr. 16777, Bl. 9L Schweigger, 17.7.1901.
- 95 Ebd., Bl. 87, Schweigger, 17.7.1901.
- 96 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 107, Settegast, 30.5.1900.
- 97 Ebd., Inspektor Wehn, 3.7.1900.
- 98 Ebd., Bl. 294, Settegast, 4.7.1900; GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16777, Bl. 89, Schweigger, 17.7.1901.
- 99 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16777, Bl. 85-86, Schweigger, 17.7.1900.

ANMERKUNGEN ZU S. 45-52

- 100 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl-109, Settegast, 30.5. 1900.
- 101 MVAA 12, 42 (15.10.1900), S. 323.
- 102 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 206, LA Konitz, 29.5. 1900.
- 103 *IdR* 6, 6-7 (1900), 399.
- 104 Zum *Konitzer Tageblatt* siehe MVAA 10, 27 (4. April 1900), S. 212-213; MVAA 11, 13 (27. März 1901), S. 115.
- 105 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 206, LA Konitz, 29.5. 1900; *MP*, S. 591 f.
- 106 Ebd., S. 210, LA Konitz, 30.5.1900.
- 107 Ebd., S. 191-193, LA Konitz, 31.5.1900.
- 108 Ebd., S. 222, LA Konitz, 4.6.1900.
- 109 Ebd. Siehe auch GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 30, Rechtsanwalt Appelbaum an CV, 10.6.1900.
- 110 MVAA 10, 23 (6. Juni 1900), S. 176.
- 111 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 214, «An unsere Mitbürger», 1.6.1900.
- 112 Ebd., Bl. 216. Die Polizeiverwaltung Konitz, «Warnung», 1.6.1900.
- 113 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1) Nr. 16774, Bl-134, Settegast, 10.6. 1900.
- 114 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 191-193, LA Konitz, 31.5.1900.
- 115 Ebd.
- 116 Ebd., Bd. 2, Bl. 30, Rechtsanwalt Appelbaum an CV, 10.6.1900.
- 117 Ebd., Bl. 105, LA Konitz, 11.6.1900.
- 118 Ebd.
- 119 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 254, LA Konitz, 8.6. 1900.
- 120 Ebd., LA Konitz, 9.6.1900.
- 121 Ebd.
122 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 254, LA Konitz, 8.6. 1900.
- 123 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 139-140, Settegast, 10.6.1900.
- 124 MVAA 10, 24 (13. Juni 1900), S. 186, Zitat aus der *Staatsbürgerzeitung*, 8. Juni 1900.
- 125 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 261, von Zedlitz, 6.6. 1900. Die Eltern hatten jedoch die Polizei benachrichtigt, und die Jungen, die in der Gegend von Tucheï und Frankenhagen gewandert waren, wurden sehr bald gefunden.

ANMERKUNGEN ZU S. 52-58

- 126 DZ 42, 271, 13.6.1900.
- 127 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 2, Bericht des LA Konitz, vermutlich 10.6.1900.
- 128 Ebd.
- 129 Ebd., Bl. 1-6, Bericht des LA Konitz, vermutlich 10.6.1900.
- 130 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 30, Rechtsanwalt Appelbaum an CV, 10.6.1900. GStAPK 1/81a, Nr. 16775, Bl. 136, 21.8.1900.
- 131 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 5, Bericht LA Konitz, vermutlich 10.6.1900.
- 132 Ebd., Bl. 30, Rechtsanwalt Appelbaum an CV, 10.6.1900.
- 133 Zu der gleichzeitig stattfindenden Demonstration, bei der es auch zu den üblichen Angriffen auf jüdisches Eigentum kam, siehe ebd., Bl. 74, LA Tuchej, 11.6.1900.
- 134 *Berliner Neueste Nachrichten*, 12.6.1900.
- 135 3L 24 (iW, S. 243-244).
- 136 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 116, LA Berent, 12.6.1900; ebd., Bl. 121, Regierungspräsident Bromberg, 18.6.1900.
- 137 Zu Hammerstein siehe ebd., Bl. 63, Regierungspräsident Marienwerder, 12.6.1900, und *JP* 31, 26 (1900), S. 264 f.; zu Janowitz siehe *JP* 31, 25 (1900), S. 258.
- 138 *IdR* 6, 9 (1900), S. 461 und 471. Krajewski erhielt eine vierjährige Gefängnisstrafe wegen tätlichem Angriff.
- 139 *JP* 31, 26 (1900), S. 265.
- 140 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2.; Bl. 42, LA Konitz, 14.6.1900. Zur selben Aussage eine Woche später siehe ebd., Bl. 150, LA Konitz, 22.6.1900.

Die Geschichte des Schlachters und andere Erzählungen

- 1 Zit. in: Jan Romein, *The Watershed of Two Eras: Europe in 1900*, Middletown, Conn. 1978, S. m f.
- 2 Peter Fritzsche, *Reading Berlin 1900*, Cambridge, Mass. 1996, S. 53-59.
- 3 Hermann A. L. Degener (Hg.), *Wer ist's*, Leipzig 1908, S. 176.
- 4 Zur klassischen Unterscheidung zwischen einem Leben «für» die Politik und einem Leben «von» der Politik siehe Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1976, S. 829 f.

ANMERKUNGEN ZU S. 58-70

- 5 *IdR* 7, ii (1901), S. 78 und 87.
- 6 *MP*, S. 590.
- 7 Zu den Abfahrtszeiten von Zügen nach Konitz siehe *DZ*, 42, 451, Beilage (26. Sept. 1900).
- 8 Max Weber, *Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland: 1892*, Hg. Martin Riesebrodt; in: *Max Weber Gesamtausgabe*, Hg. Horst Baier et al., Tübingen 1984, Bd. 1.3, S. 324.
- 9 Ebd., S. 964 f.
- 10 Wilhelm Fuhrmann, *Statistik des Kreises Konitz*, Konitz 1870, S. 18.
- 11 Leszek Belzyt, *Sprachliche Minderheiten im preussischen Staat, 1815-1914*, Marburg 1998, S. 107.
- 12 Vgl. Michael A. Meyer (Hg.), *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. 2, *Emanzipation und Akkulturation: 1780-1871*, Hg. Michael Brenner, Steffi Jersch-Wenzel und Michael Meyer, München 2000, S. 57-66.
- 13 Die Namen stehen auf einer antisemitischen Postkarte, die am 28. Juli 1900 abgeschickt und von 17 «wahren deutschen Männern» unterschrieben wurde, darunter Paul Kühn, der Hotelbesitzer. Zwar lässt sich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, dass sie Gäste im Hotel Kühn waren, aber die Wahrscheinlichkeit ist sehr gross. *MVAA* 11, 30 (24. Juli 1901), S. 254.
- 14 Iselin Gundermann und Walter Hubatsch (Hg.), *Die evangelischen General-Kirchen- und Schulvisitationen in Ost- und Westpreussen 1855 bis 1944*, Göttingen 1970, S. 228.
- 15 *KB*, S. 9. Wir wissen, dass Bruhn an die Einwohner von Konitz Freiemplare der *Staatsbürgerzeitung* verteilte.
- 16 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16777, Bl-85, Schweigger, 17. Juli 1901; ebd., Nr. 16776, Bl. 291 f., Bericht von Inspektor Kracht, 26. März 1901. Zum Charakter des Hotels Kühn siehe *ML*, S. 22 f.
- 17 Siehe *SZ* 36, 270 (13. Juni 1900). Ein vollständiger Abdruck der «Eingabe» erfolgte ausserdem in der *Antisemitischen Correspondenz* 15 (14. Juni 1900), S. 277-281.
- 18 Zu ihrer Verteilung siehe *MVAA* 11, 3 (16. Jan. 1901), S. 20; *Antisemitische Correspondenz* (21. Juni 1900), Beilage.
- 19 *MP*, S. 813 f.; *KB*, S. 13. Die Äusserung wurde von Inspektor Braun wiedergegeben, der sich jedoch nicht sicher war, ob sie von Bruhn oder vom Zahnarzt Meibauer stammte. In dem Prozess gegen die *Staatsbürgerzeitung* sagte Polizeikommissar Block aus, Bruhn sei allein gewesen, was zwei Möglichkeiten zulässt: Entweder stammte die Äusserung von Bruhn (und nicht von Meibauer), oder Braun erinnerte sich falsch.

ANMERKUNGEN ZU S. 71-80

- 20 *MP*, S. 712, Aussage des Ingenieurs Kuby.
- 21 Gustav Sutor, *Der Konitzer Mord und seine Folgen*, Berlin 1900, S. 16.
- 22 *KB*, S. 31.
- 23 Ebd., S. 5.
- 24 Ebd.
- 25 *MP*, S. 946.
- 26 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 48, LA Konitz, 17. Juni 1900.
- 27 Gérard Genette, *Narrative Discourse: An Essay in Method*, Ithaca 1980, S. 262.
- 28 Robert Darnton, *The Forbidden Best-Sellers of Pre-Revolutionary France*, New York 1995, S. 191.
- 29 Barbara Meyerhoff, „Life Not Death in Venice Its Second Life«, in: Victor Turner und Edward M. Bruner (Hg.), *The Anthropology of Experience*, Urbana/Chicago 1986, S. 263.
- 30 *MP*, S. 460.
- 31 Ebd., S. 463. Die Vernehmung erfolgte am 25. April, die Aussage unter Eid am 2. Mai.
- 32 *GStAPK*, Rep. 1x84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 155 f., Aussage von Bernhard Masloff, 8. Juni 1900. Das letzte Detail fügte er bei seinem anschließenden Prozess hinzu. *MP*, S. 8.
- 33 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 143-147.
- 34 Ebd., Aussage vom 2. Juni 1900.
- 35 *MP*, S. 59.
- 36 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Aussage Anna Ross vom 28. April 1900.
- 37 *MP*, S. 86.
- 38 Ebd., S. 60.
- 39 Zu diesem Vorfall siehe auch *KB*, S. 31. Block war vorübergehend vom 1. April bis 31. August 1900 in Konitz stationiert.
- 40 *MP*, S. 180.
- 41 Ebd., S. 919.
- 42 Ebd., S. 485-487.
- 43 Ebd., S. 481.
- 44 Ebd., S. 500 und 507.
- 45 Ebd., S. 500 f.
- 46 Ebd.
- 47 Ebd., S. 501.
- 48 Ebd., S. 584 f.
- 49 Ebd., S. 584 f.; zu Zimmer siehe *ML*, S. 330.

ANMERKUNGEN ZU S. 81-92

- 50 *MP*, S. 719.
51 *SZ*, 19. Mai 1900.
52 *SZ*, 29. Mai 1900.
53 *SZ*, 1. Juni 1900.
54 *MP*, S. 469.
55 *MVAA*, 10, 46 (14. Nov. 1900), S. 361.
56 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 3, Bl. 328, gemeinsames Memorandum des Justiz- und des Innenministers, 11. Nov. 1900.
57 *MP*, S. 1.
58 *IdR* 7, 11 (1900), S. 596.
59 *MVAA* 10, 45 (7. Nov. 1900), S. 596.
60 *Ebd.*
61 *ML*, S. 397.
62 *MP*, S. 1074.
63 *MVAA* 10, 47 (21. Nov. 1900), S. 370.
64 *IdR* 6, 6-7 (1900), S. 331.
65 *JP* 31, 19 (1900), S. 189.
66 *IdR* 6, 6-7 (1900), S. 331.
67 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16777, Bl. 104, Schweigger, 25. Juli 1900.
68 *Ebd.*
69 *Ebd.*
70 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 140 f., Komitee zur Winter'schen Mordsache, 24. Mai 1900.
71 *Ebd.*; *MP*, S. 611 f.
72 Zur Geschichte von Paul Orda siehe *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 139-146, Settegast, 6. Juni 1900.
73 *ML*, S. 118. Zu Lübke siehe *MP*, S. 16 f.
74 *MP*, S. 423.
75 *KB*, S. 29.
76 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 224-229, Aussage von Johannes Winkelmann, n.Juni 1900.
77 *Ebd.*, Anlage zu Settegast, 18. Juni 1900.
78 *MP*, S. 548 f.
79 *Ebd.*, S. 646 und 861. In jüngeren Jahren hatte Hellwig angeblich an Hexen geglaubt.
80 *Ebd.*, S. 669 f.
81 *Ebd.*, S. 678.
82 *Ebd.*, S. 669 ff.
83 *Ebd.*, S. 861; *MVAA* 10, 45 (7. Nov. 1900), S. 355 f.
84 *SZ*, 30. März 1900. ‚Schicksel‘ (eigentl. ‚Schickse‘) bedeutet im

modernen Jiddisch eine Nichtjüdin, stand jedoch früher auch für jüdische Mädchen, vor allem solche, die nicht fromm waren und keinen koscheren Haushalt führten. Angesichts der Geschichten, die über Winter, Selma Tuchler und Meta Caspari kursierten, lässt sich diese Bedeutung auch aus dem Kontext erschliessen.

- 85 *MVAA* 10, 25 (20. Juni 1900), S. 196.
 86 Henry Louis Gates (Hg.), *Race, Writing, and Difference*, Chicago 1985, 5.5.
 87 *MP*, S. 933.
 88 Ebd.
 89 Ebd., S. 920 f.
 90 Ebd., S. 934.
 91 Ebd., S. 372 und 383.
 92 Ebd., S. 370 f. und 382.
 93 Ebd., S. 238; *IdR* 4 (1901), S. 230.
 94 *MVAA* 12, 42 (15. Okt. 1900), S. 321.
 95 *KB*, S. 7f.
 96 Peter Brooks, *Reading for the Plot: Design and Intention in Narrative*, New York 1984, S. 12.
 97 Allgemein hierzu: Toni Morrison, *Im Dunkeln spielen. Weisse Kultur und literarische Imagination*, Reinbek 1995.
 98 Geoffrey Chaucer, *Canterbury Tales*, Übers. Adolph von Düring, München 1974, S. 199.
 99 Toni Morrison, *Im Dunkeln spielen*, S. 14.

Geschichte und Vorbilder

- 1 Zit. in: Christopher Ocker, «Ritual Murder and the Subjectivity of Christ: A Choice in Medieval Christianity», *Harvard Theological Review* 91, 2 (1998), S. 175 f.
 2 Zur Frühzeit siehe vor allem Bernhard Blumenkranz, *Juifs et Chrétiens dans le monde occidental, 430-1096*, Paris 1960, sowie im Wesentlichen zustimmend, wenn auch mit einzelnen Vorbehalten, Robert Chazan, *European Jewry and the First Crusade*, Berkeley 1987, S. 27-37.
 3 Gavin Langmuir, *History, Religion and Antisemitism*, Berkeley 1990, S. 298 f. Unter Mediävisten ist die Rolle des Thomas von Monmouth bei der Entstehung dieses Mythos besonders umstritten. Als einen der Hauptverantwortlichen sieht ihn beispielsweise Langmuir, *Toward a*

- Definition of Antisemitism*, Berkeley 1990, S. 209-236. Eine Gegenposition vertritt John McCulloh, «Jewish. Ritual Murder: William of Norwich, Thomas of Monmouth, and the Early Dissemination of the Myth», *Speculum* 72 (1997), S. 698-740.
- 4 M.J. Swanton (Übers. und Hg.), *The Anglo-Saxon Chronicle*, London 1996, S. 265 f. Der Schreiber ordnete den Mord irrtümlich den Ereignissen von 1137 zu.
 - 5 Robert Chazan, *Medieval Stereotypes and Modern Antisemitism*, Berkeley 1997, S. 66.
 - 6 Langmuir, *Toward a Definition of Antisemitism*, S. 216.
 - 7 Es ist zwar zutreffend, dass bereits in der Welt der Antike die Vorstellung existierte, Juden würden Ritualmorde begehen. Der Historiker Posidonius berichtet einen angeblichen Fall von Kannibalismus aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert, in dem die Juden einen griechischen Soldaten gemästet und getötet hatten, um damit ihre Abneigung zu bekunden. Im 1. Jahrhundert n. Chr. findet sich diese Legende auch bei Apion von Alexandria, erweitert um den Zusatz, das täten die Juden regelmässig einmal im Jahr. Im selben Jahrhundert griff der jüdische Historiker Flavius Josephus in «Gegen Apion» diese Geschichte auf, um sie zu widerlegen. Die andere Legende, die damals schon auftauchte, handelte von Juden aus Immenstar in Syrien im Jahr 415 n. Chr. Nach dieser Geschichte banden einige betrunkenen Juden während des Purimfestes ein Bildnis von Haman (der im Buch Esther erfolglos plant, im 5. vorchristlichen Jahrhundert alle Juden in Persien zu töten) an ein Kreuz und folterten den Knaben, bis er in effigie starb. Doch zuverlässige Belege deuten darauf hin, dass bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts keine der beiden Legenden – Kannibalismus im 2. Jahrhundert v. Chr., eine Kreuzigung in effigie im 5. Jahrhundert n. Chr. – ihren Weg nach England fand. Bestätigend hierzu siehe Langmuir, *Toward a Definition of Antisemitism*, S. 211-216.
 - 8 Charles Homer Haskins, *The Renaissance of the Twelfth Century*, Cambridge 1928.
 - 9 Chazan, *Medieval Stereotypes and Modern Antisemitism*, S. 11, 17 und 21. Zu einem ausgezeichneten allgemeinen Überblick siehe auch Michael Toch, *Die Juden im mittelalterlichen Reich*, München 1998.
 - 10 R.I. Moore, *The Formation of a Persecuting Society: Power and Deviance in Western Europe, 950-1250*, Oxford 1987, S. 6-11.

- 11 Langmuir, *Toward a Definition*, S. 264.
- 12 Aus den Erfurter Annalen (*Monumenta Germaniae, Scriptores XVI*, 31), zit. in: Hermann Strack, *Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit*, 5.-7. Aufl., München 1900, S. 136.
- 13 Texte der päpstlichen Bullen in: *Dokumente zur Aufklärung*, Bd. 2, *Die Blutbeschuldigung gegen die Juden*, Wien 1900, S. 108-113.
- 14 Ebd., S. 114-117. Zu Kommentaren zu diesen Texten siehe Moritz Stern (Hg.), *Urkundliche Beiträge über die Stellung der Päpste zu den Juden*, Kiel 1893, S. 63-69.
- 15 Zu einer neueren Zusammenfassung siehe Robert Stacey, «From Ritual Crucifixion to Host Desecration; Jews and the Body of Christ», *Jewish History*, 12, 1 (Frühjahr 1998), S. 12 f. Eingehender hierzu Miri Rubin, *Corpus Christi*, Cambridge 1991.
- 16 Josef Wohlmuth (Hg.), *Dekrete der ökumenischen Konzilien*, Bd. 2, *Konzilien des Mittelalters*, Paderborn / München / Wien / Zürich 2000, S. 230.
- 17 Zit. in Henry Osborn Taylor, *The Medieval Mind*, Bd. 2, Cambridge, Mass. 1949, S. 452. Zur Rezeption des Aristoteles und dem Zeitpunkt seiner Übersetzungen siehe Bernard G. Dod, «Aristoteles latinus», in: Norman Kretzmann, Anthony Kinny und Jan Pinborg (Hg.), *The Cambridge History of Later Medieval Philosophy*, Cambridge 1982, S. 45-79.
- 18 Thomas von Aquin, *Summae Theologica*, herausgegeben vom Katholischen Akademikerverband, Salzburg, Leipzig 1938, Bd. 30, S. 65, q. 75 a. 4.
- 19 Thomas von Aquin *Summae Theologica*, Bd. 30, S. 149 f., q. 77, a. 7, ad. 3.
- 20 Beth A. Conklin, *Consuming Grief: Compassionate Cannibalism in an Amazonian Society*, Austin 2001.
- 21 Ich danke an dieser Stelle Dr. Siegfried Weichlein von der Humboldt-Universität Berlin, der mich auf diesen Punkt aufmerksam gemacht hat.
- 22 Langmuir, *Toward a Definition*, S. 263-281. Zu dieser Argumentation siehe auch Alan Dundes, *The Blood Libel Legend: a Casebook in anti-semitic Folklore*, Madison, Wise. 1991, S. 336-378.
- 23 Will-Erich Peukert, «Ritualmord», in: Hanns Bächtold-Stäubli und E. Hoffmann-Kray er (Hg.), *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, 10 Bde., Berlin 1929-1942, Bd. 7, S. 734.
- 24 Miri Rubin, *Gentle Tales: The Narrative Assault on Late Medieval Jews*, New Haven 1999, S. 48. Friedrich Lotter, «Hostienfrevelwurf und Blutwunderverfälschung bei den Judenverfolgungen von

- 1298 (,Rindfleisch') und 1336-1338 (,Armleder')», in: *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongress der Monumenta Germaniae Historica München, 16.-19. September 1986*, Hannover 1988, S. 582 f.
- 25 Simon Dubnow, *Weltgeschichte des jüdischen Volkes*, Bd. 5, *Das späte Mittelalter*, Berlin 1927, S. 298.
- 26 Ebd., S. 175. Nach Lotter, «Hostienfrevlvorwurf», S. 553, folgte der Vorwurf des Hostienfrevls auf die Massaker in Büren, Deggen-dorf, Würzburg, Weikersheim, Möckmühl und Iphofen und ging ihnen nicht voraus. Zur Vermutung, dass Rindfleisch ein Metzger war, siehe ebd., S. 555.
- 27 Siegmund Saalfeld (Hg.), *Das Martyrologium des Nürnberger Memor-buches*, Berlin 1898, S. 346.
- 28 Rubin, *Gentile Tales*, S. 50.
- 29 Zu einer Karte, auf der der Zug Rindfleisches und seiner Anhänger verzeichnet ist, siehe Zvi Avneri (Hg.), *Germania Judaica*, Bd. 2, *Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*, Tübingen 1968, Anhang. Zum Schicksal einzelner Familien siehe die unvollständige Liste der Märtyrer in: *Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches*, S. 164-214.
- 30 Rubin, *Gentile Tales*, S. 51.
- 31 Ich beziehe mich hier auf den Titel des jüngsten Buchs von Robert Conquest, *Reflections on a Ravaged Century*, New York 2000.
- 32 Lotter, «Hostienfrevlvorwurf», S. 564.
- 33 Ebd., S. 565-571.
- 34 Heinrich Graetz, *Volkstümliche Geschichte der Juden*, Bd. 4. Berlin/Wien 1923, S. 307.
- 35 Dubnow, *Weltgeschichte des jüdischen Volkes*, Bd. 5, S. 300-305.
- 36 Alfred Haverkamp, «Die Judenverfolgung zur Zeit des Schwarzen Todes im Gesellschaftsgefüge deutscher Städte», in: Alfred Haverkamp (Hg.), *Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Stuttgart 1981, S. 27-93.
- 37 Dubnow, *Weltgeschichte des jüdischen Volkes*, Bd. 5, S. 306-309; Haverkamp, *Die Judenverfolgung*, S. 38.
- 38 Hiob, 14:19. Zu Hiob als herausragende Figur in den hebräischen Klage Liedern jener Zeit siehe *Das Martyrologium*, S. 311-359.
- 39 Zvi Avneri, *Germania Judaica* (Anm. 29), Bd. 2.2, *Maastricht-Zwolle*, Tübingen 1968, S. 604.
- 40 *Das Martyrologium* (Anm. 27), S. 180. Siehe auch Michael Toch, «Siedlungsstruktur der Juden Mitteleuropas im Wandel vom Mittelalter bis zur Neuzeit», in: Alfred Haverkamp und Franz-Josef Ziwes

- (Hg.), *Juden in der christlichen Umwelt während des späten Mittelalters*, Berlin 1992, S. 30.
- 41 Toch, «Siedlungsstruktur», S. 35-37.
- 42 Zur Aufnahme der Juden in Polen siehe Kacek Wijacka, «Die Einwanderung der Juden und antijüdische Exzesse im späten Mittelalter», in: Friedhelm Burgard, Alfred Haverkamp und Gerd Mentgen (Hg.), *Judenvertreibungen im Mittelalter und früher Neuzeit*, Hannover 1999, S. 241-256.
- 43 Zu den Prozessen siehe Wolfgang Behringer, *Hexen. Glaube, Verfolgung, Vermarktung*, München 2000, S. 35.
- 44 Ronnie Po-Chia Hsia, *The Myth of Ritual Murder: Jews and Magic in Reformation Germany*, New Haven 1988, S. 42.
- 45 Wolfgang Treue, «Schlechte und gute Christen. Zur Rolle von Christen in antijüdischen Ritualmord- und Hostienschändungslegenden», *Ashkenaz* 2 (1992), S. 115.
- 46 Hsia, *The Myth*, S. 46-50.
- 47 Fritz Backhaus, «Die Vertreibung der Juden aus dem Erzbistum Magdeburg und angrenzenden Territorien im 15. und 16. Jahrhundert», in: Burgard et al., *Judenvertreibungen* (Anm. 42), S. 227 und 239.
- 48 Moritz Stern (Hg.), *Andreas Osianders Schrift über die Blutbeschuldigung*, Kiel 1893, S. 17 f.
- 49 Ebd.
- 50 Ludwig Geiger, *Das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland vom Ende des XIV. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts*, Breslau 1870. Siehe auch die kurzen Bemerkungen in Ronnie Pochia Hsia, «Witchcraft, Magic, and the Jews in Late Medieval and Early Modern Germany», in: Jeremy Cohen (Hg.), *From Witness to Witchcraft: Jews and Judaism in Medieval Christian Thought*, Wiesbaden 1996, S. 432 f.
- 51 Johann Andreas Eisenmenger, *Entdecktes Judentum, oder Bericht, wie die Juden das Christentum lästern*, Bd. 2, Königsberg 1711, S. 227.
- 52 Hsia, *The Myth*, S. 217.
- 53 Ebd., S. 214; Johann Jacob Schudt, *Jüdische Merckwürdigkeiten*, 4 Bde., Frankfurt a.M. 1714.
- 54 *Jüdische Merckwürdigkeiten*, Bd. 1, S. 468; Bd. 3, S. 328. Die erste Geschichte stammt von Christof Wagenseil.
- 55 Ebd., Bd. 3, S. 329 f.
- 56 Ebd., S. 330.
- 57 Hsia, *The Myth*, S. 211-213; Johann Wolfgang Goethe, *Dichtung und*

- Wahrheit, Sämtliche Werke* I. Abt., Bd. 14, Frankfurt a.M. 1986, S. 165.
- 58 Goethe, ebd. Zu Eisenmengers *Entdecktes Judentum* in der Privatbibliothek seines Vaters siehe Michael A. Meyer (Hg.), unter Mitwirkung von Michael Brenner, *German-Jewish History in Modern Times*, 4 Bde., New York 1996/98, Bd. 1, S. 157.
- 59 Rainer Erb und Albert Lichtblau, «Es hat nie einen jüdischen Ritualmord gegebene Konflikte um die Abschaffung der Verehrung des Andreas von Rinn», *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 17 (1989), H. 3, S. 136-138.
- 60 Hsia, *The Myth*, S. 219-221. Tatsächlich blieb die Darstellung im Kirchenschiff von Juden, die Andreas Oxner mit Messern erstachen, noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg dort, bis Simon Wiesenthal sie entdeckte, und auch dann dauerte es noch bis zum Vaticanum II (1962-1965), bis sie entfernt wurde. Siehe Dundes, *The Blood Lihel Legend* (Anm. 22), S. 342 f. Zur Politik im Zusammenhang mit der Entfernung des antisemitischen Erbes von Rinn und Judenstein siehe Bernhard Fresacher, *Anderl von Rinn: Ritualmordkult und Neuorientierung in Judenstein 1945-1999*, Innsbruck 1998.
- 61 Ronnie Po-chia Hsia, *Trient 1475: Geschichte eines Ritualmordprozesses*, Frankfurt a.M. 1997, S. 134.
- 62 Karl von Amira (Hg.), *Das Endinger Judenspiel*, Halle 1883, S. 8.
- 63 Fr. Rohrbacher, *Ursula von Lienz: Ein von Juden gemartertes Christenkind*, Brixen 1905, S. 13h
- 64 Avneri, *Germania Judaica* (Anm. 29), Bd. 2.2, Maastricht – Zwole, S. 666.
- 65 Ebd., Bd. 2.1, Aachen – Luzern, S. 450.
- 66 Ludwig Steub, *Althayrische Kulturhilder*, Leipzig 1869, S. 119.
- 67 Der Text des Liedes ist abgedruckt in Steub, ebd., S. 146-150. Zum Spiel siehe Avneri, *Germania Judaica*, Bd. 2.1, S. 157.
- 68 Amira, *Das Endinger Judenspiel*.
- 69 Hsia, *The Myth*, S. 40.
- 70 Stefan Rohrbacher und Michael Schmidt, *Judenbilder: Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile*, Reinbek 1991, S. 287.
- 71 Zenon Gulden und Jacek Wijaczka, «The Accusation of Ritual Murder in Poland, 1500-1800», *Polin* 10 (1997), S. 139 f.
- 72 Zenon Gulden und Jacek Wijaczka, *Procesy o Mordy Rytulne w Polsce w XVI-XVIII*, Kielce 1995, vor allem S. 96-101.
- 73 Strack, *Das Blut* (Anm. 69, Kap. «Mord und Vergeltung»), S. 148.

- 74 Stephan Zuchowski, *process kryminalny o niewinne dzieci Krasnowskie go juz to trzeciego roku 1710 dnia 18 siepnia w Sendomirzu okrutinie od Zydow zamordowane*, o. O. 1713. Zu dem Fall in Sandomierz siehe Gulden und Wijacza, «The Accusation», S. 125-128.
- 75 Zu einer Zusammenfassung und Widerlegung dieses Werkes siehe Jacob Tugendhold, *Der alte Wahn vom Blutgebrauch der Israeliten am Osterfest*, Berlin 1858. Die Flugschrift wurde ursprünglich 1836 in polnischer Sprache veröffentlicht.
- 76 *Gutachten Ganganelli's in Angelegenheit der Blutbeschuldigung der Juden*, Übers. A. Berliner, Berlin 1888, S. 1.
- 77 Ebd., S. 41-43. Siehe auch Simon Dubnow, *Weltgeschichte des jüdischen Volkes*, Bd. 7, S. 151 ff. Kardinal Ganganelli war der spätere Papst Klemens XIV.
- 78 In ihren inquisitorischen Methoden erwiesen sich die Polen als besonders grausam. Siehe Dubnow, *Weltgeschichte des jüdischen Volkes*, Bd. 7, S. 151-178.
- 79 Zit. in Dubnow, ebd., S. 142.
- 80 Zit. in Stefan Rohrbacher, «Die ‚Hep-Hep-Krawalle‘ und der ‚Ritualmord‘ des Jahres 1819 zu Dormagen», in: Rainer Erb und Michael Schmidt (Hg.), *Antisemitismus und jüdische Geschichte. Studien zu Ehren von Herbert A. Strauss*, Berlin 1987, S. 137.
- 81 Rohrbacher und Schmidt, *Judenbilder* (Anm. 70), S. 11-14.
- 82 Stefan Rohrbacher, «Ritualmord-Beschuldigung am Niederrhein. Christlicher Aberglaube und antijüdische Agitation im 19. Jahrhundert», *Menora* 1 (1998), S. 300.
- 83 Rohrbacher, «Die ‚Hep-Hep-Krawalle‘», S. 145.
- 84 Siehe die Karte der Hep-Hep-Krawalle in Stefan Rohrbacher, *Gewalt im Biedermeier: Antijüdische Ausschreitungen in Vormärz und Revolution (1815-1848/49)*, Frankfurt a.M. 1993, S. 127.
- 85 Jacob Katz, *Die Hep-Hep-Verfolgungen des Jahres 1819*, Berlin 1994.
- 86 Rohrbacher, «Die ‚Hep-Hep-Krawalle‘», S. 139.
- 87 *Elberfelder Zeitung*, 26. Juli 1834, zit. in Strack, *Das Blut*, S. 148 f.
- 88 Rohrbacher, «Ritualmord-Beschuldigung am Niederrhein», S. 304-306 und 323 (Anm. 82), Mehr als 20 Jahre später, 1861, wurden dieselben Beschuldigungen gegen die Juden auch in Köln erhoben.
- 89 Zit. in: Strack, *Das Blut*, S. 149.
- 90 Rolf Engelsing, «Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit», in: *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*, Göttingen 1973, S. 140.

- 91 Johann Gustav Droysen, «Politische Briefe», in: *Politische Schriften*, Hg. Felix Gilbert, München/Berlin 1933, S. 3-29.
- 92 D. Chwolson, *Die Blutanklage und sonstige mittelalterliche Beschuldigungen der Juden*, Frankfurt a.M. 1901, S. 116 f.
- 93 Joseph S. Bloch, *Erinnerungen aus meinem Lehen*, 2 Bde., Wien / Leipzig 1922, Bd. 1, S. 66-67.
- 94 Strack, *Das Blut*, S. m ff. Das Werk Eisenmengers wurde 1700 gedruckt, aber erst 1710 veröffentlicht, da die jüdische Gemeinde in Frankfurt versuchte, sein Erscheinen zu verhindern. Siehe Jacob Katz, *From Prejudice to Destruction: Anti-Semitism, 1700-1933*, Cambridge, Mass. 1980, S. 14.
- 95 Konstantin Ritter Cholewa de Pawlikowski, *Der Thalmud in der Theorie und Praxis*, Regensburg 1866, S. 245-312.
- 96 Henri Desportes, *Le mystère du sang chez les juifs de tous les temps*, Paris 1888, S. 53-250.
- 97 Bloch, *Erinnerungen*, S. 71.
- 98 *Das Martyrologium* (Anm. 27), S. 179 f.
- 99 Zur Gewalt im frühen 19. Jahrhundert siehe Rohrbacher, *Gewalt im Biedermeier* (Anm. 84).
- 100 Irving Howe, *World of Our Fathers: The Journey of the East European Jews to America and the Life they Found and Made*, New York 1976, S. 5.
- 101 David Vital, *A People Apart: The Jews in Europe, 1789-1939*, Oxford 1999, S. 282.
- 102 Disraeli zit. in Howe, *World of Our Fathers*, S. 7.
- 103 Auch wenn wir hier auf Schätzungen angewiesen sind, ist es gut möglich, dass die Zahl der Toten in die Hunderte ging. Zu den Pogromen von 1881 bis 1884 siehe I. Michael Aronson, *Troubled Waters: The Origins of the 1881 Anti-Jewish Pogroms in Russia*, Pittsburgh 1990. Zu Pogromen in Russland allgemein siehe John Klier und Shlomo Lambroza (Hg.), *Pogroms: Anti-Jewish Violence in Modern Russian History*, Cambridge 1992.
- 104 Die groben Zahlen aus Zvi Gitelman, *A Century of Ambivalence: The Jews of Russia and the Soviet Union, 1881 to the Present*, Bloomington 2001, S. 12. Das Zitat in: Howe, *World of Our Fathers*, S. 25.
- 105 Christhard Hoffmann, «Political Culture and Violence against Minorities: The Antisemitic Riots in Pomerania and West Prussia», in: Christhard Hoffmann, Werner Bergmann und Helmut Walser Smith, «*Exclusionary Violence*»: *Antisemitic Riots in Modern German History*, Ann Arbor 2002, S. 67-92.

- 106 Zitiert aus dem Ungarischen, in Andrew Handler, *Blood Libel at Tiszaezlar*, New York 1980, S. 128.
- 107 Dubnow, *Weltgeschichte des jüdischen Volkes* (Anm. 25), Bd. 10, S. 106 f.
- 108 *MVAA* 11, 51 (18. Dez. 1901), S. 424.
- 109 *JP*, 16, 17 (23. April 1885), S. 166.
- 110 Ebd., S. 167; ebd., 15, 20 (18. Mai 1884), S. 203.
- 111 *JP* 15, 20 (15. Mai 1884), S. 203.
- 112 Otto Glagau, «Der Mord in Skurz vor Gericht», *Der Kulturkämpfer* (Mai 1885), S. 26.
- 113 *JP* 15, 20 (15. Mai 1884), S. 204.
- 114 Dubnow, *Weltgeschichte des jüdischen Volkes* (Anm. 25), Bd. 10, S. 50 f.
- 115 Glagau, «Der Mord in Skurz», S. 32.
- 116 *MVAA* 11, 51 (18. Dez. 1901), S. 424.
- 117 Karl Mannheim, *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus*, Bad Homburg/Berlin/Zürich 1967, S. 327.
- 118 Strack, *Das Blut*, S. 58 f.
- 119 Ebd., S. 162.
- 120 *MVAA* 10, 31 (1. Aug. 1900), S. 241-243.
- 121 *MVAA* 7, 35 (28. Aug. 1897), S. 273-279.
- 122 *MVAA* 10, 31 (1. Aug. 1900), S. 241-243.
- 123 *MVAA* 7, 35 (28. Aug. 1897), S. 273-279.
- 124 *MVAA* 4, 15 (15. April 1894), S. 241-243.
- 125 *MVAA* 10, 31 (1. Aug. 1900), S. 241-243.
- 126 Judith R. Walkowitz, *City of Dreadful Delight: Narratives of Sexual Danger in Late-Victorian London*, Chicago 1992, S. 204.
- 127 *Der Xantener Knabenmord vor dem Schwurgericht zu Cleve, 4.-14. Juli 1892; vollständiger Bericht*, Berlin 1893 (im Folgenden XK), S. 17.
- 128 Ebd., S. 32.
- 129 Ebd., S. 16.
- 130 Ebd., S. 142.
- 131 Ebd., S. 408.
- 132 Ebd., S. 183.
- 133 Ebd., S. 407.
- 134 Ebd., S. 408.
- 135 Ebd., S. 327; zit. in: Julius Schoeps, «Ritualmordbeschuldigung und Blutaberglaube», in: Jutta Bohnke-Kollwitz et al. (Hg.), *Köln und das rheinische Judentum*, Köln 1984, S. 293.

- 136 XK, S. 327. Zu einem Kommentar zu den Beobachtungen des Landgerichtsrats siehe *MVAA* io, 28 (11. Aug. 1900), S. 218.
- 137 XK, S. 269.
- 138 Ebd., S. 109.
- 139 Ebd., S. 163.
- 140 Bernd Kölling, «Blutige Illusionen: Ritualmorddiskurse und Antisemitismus im niederrheinischen Xanten am Ende des 19. Jahrhunderts», in: Wolfgang Neugebauer und Ralf Pröve (Hg.), *Agrarische Verfassung und politische Struktur: Studien zur Gesellschaftsgeschichte Preussens, 1700-1918*, Berlin 1998, S. 355-359.
- 141 Ebd., S. 358 f.
- 142 XK, S. 399.
- 143 Zur Rolle der gebildeten Schichten siehe Kölling, «Blutige Illusionen», der überzeugend argumentiert, dass man die Ritualmordbeschuldigungen nicht umstandslos den Ungebildeten oder der Hartnäckigkeit abergläubischer Vorstellungen zuschreiben könne.
- 144 XK, S. 217.
- 145 Ebd., S. 18 und 214-216.
- 146 Siehe Hoffmann, Bergmann und Smith, «*Exclusionary Violence*». Zum Begriff «*Exclusionary Violence*» vgl., S. 1-22.
- 147 Zit. in *MVAA* (24. Juni 1892).
- 148 Zit. ebd.
- 149 Schoeps, «Ritualmordbeschuldigung und Blutaberglaube», S. 298.
- 150 XK, S. 473-475.
- 151 Ebd., S. 475.
- 152 Ebd.
- 153 Ebd., S. 386.
- 154 Zur Reaktion der Presse siehe die erhellende Arbeit von Barnet P. Harston, «Judaism on Trial: Antisemitism in the German Courtroom (1870-1895)», Ph. D. Thesis, Universität San Diego 1999, S. 235-238.
- 155 Zur Debatte im preussischen Landtag siehe Harston, ebd., S. 238 f.; Schoeps, «Ritualmordbeschuldigung», S. 290-292.
- 156 XK, S. 388.
- 157 Ebd., S. 387 f.
- 158 Harston, «Judaism on Trial», S. 245-249.
- 159 *JP* 23, 29 (22. Aug. 1892), S. 559.
- 160 Rohrbacher, «Volksfrömmigkeit und Judenfeindschaft, zur Vorgeschichte des politischen Antisemitismus im katholischen Rheinland», *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein*, 19293 (1990), S. 139; *MVAA* 2, 31 (31. Aug. 1892), S. 267.

ANMERKUNGEN ZU S. 152-156

- 161 Edward Muir, *Mad Blood Stirring: Vendetta in Renaissance Italy*, Baltimore 1993, S. XXIV.
- 162 Peter Gay, *Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter*, München 1996, S. 47-157.
- 163 Adolph Kohut, *Ritual-Mord Prozesse*, Berlin 1913, S. 37.
- 164 Treue, «Schlechte und gute Christen» (Anm. 45), S. 109.
- 165 Ebd., S. 102 f.; Hsia, *Trient 1475* (Anm. 61), S. 31.
- 166 Treue, «Schlechte und gute Christen», S. 103; Hsia, *The Myth* (Anm. 45), S. 70.
- 167 Treue, «Schlechte und gute Christen», S. 102.
- 168 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 42, Anhang 2 zu LA Konitz, 25. April 1900.
- 169 Kohut, *Ritual-Mord Prozesse*, S. 37.

Beschuldigungen

- 1 SZ 36, 303 (2. Juli 1900).
- 2 KB, S. 16.
- 3 IdR, 6, 6-7 (1900), S. 331.
- 4 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl-5 b Wulff, 2. Mai 1900; MVAA 12, 42 (15. Okt. 1902), S. 322.
- 5 Einen Eindruck davon vermittelt ein Blick in die Heiratsregister, die für 169 Eheschliessungen zwischen 1874 und 1877 erhalten sind. Siehe Church of Jesus Christ of Latter Day Saints, Family History Library, film no. 1189050, Konitz, Standesamt, Zivilregister, 1874-77. Von den angehenden Ehemännern waren nur 22 Prozent in Konitz selbst geboren; die übrigen kamen aus Dörfern im Kreis Konitz und aus anderen umliegenden Kreisen. Von den Frauen stammten 36 Prozent direkt aus Konitz. Beide Zahlen deuten auf einen hohen Anteil von Zuwanderern. Obwohl aufgrund der Unterschiedlichkeit der herangezogenen Quellen keine präzisen Vergleiche mit Untersuchungen möglich sind, die auf Zu- und Abwanderungsdaten beruhen, bestätigen die Zahlen aus Konitz tendenziell zwei Thesen von Steve Hochstadt: Auch Kleinstädte und nicht nur Grossstädte erlebten beträchtliche Wanderungsbewegungen, und die Periode starker Wanderungen setzte bereits vor 1881 ein, dem Jahr, mit dem herkömmliche Untersuchungen über die Wanderungsbewegungen des Deutschen Reiches beginnen; *Mobility and Modernity: Migration in Germany, 1820-1989*, Ann Arbor 1999, S. 107-134.

- 6 Diese Einschätzung stützt sich auf eine Analyse der Geburtsorte der Eheschliessenden. Siehe Church of Jesus Christ of Latter Day Saints, Family History Library, film no. 1189050, Konitz, Standesamt, Zivilregister, 1874-77. In Konitz gab es nur ganz wenige Zuzügler aus grösseren Städten. Im Standesamtregister war unter den Eheschliessenden keine einzige Person aus Danzig, nur zwei kamen aus Berlin. Nur wenige Zuzügler stammten aus den westlichen Regionen Deutschlands.
- 7 Siehe GStAPK XIV, 226B, Bd. 12. Um die Zahl der Haushaltsvorstände zu ermitteln, die weniger als 900 Mark im Jahr verdienten, habe ich die «Censisten» von der Gesamtzahl der Haushaltsvorstände nach dem Zensus von 1905 berechnet. Dieses Verfahren ergibt möglicherweise eine etwas zu hohe Zahl der Bezieher eines Haushaltseinkommens von unter 900 Mark. Die Verhältnisse in Konitz waren zweifellos besser als in den Dörfern der Umgebung, wo 92 Prozent wegen des geringen Einkommens von der Steuer befreit waren, und sie waren auch immer noch besser als in einigen anderen westpreussischen Städten. Zu deren Lage siehe Karl Bessier, *Die Kriminalität der Provinz Westpreussen*, Halle 1915, S. 189; zu regionalen Einkommensunterschieden allgemeiner Gerhard A. Ritter und Klaus Tenfelde, *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich, 1871 bis 1914*, Bonn 1992, S. 477-481.
- 8 Zitat in Gustav George, *Enthüllungen zur Konitzer Mordaffäre*, Berlin 1903, S. 23.
- 9 Hier und im Folgenden wird die soziale Zusammensetzung der Strassen dem Strassenverzeichnis im *Adressbuch der Stadt Konitz*, Konitz 1905, entnommen. Ein Exemplar des Adressbuchs befindet sich in der Bibliothek des Museums für Lokalgeschichte und Ethnographie in Chojnice. Ergänzend herangezogen wurden die Akta Miasta Chojnice, 1675/161, Kontrollliste für die Volkszählung am 1. Dezember 1885, Archiv Panstwowe w Bydgoszcz, sowie verschiedene Aussagen im Verlauf der Prozesse und sonstige Dokumente. Zur Rähmestrasse als Müllhalde siehe Hermann Hamburger, *Der Konitzer Mord: Ein Beitrag zur Klärung*, Breslau 1900, S. 12.
- 10 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 263, Magistrat der Stadt Konitz, 4. August 1900.
- 11 Auch in der DDR, auf dem Höhepunkt der Bespitzelung der Bevölkerung durch das MfS, betrug der Anteil der Männer unter den «Informellen Mitarbeitern» der Staatssicherheit 90 Prozent. Siehe Alf Lütke und Gerhard Fürmetz, «Denunziation und Denunzianten:

ANMERKUNGEN ZU S. 160-170

- Politische Teilnahme oder Selbstüberwachung?», *Sozialwissenschaftliche Informationen* 27 (1998), Heft 2, S. 82.
- 12 *ML*, S. 32.
- 13 Regina Schulte, *Sperrbezirke: Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1984; Dorothee Wierling, *Mädchen für alles: Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende*, Berlin 1987-
- 14 Zum Fall Rosenthal siehe auch Mathias Niendorf, *Minderheiten an der Grenze: Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Zlotów) und Zempelburg (Sepólno Krajenskie), 1900-1939*, Wiesbaden 1997, S. 98-101.
- 15 *KB*, S. 20.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 Ihre Mutter, die die Polizei verwirrte, indem sie die Details ihrer ursprünglichen Aussage änderte, unterstützte Margarete Radtkes Verhalten. *KB*, S. 20.
- 19 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 48-51, Öffentliche Sitzung des Schwurgerichts zu Konitz, 30. Okt. 1900.
- 20 Ebd.
- 21 Ebd.
- 22 Ebd.
- 23 Ebd.
- 24 *MP*, S. 227.
- 25 Ebd., S. 436-438.
- 26 *KB*, S. 35.
- 27 *ML*, S. 87-92.
- 28 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16775, Bl. 113, Speisinger Protokoll, 27. März 1900, in Settegast, 22. Aug. 1900.
- 29 *SZ* 36, 291 (25. Juni 1900).
- 30 *ML*, S. 96. Das stammt nicht aus dem Protokoll Speisingers. In dem Prozess gegen Moritz Lewy schreckte Martha Lehmann, geb. Hoffmann, nicht davor zurück, diese dreiste Behauptung aufzustellen.
- 31 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16775, Bl. 113, Speisinger Protokoll, 27. März 1900, in Settegast, 22. Aug. 1900.
- 32 Ebd., Bl. 349.
- 33 *ML*, S. 95-97.
- 34 Siehe den Bericht über den Prozess gegen Speisinger in *DZ* 42, 468 (6. Okt. 1900).
- 35 *ML*, S. 189.

ANMERKUNGEN ZU S. 170-181

- 36 *MP*, S. 414.
- 37 *SZ* 36, 289 (23. Juni 1900).
- 38 *SZ* 36, 315 (7. Juli 1900).
- 39 *GStAPK*, Rep. 1/842 (2.5.1), Nr. 16775, Bl-55, Aussage Anna Lübke, 10. Juli 1900.
- 40 *ML*, S. 41.
- 41 *Ebd.*, S. 385.
- 42 *SZ* 37, 323(13. Juli 1901).
- 43 *Ebd.*
- 44 *ML*, S. 32.
- 45 *Ebd.*, S. 66.
- 46 *Ebd.*, S. 78.
- 47 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 290, Kracht, 26. März 1901.
- 48 *SZ* 36, 423 (10. Sept. 1900).
- 49 Siehe das faszinierende Buch von Kathy Stuart, *Defiled Trades and Social Outcasts: Honor and Ritual Pollution in Early Modern Germany*, Cambridge 1999, sowie das wichtige Werk, auf das es sich stützt: Mary Douglas, *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*, Berlin 1985.
- 50 *MP*, S. 545 f.
- 51 *SZ* 36, 201 (1. Mai 1900).
- 52 *MP*, S. 297; *ML*, S. 267 und 290.
- 53 *MP*, S. 569 f.; *KB*, S. 29. Brüggemann benannte sie als Helene Lewy, das war jedoch der Name ihrer Tochter.
- 54 *MVAA* 10, 36 (5. Sept. 1900), S. 291.
- 55 *JP* 31, 37(14-Sept. 1900), S. 384.
- 56 *ML*, S. 248.
- 57 *MP*, S.281.
- 58 *Ebd.*, S. 397.
- 59 *Ebd.*, S. 332.
- 60 *MVAA* 12, 42 (15. Okt. 1900), S. 325.
- 61 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 130, Polizeikonferenz Konitz, 20. Mai 1900; *SZ* 36, 260 (7. Juni 1900).
- 62 *MP*, S. 946 f.
- 63 *Ebd.*
- 64 *Ebd.*, S. 226.
- 65 Zu weiteren frühen, allerdings unspezifischen Beschuldigungen siehe *SZ* 36, 144, Beilage (27. März 1900).
- 66 *SZ* 36, 177 (17. April 1900).
- 67 *Ebd.*

- 68 Zitat aus Antonio R. Damasio, *Descartes' Error: Emotion, Reason, and the Human Brain*, New York 1994, S. 248.
- 69 Zum individuellen Gedächtnis siehe Daniel L. Schacter, *Searching for Memory: The Brain, the Mind, and the Past*, New York 1996; Endel Tulving und Fergus I. M. Craik, *The Oxford Handbook of Memory*, Oxford 2000.
- 70 XK, S.327.
- 71 Albert Eulenburg, ‚«Retroaktive’ Suggestion und Hallucination bei Zeugen», *Nation* (20. Okt. 1900), Wiederabdr. in: *MVAA* 10, 43 (24. Okt. 1900), S. 340.
- 72 Elizabeth F. Loftus, Julie Feldman und Richard Dashiell, «The Reality of Illusory Memories», in: Daniel Schacter (Hg.), *Memory Distortion: How Minds, Brains, and Societies Reconstruct the Past*, Cambridge, Mass. 1995, S. 65.
- 73 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 314 f., Kracht, 26. März 1901.
- 74 MP, S. 429 und 434.
- 75 MP, S. 349; GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16775, Bl. 324, Lautz, 21. Nov. 1900.
- 76 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl-300-323, Wehn, 3. Juli 1900.
- 77 Alan Mcfarlane, *Witchcraft in Tudor and Stuart England*, New York 1970, S. 168.
- 78 Keith Thomas, «Anthropology and the Study of English Witchcraft», in: Mary Douglas (Hg.), *Witchcraft Confessions and Accusations*, London 1970, S. 68. Im Hinblick auf Beschuldigungen im 20. Jahrhundert siehe die bahnbrechende Untersuchung von Robert Gellately, *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933-1945*, Paderborn / München / Wien / Zürich 1993; Eric A. Johnson, *Der nationalsozialistische Terror: Die Gestapo, Juden und gewöhnliche Deutsche*, Berlin 2001; Sheila Fitzpatrick und Robert Gellately (Hg.), *Practices of Denunciation in Modern European History, 1789-1989*, Sonderheft des *Journal of Modern History* 68 (1996), Heft 4.
- 79 Zit. in: John Putnam Demos, *Entertaining Satan: Witchcraft and the Culture of Early New England*, New York 1982, S. 277. Zum Argument, dass Hexenbeschuldigungen in grossem Stil in der Regel dysfunktional sind, siehe H.C. Erik Midelfort, *Witch Hunting in Southwestern Germany, 1562-1684: The Social and Intellectual Foundations*, Stanford 1972, S. 4.

- 80 Michael Geyer, «Resistance as an Ongoing Project: Visions of Order, Obligations to Strangers, and Struggles for Civil Society, 1933-1990», in: John Boyer und Michael Geyer (Hg.), *Resistance against the Third Reich, 1933-1940*, Chicago 1994, S. 326.
- 81 Ebd., S. 341.

Inszenierung eines Ritualmords

- 1 Jan T. Gross, *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne*, München 2001, S. 69.
- 2 Ebd., S. 89, 91.
- 3 Zu einer ausführlicheren Behandlung siehe Christhard Hoffmann, Werner Bergmann, und Helmut Walser Smith (Hg.), «*Exclusionary Violence*»: *Antisemitic Riots in Modern German History*, Ann Arbor 2002, S. 1-4.
- 4 Clifford Geertz, «Notes on the Balinese Cockfight», in: *The Interpretation of Cultures*, New York 1973, S. 452.
- 5 KB, S. 9. Bürgermeister Deditius war zu dem Schluss gelangt, dass der Zulauf der antisemitischen Bewegung durch die Verärgerung in der Polenpartei und im Zentrum bedingt war, weil jüdische Abgeordnete in den entscheidenden Nachwahlen zum preussischen Landtag ihre ausschlaggebenden Stimmen Arnold Osiander, dem Kandidaten der Deutsch-Konservativen Partei gegeben hatten. Zu den Ergebnissen dieser Wahl siehe Thomas Kühne, *Handbuch der Wahlen zu preussischen Abgeordnetenhaus, 1867-1918*, Düsseldorf 1994, S. 27.
- 6 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 87, LA Konitz, 23. April 1900. Siehe z.B. die Geschichte in der *Gazetta Grudzionska* 7, 83 (12. Juli 1900), die sich auf einen Artikel in der *Danziger Allgemeinen Zeitung* stützt. Ein Exemplar der *Gazetta Grudzionska* befindet sich in der Hauptbibliothek der Universität Thorn (Torun). Zu ihrer Verbreitung siehe Fritz Schultz, *Die politische Tagespresse Westpreussens*, Deutsch-Krone 1913, S. 27.
- 7 Zu den Aufständen in Neustettin siehe den hervorragenden Aufsatz von Christhard Hoffmann, «Political Culture and Violence against Minorities: The Antisemitic Riots in Pomerania and West Prussia», in: Hoffmann et al., «*Exclusionary Violence*» (Anm. 3), S. 67-92.
- 8 JP 12, 31 (4. Aug. 1881), Beilage:AZ/ 45, 31 (2. Aug. 1881), S. 509.

- 9 *JP* 12, 32 (11. Aug. 1881), S. 344.
- 10 Ebd., S. 343 f.
- 11 *JP* 12, 33 (18. Aug. 1881), S. 351 f.; *AZJ*45, 35 (30. Aug. 1881), S. 570. *12X2*/45, 35 (30. Aug. 1881), S. 575.
- 13 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 105, LA Konitz, 25. April 1900.
- 14 Ebd., Bl. 214, LA Konitz, 30. Mai 1900.
- 15 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 105, LA Konitz, 11. Juli 1900.
- 16 Ebd.
- 17 Archiv Panstwowe w Bydgoszcz/Akta Starostwo Powiatowe w Chojnicach, 1773-1919, Landratsamt 960 (der Bürgerverein Konitz), Jahresbericht 1902; *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 261, *DZ*, 27. Juni 190. Siehe auch ebd., Bl. 163, Zedlitz, 30. Juni 1900.
- 18 *DZ*, 97, 28 (Juni 1900); *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 163, Zedlitz, 30. Juni 1900.
- 19 Stefan-Ludwig Hoffmann, «Brothers of Strangers? Jews and Freemasons in Nineteenth-Century Germany», *German History* 18 (2000), H. 2, S. 152 und 157-159.
- 20 *Mitglieder-Verzeichniss der... St. Johannis-Loge ... im Orient zu Konitz für das Maurerjahr 1899/1900*, Konitz 1900. Ein Exemplar dieses Dokuments befindet sich in der Staatsbibliothek Berlin.
- 21 Zu einer Liste solcher lokalen Organisationen siehe das *Adressbuch der Stadt Konitz*, Konitz 1908, S. 30-32.
- 22 Zur öffentlichen Sphäre und dem Argument für einen umfassenden Begriff siehe Geoff Ely, «Nations, Publics, and Political Cultures: Placing Habermas in the Nineteenth Century», in: Nicholas B. Dirks, Geoff Ely und Sherry B. Ortner (Hg.), *Culture / Power / History: A Reader in Contemporary Social Theory*, Princeton 1994, S. 297-335.
- 23 Borowka, *Aus Sage und Geschichte von Konitz* (Anm. 90, Kap. *Mord und Vergeltung*), S. 106.
- 24 Richard S. Levy, «Continuities and Discontinuities of Anti-Jewish Violence in Modern Germany, 1819-1938», in: Hoffmann et al., «*Exclusionary Violence*» (Anm. 3), S. 199.
- 25 Zu dieser Armut des Ausdrucks und ihrem Ort im Gewaltritual siehe Thomas Lindenberger und Alf Lüdtkke, «Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne», in: Thomas Lindenberger und Alf Lüdtkke (Hg.), *Physische Gewalt: Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1995, S. 22-27.

ANMERKUNGEN ZU S. 198-202

- 26 David Nirenberg, *Communities of Violence: Persecution of Minorities in the Middle Ages*, Princeton 1996, S. 201.
- 27 Text in: Josef Wohlmuth (Hg.), *Dekrete der ökumenischen Konzilien*, Bd. 2, *Konzilien des Mittelalters*, Paderborn / München / Wien / Zürich 2000, S. 266.
- 28 E. Valentine Daniel, «The Limits of Culture», in: Nicholas B. Dirks (Hg.), *In Near Ruins: Cultural Theory at the End of the Century*, Minneapolis 1998, S. 69.
- 29 Miri Rubin, *Gentile Tales: The Narrative Assault on Late Medieval Jews*, New Haven 1999, S. 50.
- 30 Zvi Avneri (Hg.), *Germania Judaica*, Bd. 2, *Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*, 2. Halbbd., Maastricht – Zwolle, Tübingen 1968, S. 665 f.
- 31 Rubin, *Gentile Tales*, S. 72.
- 32 *JP* 25 (2. Juni 1900), S. 258.
- 33 *GSStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 194, *Konitzer Tageblatt*, 31. Mai 1900.
- 34 In dieser Hinsicht zeigten sie eine Familienähnlichkeit mit den Teilnehmern an den Kornaufständen, die E. P. Thompson in seinem berühmten Aufsatz «The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century» beschrieben hat: *Past and Present*, 50 (1971), S. 76-136.
- 35 Victor Turner, «Social Dramas and Ritual Metaphers», in: *Dramas, Fields, and Metaphors: Symbolic Action in Human Society*, Ithaca 1974, S. 23-59. Ein anderes Modell für diese Zeitstruktur leitet sich aus Arnold van Genneps Untersuchung der Übergangsriten ab und nimmt eine Aufteilung vor zwischen Trennungs-, Übergangs- und Einverleibungsriten. Arnold van Gennep, *Übergangsriten*, Frankfurt 1986. Zu der These, dass diese rituellen Strukturen und vor allem die von van Gennep untersuchten allen Theateraufführungen zugrunde liegen, siehe Richard Schechner, *Between Theater and Anthropology*, Philadelphia 1985, S. 20.
- 36 Turner, «Social Dramas», S. 23-59.
- 37 *The Schocken Bible: Volume 1. The Five Books of Moses*, übersetzt von Everett Fox, New York 1997, S. 891.
- 38 Zu Deggendorf siehe Friedrich Lotter, «Hostienfrevelvorfur und Blutwunderverfälschung bei den Judenverfolgungen von 1298 („Rindfleisch“) und 1336-1338 („Armleder“)\», in: *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongress der Monumenta Germaniae Historica München, 16.-19. September 1986*, Hannover 1988, 582 f.

- 39 Avneri, *Germania Judaica*, Bd. 2.1, S. 144 (Anm. 30), Bd. 2.2, S. 666.
- 40 Ebd., Bd. 2.2, S. 840.
- 41 Ebd., S. 604.
- 42 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 22, LA Konitz, 4. Juni 1900. Siehe auch ebd., Bd. 2, Bl. 30, Rechtsanwalt Appelbaum an CV, 10. Juni 1900.
- 43 Manfred Gailus, *Strasse und Brot: Sozialer Protest in den deutschen Staaten unter besonderer Berücksichtigung Preussens, 1841-1849*, Göttingen 1990, S. 114; Thomas Lindenberger, «Die «verdiente Tracht Prügele Ein kurzes Kapitel über das Lynchens im wilhelminischen Berlin», in: Lindenberger und Lüdtkke, *Physische Gewalt* (Anm. 25), S. 197 f., Anm. 25.
- 44 Zum Ritual des Lynchens und vor allem zu seinem Aspekt einer Opferhandlung siehe Orlando Patterson, *Rituals of Blood: Consequences in Slavery in Two American Centuries*, New York 1999, S. 169-232, und Grace Elizabeth Hale, *Making Whiteness: The Culture of Segregation in the South*, New York 1999, S. 199-240. Zu den Unterschieden zwischen Lynchmorden in kleinem und in grossem Umfang siehe W. Fitzhugh Brundage, *Lynching in the New South: Georgia and Virginia, 1880-1930*, Urbana 1993.
- 45 Anton Blok, «The Enigma of Senseless Violence», in: Göran Aijmer und Jon Abbink (Hg.), *Meanings of Violence*, Oxford 2000, S. 31.
- 46 Henry J. Kellerman, «From Imperial to National-Socialist Germany: Recollections of a German-Jewish Youth Leader», *Leo Baeck Institute Yearbook*, 39 (1994), S. 310.
- 47 Siehe jüngst William M. Reddy, *The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions*, Cambridge 2001.
- 48 Philip G. Zimbardo et al., «Reflections on the Stanford Prison Experiment: Genesis, Transformations, Consequences», in: Thomas Blas (Hg.), *Obedience to Authority: Current Perspectives on the Milgram Paradigm*, Mahwah, N.J. 2000, S. 193-238.
- 49 Hier folge ich Maurice Bloch, «Symbols, Song, Dance and Features of Articulation: Is Religion an Extreme Form of Traditional Authority?», in: *Ritual, History and Power: Selected Papers in Anthropology*, London 1989, S. 19-45.
- 50 Ebd., S. 27.
- 51 L. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, 1965, S. 94. Austin teilte bekanntlich das Sprechen oder genauer gesagt Sprechakte in drei Kategorien: «lokutionäre Akte», die Übermittlung rein sachlicher In-

ANMERKUNGEN ZU S. 207-211

halte, «interlokutionäre Akte», die jenseits des sachlichen noch einen funktionellen Aspekt haben (eine Aussage kann z.B. eine Drohung, Warnung oder ein Versprechen sein) und «perlokutionäre Akte», wenn der Empfänger der Botschaft von deren Richtigkeit überzeugt ist, so dass er daraus bestimmte Konsequenzen ziehen kann. Siehe hierzu die Einleitung von Eike von Savigny, «J.L. Austins Theorie der Sprechakte», in: Austin, *Zur Theorie*, S. 7-20.

52 *MP*, S. 429.

53 Judith Butler, *Excitable Speech: A Politics of the Performative*, New York 1997, S. 9.

54 Toni Morrison, «Nobelrede 1993», in: *Nobelpreis für Literatur 1993, Toni Morrison, Jazz*, Lachen am Zürichsee 1993, S. 35.

55 Butler, *Excitable Speech*, S. 52-65.

56 *MVAA* 13, 41 (19. Okt. 1903), S. 324.

57 Orlando Patterson, *Slavery and Social Death: A Comparative Study*, Cambridge, Mass. 1982, S. 38-51.

58 Ebd.

59 Die Verteilung dieser Verfahren sowie das Strafmaß waren wie folgt:

<i>Stadt</i>	<i>Anzahl</i>	<i>geringste Strafe</i>	<i>höchste Strafe</i>
Stolp	33	4 Wochen	3 Jahre
Bütow	10	Geldbusse	10 Monate
Konitz	24	Geldbusse	1 Jahr
Czersk	10	Geldbusse	8 Monate
Berent	9	Geldbusse	12 Monate
Rummelsburg	4	4 Wochen	1 Jahr
Hammerstein	2	1 Monat	2 Monate

Quelle: M. Horwitz, «Konitz», *IdR* 7, 1 (1901), S. 571-605.

60 *MVAA* 10, 31 (1. Aug. 1900), S. 245; *SZ* 347 (27. Juli 1900); *DZ* 349 (28. Juli 1900).

61 *MVAA* 10, 50 (12. Dez. 1900), S. 393 f.

62 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16777, Bl-m-114, Verein zur Aufklärung des Konitzer Mordes, 4. März 1901.

63 Ebd., Nr. 16776, Bl. 37-48, Konitz, 20. Dez. 1900. Bezeichnenderweise fehlt die Unterschrift des polnischen Reichstagsabgeordneten Wladislaus von Wolzlegier.

64 Zedlitz' Aussage in *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 216, *DZ* 29. Juni 1900. Zu den Mitgliedern des Stadtrats und der Sit-

- zung von «Bürgern, die in unserer Stadt allgemeines Vertrauen verdienen» am 27. Juni siehe ebd., Bd. 2, Bl. 163, LA Konitz, 30. Juni 1900. Zu Dr. Praetorius siehe *MVAA* 40 (1900), S. 316.
- 65 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 3, Bl. 161, *Konitzer Anzeiger*, 5. Dez. 1900.
- 66 *Ostdeutsche Zeitung* zit. in *IdR* 7, 5 (1901), S. 286.
- 67 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 1, Bl. 70, Magistrat der Stadt Konitz, 27. April 1900. Siehe auch *SZ*, 182 (20. April 1900) unter Berufung auf die *Danziger neuesten Nachrichten*.
- 68 *MVAA* 10, 26 (27. Juni 1900), S. 202.
- 69 *SZ*, 182 (20. April 1900), unter Berufung auf die *Danziger neuesten Nachrichten*.
- 70 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 3, Bl. 157, *Konitzer Tageblatt*, 7. Dez. 1900.
- 71 *SZ* 297 (28. Juni 1900).
- 72 *MVAA* 13, 10 (4. März 1903), S. 70.
- 73 Zu den Wahlergebnissen siehe *Vierteljahrshefte zur Statistik des deutschen Reichs* 12, 1 (1903), 3, S. 44 f. Die antisemitischen Parteien stellten im Wahlkreis Konitz keinen eigenen Kandidaten für die Reichstagswahlen 1903 auf, was jedoch daran lag, dass in diesem Wahlkreis aufgrund der soziologischen Zusammensetzung der Wählerschaft stets die Polenpartei ihren Kandidaten durchbrachte. Beim ersten Wahlgang im Wahlkreis Schlochau-Flatow trat der Kandidat der antisemitischen Partei (Deutschsoziale Reformpartei) gegen Kandidaten der Nationalliberalen Partei, des Zentrums, der Polenpartei und des Bundes der Landwirte an. Bei diesem Wahlgang erhielten die Antisemiten 33 Prozent der Stimmen und mussten in einer Stichwahl gegen die Polenpartei antreten, die 25 Prozent der Stimmen erhalten hatte. Im zweiten Wahlgang errang der Kandidat der antisemitischen Parteien 64 und der Kandidat der Polenpartei 36 Prozent der Stimmen. Es ist schwer einzuschätzen, was dieses Ergebnis bedeutete, da selbst die Juden vor dem Dilemma standen, sich zwischen einem polnischen und einem antisemitischen Kandidaten entscheiden zu müssen. Siehe *MVAA* 13, 25 (24. Juni 1903).
- 74 *KB*, S. 9. Als Ergebnis der antisemitischen Agitation erlebte die jüdische Bevölkerung in anderen Städten ebenfalls einen Rückgang. Siehe *Jeschurun* 1, 46 (17. Mai 1901).
- 75 *Adressbuch der Stadt Konitz*, Konitz 1906.
- 76 *Jeschurun* 35 (23. Aug. 1901); Kellermann, «From Imperial to National-Socialist Germany» (Anm. 46), S. 310.

ANMERKUNGEN ZU S. 213-218

- 77 *Jeschrun* 27 (28. Juni 1901), S. 779. Nach den *MVAA* 10, 36 (5. Sept. 1900), S. 294, hatte Hoffmann auch zwei Jüdinnen wegen Verleumdung verklagt, doch deren Namen werden in dem Bericht nicht genannt.
- 78 *SZ* 421 (8. Sept. 1900); *DZ* 474 (10. Okt. 1900).
- 79 *MVAA* 11, 27 (3. Juli 1901), S. 232.
- 80 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 292 B, Settegast, 6. Juni 1900; *MVAA* 10, 44 (31. Okt. 1900), S. 345.
- 81 *MVAA* 11, 27 (3. Juli 1901), S. 232.
- 82 *MVAA* 12, 15 (9. April 1902), S. 54.
- 83 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 331, Justizministerium an Settegast, 15. Juli 1900.
- 84 Ebd., Nr. 16777, Bl. 333, Schweigger, 18. Juni 1902. Das im November 1900 eingeleitete Verfahren wurde eingestellt.
- 85 *MVAA* 11, 26 (26. Juni 1901), S. 222.
- 86 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16777, Bl. 87 f., Schweigger, 17. Juli 1901; *MVAA* 10, 38 (19. Sept. 1900), S. 299 f.; *MVAA* 10, 40 (3. Okt. 1900), S. 316. Der Antisemit Hofrichter wurde ebenfalls verurteilt. Siehe *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 191, Studt, 13. Juli 1900.

Der Mörder

- 1 CV (Hg.), *Die Gutachten der Sachverständigen über den Konitzer Mord*, Berlin 1903, S. 55.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd., S. 39.
- 4 Ebd., S. 56.
- 5 Ebd.
- 6 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 300-323, Wehn, 3. Juli 1900.
- 7 *ML*, S. 91.
- 8 *MP*, S. 550.
- 9 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 137, Kommission zur Winterschen Mordsache, 24. Mai 1900.
- 10 Ebd.
- 11 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 300-323, Wehn, 3. Juli 1900.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd.

ANMERKUNGEN ZU S. 219-226

- 14 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 3, Bl. 314, Denkschrift, 11. Nov. 1900.
- 15 *ML*, S. 90.
- 16 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 300-323, Wehn, 3. Juli 1900.
- 17 *MVAA* 10, 48 (28. Nov. 1900), S. 378.
- 18 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 300-323, Wehn, 3. Juli 1900.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd., Nr. 16776, Bl. 296, Kracht, 26. März 1901.
- 21 Ebd., Bl. 67, Oberste Staatsanwalt Marienwerder, 17. Dez. 1900.
- 22 Ulrich Linse, «Geschlechtsnot der Jugend»: Über Jugendbewegung und Sexualität», in: Thomas Koebner, Rolf-Peter Jenz und Frank Trommler (Hg.), «*Mit uns zieht die neue Zeit*»: *Der Mythos der Jugend*, Frankfurt a.M. 1985, S. 245-309.
- 23 *ML*, S. 89.
- 24 Hjalmar Söderberg, *Martin Bricks Jugend*, Leipzig 1904, S. 136, zit. in: Regina Schulte, *Sperrbezirke: Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a.M. 1984, S. 151.
- 25 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 296, Kracht, 26. März 1901.
- 26 Ebd.
- 27 Ebd., Nr. 16774, Bl. 279, Settegast, 26. Juni 1900.
- 28 Ebd., Nr. 16776, Bl. 298, Kracht, 26. März 1901.
- 29 Ebd., Nr. 16774, Bl. 300-323, Wehn, 3. Juli 1900, Bl. 310-312.
- 30 Ebd., Bl. 211-215, Aussage Marie Sawischewski, 11. Jan. 1901.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd.
- 34 Ebd.
- 35 Ebd., Bl. 217 f., Aussage August Johann Pikarski, 17. Jan. 1901.
- 36 Ebd., Bl. 220 f.
- 37 Ebd., Bl. 224, Aussage Johann Gast, 16. Jan. 1901.
- 38 Ebd., Bl. 227.
- 39 Ebd., Bl. 229 f.
- 40 Ebd., Bl. 153 f.
- 41 Ebd., Bl. 290, Kracht, 26. März 1901.
- 42 Ebd., Bl. 281.
- 43 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 140, Komitee zur Winterschen Mordsache, 24. Mai 1900.
- 44 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 71, Oberste Staatsanwalt Marienwerder, 17. Dez. 1900.

ANMERKUNGEN ZU S. 226-233

- 45 *MVAA* 10, 19 (5. Mai 1900), S. 145.
- 46 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 57, Gustav Schiller, 19. Mai 1900.
- 47 *MVAA* 10, 19 (9. Mai 1900), S. 145.
- 48 *MP*, S. 329; *MVAA* 12, 42 (15. Okt. 1902), S. 325.
- 49 *MP*, S. 329.
- 50 Ebd., S. 327 f.
- 51 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Oberste Staatsanwalt Marienwerder, 17. Dez. 1900, S. 63-70.
- 52 Ebd., Bl. 151 f., Schweigger, 23. Jan. 1901.
- 53 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 3, Bl. 314, Denkschrift, 11. Nov. 1900.
- 54 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16774, Bl. 109-m, Settegast, 30. Mai 1900; ebd., Bl. 300-323, Wehn, 3. Juli 1900.
- 55 Ebd., Bl. 109 f., Settegast, 30. Mai 1900.
- 56 Ebd.
- 57 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 152 f., Schweigger, 23. Jan. 1901.
- 58 Ebd.
- 59 Ebd., Bl. 210, Schweigger, 27. Feb. 1901.
- 60 Ebd., Nr. 16774, Bl. 300-323, Wehn, 3. Juli 1900.
- 61 Ebd., Nr. 16776, Bl. 114, Schweigger, 27. Feb. 1901.
- 62 Ebd., Bl. 289, Kracht, 26. März 1901.
- 63 Ebd., Bl. 209, Schweigger, 27. Feb. 1901.
- 64 *MVAA* 11, 7 (13. Feb. 1901), S. 58.
- 65 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 303, Kracht, 26. März 1901.
- 66 Ebd.
- 67 Ebd., Bl. 312.
- 68 Ebd., Bl. 310 f.
- 69 Ebd., Bl. 312 f.
- 70 Ebd., Bl. 315.
- 71 Ebd., Bl. 316.
- 72 *GStAPK*, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 3, Bl. 328, gemeinsames Memorandum des Justiz- und des Innenministeriums, 11. Nov. 1900.
- 73 *GStAPK*, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16776, Bl. 68, Oberste Staatsanwalt Marienwerder, 17. Dez. 1900.
- 74 Ebd.
- 75 Ebd., Nr. 16777, Bl. 93-100, Lautz, 25. Juni 1901. Im Folgenden stütze ich mich, soweit nichts anderes angegeben, auf dieses Memorandum.

- 76 *ML*, S. 216.
 77 GStAPK, Rep. 77, Tit. 500, no. 50, Bd. 2, Bl. 56, Schiller, 19. Mai 1900.
 78 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16777, Bl. 88, Schweigger, 17. Juli 1901.
 79 Ebd.
 80 Ebd., Bl. 93-100, Lautz, 25. Juni 1901.
 81 Ebd., Bl. 88, Schweigger, Konitz, 17. Juli 1901.
 82 Ebd.
 83 Simon Schama, *Wahrheit ohne Gewähr: über zwei historische Todesfälle und das Vexierbild in der Geschichte*, München 1991, S. 306.

Nachspiel

- 1 *Jeschrun* 3, 22 (29. Mai 1903), S. 282. Nach früheren Informationen, bevor das Denkmal im Mai errichtet wurde, lautete die Inschrift wie folgt: «Den Mördern zur Warnung – den Christen zur Wahrung ihrer teuersten Güter». *MVAA* 11, 16 (17. April 1901), S. 144.
 2 Stefan Rohrbacher und Michael Schmidt, *Judenbilder: Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile*, Reinbek 1991, S. 352. Die Postkarte erschien im März 1901. Siehe *MVAA* 11, 13 (27.3.1901), S. 113. Der früheste Hinweis auf eine antisemitische Postkarte, den ich finden konnte, betraf eine Postkarte, auf der die Belohnung in Höhe von 20'000 Mark ausgelobt worden war. Siehe *SZ* 293 (26. Juni 1900).
 3 Rohrbacher und Schmidt, *Judenbilder*, ebd. Siehe auch Helmut Gold und Georg Heuberger (Hg.), *Abgestempelt: Judenfeindliche Postkarten*, Frankfurt a.M. 1999, S. 162-164.
 4 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16785, Berlin, 16. Okt. 1903.
 5 Ebd., *Deutsche Zeitung*, 16. Okt. 1903.
 6 GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16778, Schweigger, 20. Mai 1904.
 7 Ebd., Bl. 37 f.
 8 Zum Folgenden siehe GStAPK, Rep. I/84a (2.5.1), Nr. 16778, Schweigger, 19. Mai 1904.
 9 Ebd., 20. Mai 1904.
 10 Ebd., Bl. 35.
 11 Nach einer Zusammenfassung seiner Ansichten in: ebd., Otto Kröhnke, 23. Mai 1907.

ANMERKUNGEN ZU S. 245-246

- 12 Ebd., Bl. 101-107, Schweigger, 4. Juni 1907.
- 13 *Der Grosse Brockhaus*, 15. Auflage, Leipzig 1931, Bd. 10, S. 389.
- 14 Walther Hubatsch (Hg.), *Die evangelische General-Kirchenvisitationen in den von Ost- und Westpreussen sowie Posen 1920 abgetrennten Kirchenkreisen*, Göttingen 1971, S. 154. Zu den Nationalitätenkonflikten in der Region siehe Mieczyslaw Wojciechowski, «Nationalitätenverhältnisse in Westpreussen zu Beginn des 20. Jahrhunderts (1900-1920)», in: ders. und Ralf Shattkowsky (Hg.), *Historische Grenzlandschaften Ostmitteleuropas*, Torun (Thorn) 1996, S. 75-96. Zu den 20er und 30er Jahren siehe Mieczyslaw Wojciechowski, *Miasta Pomorza Nadwislanskego i Kujaw w okresie I wojny swiatowej oraz w miedzywojennym dwudziestoleciu, 1914-1939*, Torun (Thorn) 2000.
- 15 Zit. in: Wojciechowski, «Nationalitätenverhältnisse in Westpreussen», S. 94.
- 16 Christian Jansen und Arno Weckbecker, *Der «Volksdeutsche Selbstschutz» in Polen 1939/40*, München 1992, S. 214.

Bibliographie

Ich habe diese Bibliographie in drei Teile aufgegliedert: Quellensammlungen in Archiven, gedruckte Quellen einschliesslich zeitgenössischer Veröffentlichungen zum Mordfall in Konitz und schliesslich Forschungsliteratur, die in die Abfassung dieses Buches in wichtiger Hinsicht mit eingeflossen ist. Mit Ausnahme der angegebenen Quellen in Archiven erhebt die Bibliographie keinen Anspruch auf Vollständigkeit und enthält nicht alle Veröffentlichungen, die in den Anmerkungen angegeben sind. Sie soll dem Leser lediglich einen Überblick über die Hauptquellen geben und zu einer weiteren Beschäftigung mit dem Thema anregen. Zu diesem Zweck habe ich die im dritten Teil aufgeführten Veröffentlichungen kurz kommentiert.

I. Archive

Archiv Paristwowe w Bydgoszcz

Akta Miasta Chojnic, 1801-1937

Akta Starostwo Powiatowe w Chojnicach, 1773-1919

Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam

30 Berlin C Polizeipräsidium Berlin

The Church of Jesus Christ of Latter Day Saints, Famil History

Library, Salt Lake City

Konitz, Standesamt, Zivilregister, 1874-1877

Katholische Kirche Konitz, Kirchenbuch, 1651-1890

Evangelische Kirche Konitz, Kirchenbuch, 1632-1917

Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin-Dahlem

Rep. 77 Ministerium des Innern

Rep. 81 Justizministerium

II. Gedruckte Quellen

A. Tageszeitungen

Allgemeine Zeitung des Judentums

Antisemitische Correspondent

Gazetta Grudzionska

IdR

Jeschrun

Jüdische Presse

Konitzer Tageblatt

Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus

Staatsbürger Zeitung

B. Stenographische Gerichtsprotokolle

Der Konitzer Blutmord vor dem Berliner Gericht: Die Verhandlungen des Pressprozesses gegen die «Staatsbürgerzeitung» vor der II. Strafkammer des Königl. Landgerichts I, Berlin 1902.

Der Prozess gegen Masloff und Genossen (Konitz, 23.10-10.11.1900) nach stenographischer Aufnahme, Berlin 1900.

Der Prozess gegen Moritz Lewy (Konitz, 13.-16. Februar 1901) nach stenographischer Aufnahme, Berlin 1901

Der Xantener Knabenmord vor dem Schwurgericht zu Cleve, 4.-14. Juli 1892; vollständiger Bericht, Berlin 1893.

C. Zeitgenössische Darstellungen des Konitzer Mordfalls

Der Blutmord in Konitz, Einleitung von Max Liebermann von Sonnenberg, Berlin 1901.

Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (Hg.),
Die Gutachten der Sachverständigen über den Konitzer Mord,
Berlin 1903.

Borowka, Bruno, *Aus Sage und Geschichte von Konitz,* Konitz 1919.

George, Gustav, *Enthüllungen zur Konitzer Mordaffäre,* Berlin 1903.

BIBLIOGRAPHIE

- Hamburger, Hermann, *Der Konitzer Mord: Ein Beitrag zur Klärung*, Breslau 1900.
- Nathan, Sally, *Motivia: Die Tragödie von Konitz*, Berlin 1901.
- Sutor, Gustav, *Der Konitzer Mord und seine Folgen*, Berlin 1900.
- Zelle, W., *Wer hat Ernst Winter ermordet? Eine psychologische Studie*, Braunschweig 1904.

III. Forschungsliteratur

- Anderson, Margaret Lavinia, *Practicing Democracy: Elections and Political Culture in Imperial Germany*, Princeton 2000. Wichtige revisionistische Arbeit, in der die These vertreten wird, im Deutschen Kaiserreich habe die deutsche Bevölkerung sich zunehmend mit den Praktiken einer demokratischen Staatsform vertraut gemacht. Daneben behandelt die Autorin die Konflikte zwischen den hierarchischen Strukturen des Deutschen Reiches und den Zwängen lokaler Institutionen.
- Austin, J.L., *How to Do Things with Words*, Cambridge, Mass. 1975. Bahnbrechende Abhandlung über den Einfluss des Kontexts auf die Bedeutung menschlicher Rede.
- Avneri, Zvi (Hg.), *Germania Judaica*, 2 Bde., *Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*, Tübingen 1968. Unentbehrliche Quellensammlung über jüdische Gemeinden und Antisemitismus im Hochmittelalter.
- Blackbourn, David, *Wenn ihr sie wieder seht, fragt wer sie sei. Marienerscheinungen in Marpingen. Aufstieg und Niedergang des deutschen Lourdes*, Reinbek 1997. Wichtige Mikrogeschichte über deutsche Katholiken und den Einfluss des Staates.
- Bloch, Maurice, *Ritual, History and Power: Selected Papers in Anthropology*, London 1989. Über den Zusammenhang zwischen Ritual und Glauben.
- Blök, Anton, *Honour and Violence*, Cambridge 2001. Tiefschürfende Essays über die Bedeutungen von Gewalt.

BIBLIOGRAPHIE

- Browning, Christopher R., *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon toi und die «Endlösung» in Polen*, Reinbek 1994. Exemplarische soziale und psychologische Untersuchung über ein Polizeibataillon, das im Zweiten Weltkrieg in Polen an der Erschiessung Tausender von Juden beteiligt war.
- Butler, Judith, *Excitable Speech: A Politics of the Performative*, New York 1997. Über Hetzreden.
- Chazan, Robert, *Medieval Stereotypes and Modern Antisemitism*, Berkeley 1997. Sammlung von scharfsichtigen Aufsätzen über das fortbestehende Vermächtnis des Antisemitismus unter sich verändernden Verhältnissen.
- Davis, Natalie Zemon, «The Rites of Violence», in: *Society and Culture in Early Modern France*, Stanford 1975, S. 152-187. Früher zukunftsweisender Essay über die rituellen Aspekte kollektiver Gewalt.
- Demos, John Putnam, *Entertaining Satan: Witchcraft and the Culture of Early New England*, New York 1982. Vermittelt wichtige Einsichten über die in Gemeinschaften herrschenden Zwänge, die zu Beschuldigungen wegen Hexerei führten. Das Buch ist zudem ein Beispiel für einen interdisziplinären Zugang zu Lokalstudien.
- Frankel, Jonathan, *The Damascus Affair: «Ritual Murder», Politics, and the Jews in 1840*, Cambridge 1997. Sorgfältige Darstellung eines berühmten Ritualmordfalles und dessen Nachwirkungen in ganz Europa.
- Gay, Peter, *Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter*, München 1996. Über die vielfältigen Ausdrucksformen der Gewalt.
- Gay, Peter, *Freud, Juden und andere Deutsche*, Hamburg 1986. Unentbehrlich für den grösseren Kontext der deutschjüdischen Geschichte.
- Gellately, Robert, *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933-1945*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1993. Über die Abhängigkeit der Gestapo von Denunziationen aus der Bevölkerung.
- Genette, Gérard, *Narrative Discourse: An Essay in Method*, 292

BIBLIOGRAPHIE

- Ithaca 1980. Eine Theorie über den Wandel der Perspektive des Erzählers in der Literatur.
- Geyer, Michael, «Resistance as an Ongoing Project: Visions of Order, Obligations to Strangers, and Struggles for Civil Society, 1933-1990», in: John Boyer und Michael Geyer (Hg.), *Resistance against the Third Reich, 1933-1940*, Chicago 1994, S. 325-350. Interpretiert zentrale Aspekte des Dritten Reiches als Auflösung der menschlichen Solidarität.
- Goldhagen, Daniel Jonah, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996. Monokausal argumentierende Abhandlung über die Ursprünge des Holocaust: Die Deutschen waren spätestens seit dem 19. Jahrhundert von einem «eliminatorischen Antisemitismus» besessen.
- Gross, Jan T., *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne*, München 2001. Die erst vor Kurzem wiederentdeckte Geschichte, wie die Polen einer polnischen Kleinstadt unter nationalsozialistischer Besatzung ihre jüdischen Nachbarn niedermetzelten.
- Harris, James F., *The People Speak! Anti-Semitism and Emancipation in Nineteenth-Century Bavaria*, Ann Arbor 1994. Wichtig zur Einschätzung der Intensität des ländlichen Antisemitismus im 19. Jahrhundert in Deutschland.
- Hoffmann, Christhard, Werner Bergmann und Helmut Walser Smith (Hg.), *Exclusionary Violence: Antisemitic Riots in Modern German History*, Ann Arbor 2002. Sammlung von Aufsätzen zur Gewalt in der deutschen Tradition des Antisemitismus.
- Hsia, Ronnie Po-chia, *The Myth of Ritual Murder. Jews and Magic in Reformation Germany*, New Haven 1988. Eine Sammlung von Fallstudien.
- Kertzer, David L, *The Kidnapping of Edgardo Mortara*, New York 1998. Brillant erzählte Sozialgeschichte des berühmtesten Falls von katholischem Antisemitismus im 19. Jahrhundert.
- Klier, John D., und Schlomo Lambroza (Hg.), *Pogroms:*

BIBLIOGRAPHIE

- Anti-Jewish Violence in Modern Russian History*, Cambridge 1992. Sammlung von Aufsätzen zur Belegung der These, dass im Gegensatz zu einer landläufigen Meinung die Judenpogrome in Russland nicht von der zaristischen Regierung ausgingen, sondern von Agitatoren innerhalb der unteren Bevölkerungsschichten.
- Langmuir, Gavin I., *Toward a Definition of Antisemitism*, Berkeley 1990. Umstrittener Essay über die lokalen Ursprünge der ersten Ritualmordbeschuldigungen.
- Levy, Richard S., *The Downfall of the Anti-Semitic Political Parties in Imperial Germany*, New Haven 1975. Über den Niedergang des politischen Antisemitismus im wilhelminischen Deutschland als Folge innerparteilicher Streitigkeiten.
- Lotter, Friedrich «Hostienfrevelvorfwurf und Blutwunderverfälschung bei den Judenverfolgungen von 1298 (Rindfleisch) und 1336-1338 (Armleder)», in: Monumenta Germaniae Historica (Hg.), *Fälschungen im Mittelalter*, Hannover 1988, S. 533-584. Sorgfältige, detaillierte Studie über hochmittelalterliche Hostienfrevelbeschuldigungen.
- Malamud, Bernard, *Der Fixer*, Köln 1968. Faszinierende Erzählung von einem Juden, der fälschlich eines Ritualmordes beschuldigt wird.
- Meyer, Michael A. (Hg.), unter Mitwirkung von Michael Brenner, *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, München 1996 f. Diese Bände repräsentieren einerseits den neuesten Forschungsstand und bieten andererseits einen guten Einstieg in die Materie.
- Moore, R. L., *The Formation of a Persecuting Society: Power and Deviance in Western Europe, 950-1250*, Oxford 1987. Wichtige, wenn auch ältere zusammenfassende Darstellung.
- Morrison, Toni, *Im Dunkeln spielen. Weisse Kultur und literarische Imagination*, Reinbek 1995. Über die Art und Weise, wie die Vorstellung von Rasse sich auf die Literatur auswirkt.
- Muir, Edward, und Guido Ruggiero, *Microhistory and the Lost Peoples of Europe*, Baltimore 1991. Knappe Darstellung der

BIBLIOGRAPHIE

- Mikrohistorie als Methode. Siehe vor allem die Einleitung von Muir und den Essay «The Name of the Game» von Carlo Ginzburg und Carlo Poni.
- Nirenberg, David, *Communities of Violence: Persecution of Minorities in the Middle Ages*, Princeton 1996. Überzeugend belegte These, dass der Antisemitismus in seinem präzisen historischen Kontext und nicht als zeitlose Krankheit der westlichen Geschichte verstanden werden muss.
- Nonn, Christoph, «Zwischenfall in Konitz: Antisemitismus und Nationalismus im preussischen Osten um 1900», *Historische Zeitschrift* 266 (1998), H. 2, S. 387-418. Wichtiger Aufsatz zu dem Mordfall in Konitz, dessen Autor die – meiner Meinung nach irrige – These vertritt, für die wiederaufflammende antisemitische Gewalt jener Zeit sei eine ökonomische Krise verantwortlich gewesen.
- Patterson, Orlando, *Rituals of Blood. Consequences of Slavery in Two American Centuries*, New York 1999. Das zweite Kapitel enthüllt brillant die rituellen Aspekte europäischamerikanischer Lynchpraktiken, die in mancher Hinsicht Parallelen zu den Gewalttaten in Verbindung mit Ritualmordbeschuldigungen aufweisen.
- Rohrbacher, Stefan, *Gewalt im Biedermeier: Antijüdische Ausschreitungen in Vormärz und Revolution (1815-1848/49)*, Frankfurt a.M. 1993. Umfassende Arbeit über antisemitische Gewalt in Deutschland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
- Rohrbacher, Stefan, und Michael Schmidt, *Judenbilder: Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitische Vorurteile*, Reinbek 1991. Enthält Material zur Kulturgeschichte der Ritualmordbeschuldigung.
- Rubin, Miri, *Gentile Tales: The Narrative Assault on Late Medieval Jews*, New Haven 1999. Zur narrativen Konstruktion des Hostienfrevelvorwurfs.
- Schacter, Daniel L., *Searching for Memory: The Brain, the Mind, and the Past*, New York 1996. Ausgezeichnete Einführung in die gegenwärtige Forschung über individuelle Erinnerung und ihre Entstellungen.

BIBLIOGRAPHIE

- Schechner, Richard, *Between Theater and Anthropology*, Philadelphia 1985. Vertritt die These, dass eine Bühnenaufführung einer dem Ritual verwandten Logik folgt.
- Georg R. Schroubek, «Der Ritualmord von Polna: Traditioneller und moderner Wahnglaube», in: Rainer Erb and Michael Schmidt (Hg.), *Antisemitismus und jüdische Geschichte: Studien zu Ehren von Herbert A. Strauss*, Berlin 1987, S. 149-171. Knappe und kenntnisreiche Darstellung des Ritualmordfalls in Polna.
- Strack, Hermann L., *Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit*, 5.-7. Aufl., München 1900. (Neubearbeitung der Schrift *Der Blutaberglaube in der Menschheit, Blutmorde und Blutritus*). Nach wie vor die beste allgemeine Einführung in die Geschichte der Ritualmordbeschuldigungen in Europa.
- Toch, Michael, *Die Juden im mittelalterlichen Reich*, München 1998. Beste Kurzeinführung in den gegenwärtigen Forschungsstand über die Juden im Mittelalter.
- Turner, Victor, *Dramas, Fields, and Metaphors. Symbolic Action in Human Society*, Ithaca 1974. Grundlegend für ein Verständnis des rituellen Prozesses.
- Vital, David, *A People Apart: The Jews in Europe, 1789-1939*, Oxford 1999. In der Hauptsache ein Buch über den Antisemitismus und die Reaktion der Juden darauf.
- Vogt, Bernhard, «Die Atmosphäre eines Narrenhauses: Eine Ritualmordlegende um die Ermordung des Schülers Ernst Winter in Konitz», in: Michael Brocke, Margret Heitmann und Harald Lordick (Hg.), *Zur Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreussen*, Hildesheim 2000, S. 545-578. Kurze und präzise Schilderung der Ereignisse.

Verzeichnis der Abbildungen

Yale University Library

Abb. S. 18, 21, 39, 43, 54, 65, 169

Vanderbilt University Library

Abb. S. 115, 121, 203

Museum für Lokalgeschichte und Volkskunde, Chojnice

Abb. S. 9, 75, 161

Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz

Abb. S. 19, 25, 239

Fotoarchiv Marburg

Abb. S. 241

Danksagung

Wenn man ein Buch schreibt, ist es eine gute Idee, eine Route im Kopf zu haben, wohin das Ganze gehen soll. Als ich dieses Projekt startete, hatte ich eine solche Route. Aber irgendwann machten die Wegmarken und Schilder keinen Sinn mehr. Von da an fing die Sache an, Spass zu machen, aber mehr denn je war ich auf den Rat und die Unterstützung von Freunden und Kollegen angewiesen.

Christhard Hoffmann verdanke ich, dass die Konitz-Geschichte nicht in der Schublade verschwand. Er riet mir als erster, der Ritualmordanklage nachzugehen. Und zu einem Zeitpunkt, als es mir klüger schien, das Ganze aufzugeben, überzeugte er mich, weiterzumachen. Christoph Nonn übte in einem frühen Stadium hilfreiche Kritik. Er hat inzwischen sein eigenes Buch über die Ereignisse in Konitz abgeschlossen. Leser, die sich dafür interessieren, wie unterschiedlich zwei Historiker ein und dasselbe Thema behandeln können, sollten auf jeden Fall sein Buch *Eine Stadt sucht einen Mörder: Ritualmordgerüchte und Antisemitismus im Kaiserreich* zur Hand nehmen.

Die kritischen Kommentare von drei Freunden – Margaret Lavinia Anderson, Michael Bess und James Epstein – zu einem ersten Entwurf zwangen mich, meine Grundannahmen neu zu überdenken und gewissermassen noch einmal von vorn anzufangen. Dafür bin ich ihnen dankbar. Beim Schreiben späterer Versionen profitierte ich ausserordentlich von Diskussionen über den Fall mit Freunden und Kollegen auf beiden Seiten des Atlantiks, darunter Werner Bergmann, Chris Clark, Paul Freedman, Peter und Ruth Gay, Pieter Judson (und seinen wunderbaren Studenten am Swarthmore College), Christian Jansen (der ein Diskussions-

forum zum Thema auf dem Deutschen Historikertag in Aachen organisierte), Thomas Mergel, Jim Retallack, Marianne Sedlmeier (die Interesse nicht nur mimte), Henry A. Turner, Siegfried Weichlein (der mir erklärte, warum Aristoteles für diese Geschichte wichtig ist) und Mieczyslaw Wojciechowski.

Intensive Gespräche mit Freunden hier an der Vanderbilt University – mit Frank Wicslo, Margo Todd, Matt Ramsey, Rebecca Plant, Jose Medina (der mich vor einem philosophischen Ausrutscher bewahrte), Jane Landers, Adrienne Lerner, Cheryl Hudson, Joel Harrington, Ed Harcourt, Katie Crawford, Beth Conklin, und Tycho de Boer – haben das Manuskript mitgeprägt. Bill Caferro, unser Mittelalter-Historiker, hat das Kapitel über die historischen Ursprünge des Ritualmordes mehrfach mit grosser Geduld durchgesehen. Ihre Anregungen und Fragen erwiesen sich immer wieder als hilfreich.

Aus purem Eigeninteresse habe ich eine erste Fassung des Manuskripts meinen Studenten in einer Vorlesung über den Holocaust und in einem Seminar über historische Methoden zur Pflichtlektüre gemacht. Zum Glück zögerten die Studenten nicht, ihrem Professor mit ungezählten Verbesserungsvorschlägen aufzuwarten. An Vanderbilt erfuhr ich auch Unterstützung auf andere Art. Mona Frederick, die geschäftsführende Direktorin des Robert Penn Warren Center for the Humanities, und ihre Assistentin Sheri Willis halfen mir mit den vielen Details für ein anderes Buchprojekt, um Zeit für das Schreiben dieses Buches zu gewinnen. Lori Cohen, unsere Sekretärin im History Department, hat einzelne Kapitel gelesen, Schaubilder gestaltet und ausgeholfen, wenn es nötig war. Wie immer war die Zusammenarbeit mit ihr ein Vergnügen. Vanderbilt danke ich auch für die grosszügige Unterstützung der Übersetzung.

Im Laufe meiner Recherchen konnte ich immer wieder auf die Grosszügigkeit von Freunden zählen. Bei meinen Kurzaufenthalten in Berlin halfen mir vor allem Ulrike Baureithel und Christian Jansen, ein Dach über den Kopf zu finden.

Dafür und für die langen engagierten Gespräche bin ich ihnen dankbar. Ohne die überwältigende Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft von Natalia Mielczarek, Lydia Smentek und Andy Hess in Torun wäre mein Forschungsaufenthalt in Polen halb so erfolgreich gewesen. In Chojnice (Konitz) selbst hatte ich das Glück der Bekanntschaft mit Tomasz Myszka, von dessen intimer Kenntnis der Stadtgeschichte ich profitierte. Er zeigte mir Konitz und er hat die ersten Fassungen des Buches mit Neugierde gelesen.

Zu grossem Dank verpflichtet bin ich auch den Archivaren und Bibliothekaren verschiedener Institutionen in den Vereinigten Staaten, Deutschland und Polen. Für ihre Unterstützung danke ich Peter Letkemann und den Mitarbeitern vom Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem, wo der Hauptbestand an Akten zum Mordfall in Konitz aufbewahrt wird. Wertvolle Dokumente fand ich auch im Staatsarchiv in Bydgoszcz, im Museum für Lokalgeschichte und Volkskunde in Chojnice, im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam und in der Family History Library der Church of Jesus Christ of Latter Day Saints. Die Mitarbeiter mehrerer Bibliotheken, darunter die Universitätsbibliothek der Nicolaus Copernicus Universität in Torun, die Staatsbibliothek zu Berlin, die Klau Library des Hebrew Union College in Cincinnati und die Jean and Alexander Heard Library der Vanderbilt University halfen bereitwillig mit Auskünften. Ganz besonderen Dank schulde ich Jim Toplon und Marilyn Pilley von Vanderbilts Abteilung für Fernleihen. Sie scheuten keine Mühe, wenn es darum ging, obskure Pamphlete für mich ausfindig zu machen.

Meinen Freunden vom Kim Dayani Rehab Center an Vanderbilt, vor allem Carmen Arab, Cassandra Huskey und Karen Dyer danke ich für die Geduld, mit der sie sich meine seltsamen Geschichten anhörten und meine Musik ertrugen, während sie darüber wachten, dass mein Rücken mich im Laufe des Schreibens nicht völlig im Stich liess.

Unter der Obhut von Bob Weil und seinem Assistenten Jason Baskin, zwei wunderbaren Lektoren meines amerikanischen Verlags W. W. Norton, machte das Manuskript noch einmal eine Metamorphose durch. Bob regte Revisionen von der Art an, die den Ton des ganzen Buches veränderten, während Jason seine erstaunliche Intelligenz auf meine Prosa konzentrierte. Dass der Wallstein Verlag die deutsche Fassung besorgt, verdanke ich Thedel v. Wallmodens intensivem Interesse von Anbeginn des Buchprojekts. Er war ein hilfreicher Gesprächspartner in verschiedenen Stadien. Dem Übersetzer Udo Rennert danke ich für sein Engagement und seine kritischen Nachfragen. Mein Dank gilt auch Monika Meffert und Hajo Gevers vom Wallstein Verlag, die mit grossem Einsatz für die aufmerksame Durchsicht des Textes gesorgt haben.

Schliesslich, danke ich meiner Frau Meike Werner, Partner ,in all things that matters Während der vergangenen drei Jahre diskutierte sie immer wieder von Neuem die Geschichte vom Schlachter, las diverse Fassungen des Manuskripts und sagte mir, ob es noch nicht gut genug oder ob es gut genug war. Und sie teilte ihr Leben, ihre Geduld und ihre Liebe mit mir.

Nashville, Juli 2002

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

© W.W. Norton & Company, New York and London 2002.

Für die deutsche Ausgabe:

© Wallstein Verlag, Göttingen 2002

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Basta Werbeagentur, Rudi Schmitt
unter Verwendung eines zeitgenössischen Fotos.

Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 3-89244-612-1

Die Protokolle der Weisen von Zion

Die Grundlagen des modernen Antisemitismus –
eine Fälschung. Text und Kommentar
Hg. von Jeffrey L. Sammons
128 S., brosch.
ISBN 3-89244-191-x

«Sammons dokumentiert den Text der «Protokolle», um Voraussetzungen für die Aufklärung und die Widerlegung der Behauptung zu schaffen, in naher Zukunft würden die «Weisen von Zion» vor keinem gewaltsamen Mittel zurückschrecken, um die Kontrolle der Welt zu erlangen.

Fritz Bauer Institut, Newsletter

Der Text der «Protokolle» selbst ist so naiv und dumm, dass man ihn nur mit Mühe lesen kann (ganz im Gegensatz zu dem brillanten Vorwort Sammons»).

Fantasia 131/132 Martin Gübser

Literarischer Antisemitismus

Untersuchungen zu Gustav Freytag und anderen
bürgerlichen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts
328 S., brosch.
ISBN 3-89244-259-2

Das Buch informiert in dem Freytag gewidmeten Hauptteil ausführlich, es ist insgesamt klar und lesbar geschrieben, hat eine eindeutige Aussage und verfolgt ein deutlich umrissenes Argumentationsziel, das zum Widerspruch reizt und damit eine Debatte ermöglicht.

Florian Krobb, Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 1999

Wallstein

www.wallstein-verlag.de

Matthias Richter

**Die Sprache jüdischer Figuren
in der deutschen Literatur (1750-1933)**

Studien zu Form und Funktion

352 S., geb., Schutzumschlag

ISBN 3-89244-068-9

Richters Streifzüge durch Theaterstücke, Erzählungen und Romane lassen ahnen, welchen bedeutenden Anteil die deutsche Literatur am Verschwinden der jüdischen Sprache zwischen 1750 und 1933 hatte.

Hans-Joachim Neubauer, FAZ

Alfred Bodenheimer

Wandernde Schatten

Ahasver, Moses und die Authentizität
der jüdischen Moderne

288 S., 12 Abb., brosch.

ISBN 3-89244-509-5

Im 19. und 20. Jahrhundert wurde die Legendengestalt des Ewigen Juden Ahasver, der als zur Ruhelosigkeit verdammt, unsterblicher Wanderer die Welt durchstreifte, bis weit in die intellektuellen Eliten hinein als Personifikation des jüdischen Volkes verstanden.

Autoren wie Heinrich Heine, Theodor Herzl, Sigmund Freud oder Nelly Sachs haben den Charakter des modernen Judentums aus einer Synthese zwischen dem Ewigen Juden Ahasver und der biblischen Moses-Gestalt geschaffen.

Wallstein

www.wallstein-verlag.de